

Lunaru



BIBLIOTECA
Prof. L. MRAZEC
BUCUREȘTI

27/11

În grație d. Evidențierii!

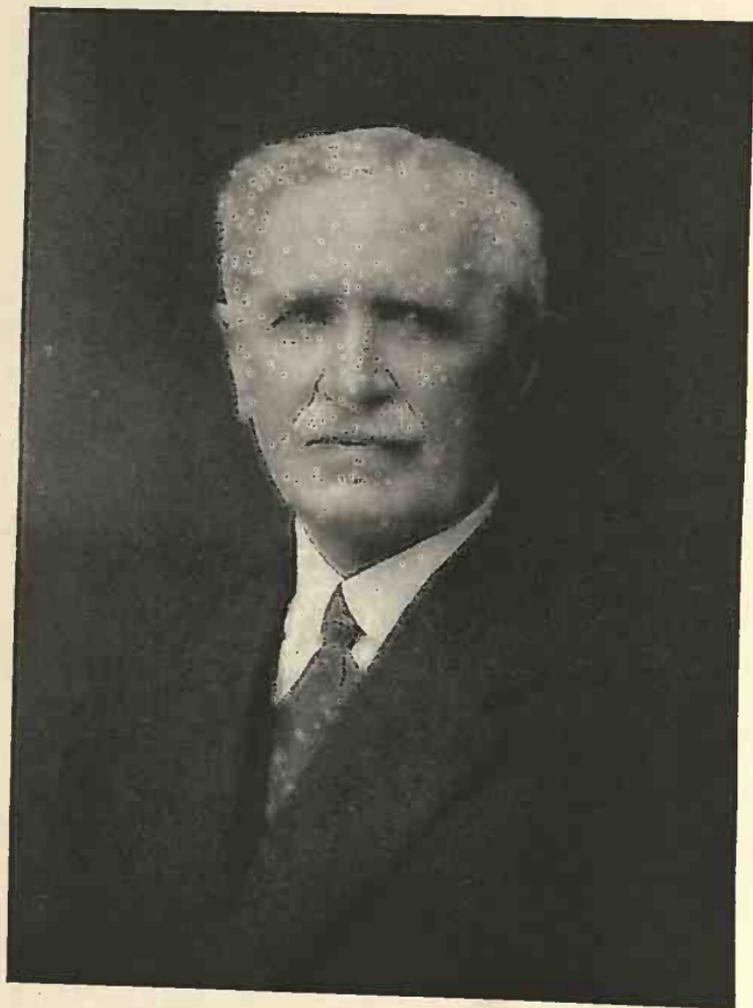
Consul General Royal
de Roumanie

Dr. Jón Calinciuc
Marienbad.

Marienbad 1938

BIBLIOTECA
Prof. L. MRAZEC
BUCUREȘTI

BIBLIOTECA
Prof. L. MRAZEC
BUCUREȘTI



Joseph Kalinczuk

ARC

TRAUMLAND

69571

Dichtungen

241444

von

JONÉL KALINCZUK

BIBLIOTHECA
Prof. L. ARBAZEC
BUCUREȘTI

153674

BIBLIOTECA
CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

Zweite Auflage

KRYSTALL-VERLAG / WIEN 1934

BUCURESTI

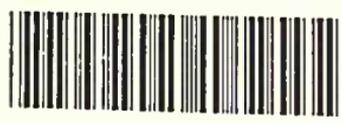
Cota 69571
Inventar 153674

1956

A J M U A R T

RC 27/02

B.C.U. Bucuresti



C153674

BIBLIOTECA
Prof. L. MHAZEC
BUCUREȘTI

DEM ANDENKEN MEINER MUTTER

BEMERKUNGEN ZUR II. AUFLAGE

Da die I. Auflage des Buches in verhältnismäßig kurzer Zeit (zehn Monaten) vollständig vergriffen war, ergab sich die Notwendigkeit der Herausgabe der II. Auflage, die um einige neue Sonette, Gedichte und Balladen vermehrt wurde. — Auch diesmal wird das Reinerträgnis den armen Blinden gewidmet.

Der Verfasser.

GEDICHTE

DER BLINDE

Ihr guten Menschen habt Erbarmen!
Vernehmet meiner Klage Ruf;
Wozu das Leben gab mir Armen
Ein Gott, der mich zum Blinden schuf?

Die Sonne, die ihr leuchtend seht,
Mir scheint in ihrer Pracht sie nie,
Ob auf sie oder niedergeht
Lebt nur in meiner Phantasie.

Es deckt ein dichter Schleier mir
Die Augen, dunkel wie die Nacht,
Ich sehe weder Mensch noch Tier,
Nicht Baum und nicht der Blumen Pracht.

Ich sehe nicht die Gotteswelt
Noch auch was andern Freude bringt,
Und grau ist mir das Himmelszelt
Das meinem Blick in nichts versinkt.

Ich höre euch die Sterne preisen,
Dort hoch am Horizont, dem dunklen,
Und wie sie um die Welten kreisen
Wie hell sie leuchten, wie sie funkeln,

Dies alles bleibt mir unbekannt,
Denn Schatten hüllen meinen Blick
Wie fernes unentdecktes Land
Und auch mein ganzes Lebensglück.

So Schweres gibt es nicht auf Erden
Als zwecklos leben — und nicht sehn,
Und jeden Tag aufs Neue sterben
Und immer wieder aufersteh'n!

Mein Licht gleicht einem tiefen Schacht,
Ist grenzenlos als wie das Meer,
Und dort in dunkler Mitternacht
Zwei tote Augen starren leer.

Und so verbring' ich meine Tage,
Die mir so trüb und dumpf vergehn,
Ich hoffe in Geduld und frage:
„Werd' ich vielleicht im Tode sehn?“



EIN TRAUM

Hatt' in stiller Frühlingsnacht
In den Mond geblickt,
Dachte viel an fernes Leid
Und bin eingenickt.

Weiß nicht, wie es mir erging
Unterm Eichenbaum,
War es wirklich, was ich sah,
Oder war es Traum?

Dichte Nebel fielen sacht
Von der Himmelshöh'
Wie im Herbst das dürre Laub
Und im Winter Schnee.

Und aus diesem Nebel trat,
Weißgehüllt und bleich,
Leise eine Frau hervor,
Einem Schatten gleich.

Blaß ihr Antlitz, ernst und fahl,
Weiß wie frischer Firn,
Und ein gelber Blumenkranz
Wand sich um die Stirn.

Langsam kam sie auf mich zu,
Beugte sich und sprach:
„Kennst du noch die braune Maid
Von Kandréen am Bach,

Die dich, ach, so sehr geliebt
Sich an dich geschmiegt,
Und sich oft an deiner Brust
In den Schlaf gewiegt?

Die dann, als du treulos wardst,
Als dein Herz verdarb,
Tränenvoll in Schmerz sich wand
Und aus Kummer starb?

Fühle meine Wangen an:
Sie sind welk und alt,
Und die Hände, einst so weich
Sind jetzt dürr und kalt.

Alles ist jetzt tot und stumm
Und so kühl das Grab,
Und aufs kleine morsche Kreuz
Fällt das Laub herab . . .

Einmal nur zur Frühlingszeit,
Einmal nur im Mai,
Wenn die Blumen bei euch blüh'n,
Ist der Tote frei.

In der ersten Vollmondnacht,
Wenn der Flieder blüht,
Wenn die Rosenknospe sprießt
Und das Würmchen glüht,

Darf ein jeder, der geliebt,
Von der Toten Herde
Und ein jeder, der gelitten,
Wieder auf die Erde.

Fühlst du noch die Frühlingsnacht
Und der Blumen Duft?
Hörst du jene Kobza*-Klänge,
Tönen durch die Luft?

* Rumänisches Saiteninstrument

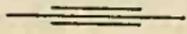
Komme rasch, mein süß Geliebter,
In den Horareigen*,
Komm' und eile, denn es stimmen
Flöten schon und Geigen.

Ach, noch einmal dich umfassen,
Wirbelnd im Verderben,
Süß und wonnig wie dereinst —
Und dann wieder sterben!

Aber leider kann ich dich
Nur mit Worten grüßen,
Denn ein totes Menschenkind
Darf ja nicht mehr küssen . . .“

Und sie faßte mich am Arm,
Flöt' und Geigen sangen
Und ich fühlte ihren Hauch
Kühl an meinen Wangen. —

Schweren Herzens wacht' ich auf,
Herz bedrückt von Sehnen,
Und der blasse Mondenschein
Sah auf meine Tränen . . .



* Rumänischer Volkstanz

AM FLIEDERBAUM

Am grünen, knospenden Fliederbaum
Da hüpfte ein Vöglein und sang
Von Frühlingssonne und Blüentraum
Daß hell es wie Jubel erklang.

Am sommerlich blühenden Fliederbaum
Da sprossen die Blüten hervor,
Und streckten die Köpfchen im sonnigen Raum
Voll heimlichem Sehnen empor.

Doch als der Sommer gekommen zur Rast
Da rollten die Blumen sich ein,
Die Blätter vergilbten am knorrigen Ast
Im herbstlichen Morgenschein.

Und alles was konnte das flog davon
Dem sonnigen Lichte entgegen,
Nur einer blieb übrig, dem Herbste zum Hohn,
Trotz Nebel und Frost und Regen.

Am kahlen, verdorrenden Fliederbaum
Ein Vöglein hockt einsam und krank,
Und zehrt vom entschwundenen Frühlingstraum
Den ganzen Winter lang . . .!



VISION AM SEE

Es zieht im Traum ein dunkler Kahn
Am fernen Seegestade,
Ein Nixchen steigt mit feuchtem Leib
Aus silberhellem Bade,
Setzt leise sich zur Seite mir,
Scheucht mir der Seele Kummer
Und lispelt süß und wonnevoll
Gleichwie im Morgenschlummer:

„Was trauerst du, arm' Menschenkind,
Um das, was längst entschwunden,
Als noch dein Herz der Blumen Pracht
Zur Maienzeit empfunden?
Was einstens war, ist welk und alt,
Verklungen sind die Lieder,
Nur einmal blüht des Lebens Mai —
Und kehrt dann nimmer wieder!

Hast du gelebt und hast du geliebt
In seligem Herzensgenießen,
Hast du gehofft, gelitten, gejauchzt
In Stunden, die leider zerfließen, —
So wisse: die Zeit des köstlichsten Glücks
Vergeht wie das Duften der Rosen,
Verweht wie ein flüchtiger Blüentraum,
Umfangen von zärtlichem Kosen.

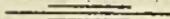
Des Glückes Stunde, jäh erfaßt
In sehrend heißem Bangen,
Kaum ist sie da — so ist sie auch
Zerflattert und vergangen!



Lass', armer Freund, der Sehnsucht Qual
Und eitel Hoffnung fahren;
Es blüht kein Herzensfrühling mehr
In späten Lebensjahren!

Lass' dir der Wahrheit tiefsten Kern
Aus meinem Munde künden:
Für alles Blühen weiß die Zeit
Die rechte Zeit zu finden!

Es naht der dunkle Kahn dem Strand
Der Traum zerrann — der Nix' entwand. —



AN DER WEGSCHEID'

Zog ein Pfad den Berg hinan
Auf des Lebens Stege
Wie ein grünes Band im Tann
Auf des Waldes Wege.

Und auf diesem Wege ging
Er und sie zusammen,
Wo das Glück sie eng umfing
Heiß mit seinen Flammen.

Wonnerausch in Maienzeit
Voller Seligkeiten,
Ein Gedanke und ein Leid
Bis in ferne Weiten.

An dem Weg ein Marterl stand,
Dürr ein Kranz gebunden,
Wo ein Schmerz Erlösung fand,
Fast schon überwunden.

Kam ein junges Menschenkind
Zag dahergeschritten;
Lindenblüten wehten lind
Auf des Pfades Mitten.

Kam und stand und hielt den Schritt
An des Weges Scheide,
Wo die enge Straße glitt
Längs der grünen Heide.

Hinter ihr Vergangenheit,
Welkend, fast vergessen,
Und vor ihr die neue Zeit
Schicksalsvoll bemessen.

Sah und grüßt zur Rechten hin
Letztes Abschiedswinken
Und betrat dann, Stolz im Sinn,
Engen Pfad zur Linken.

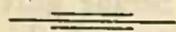
Fiel ein Blatt vom Marterl nieder
Tränenschwer zur Erde;
Ob aus ihm zum Sommer wieder
Neues Blättlein werde?

Führt zu ihr seitdem kein Steg,
Sommertraum verglühte,
Endlos lang vor ihm der Weg,
Herz ist wandermüde.

Herbstlich kühle Nebel wehn,
Dürr der Tann erzittert,
Frischer Reif auf Bergeshöhn,
Blüten längst verwittert.

Kurzes Glück in Trümmer ging
Auf des Weges Scheide —
Wie der erste Frost umfing
Blümlein auf der Heide, —

Wie ein Morgensonnenstrahl
Alles Leid verweht
Und dann doch mit einem Mal
Leise untergeht. —



WIEGENLIED

Schon erblaßt am Firmamente
Roter Abendschein —
Schlaf, mein Kindchen, in den Armen
Deiner Mutter ein.

Engel flattern dann hernieder
Von den lichten Höhn,
Werden spielend an dem Bettchen
Meines Kindes stehn.

Werden mit ihm lachen, zärteln,
Schöne Lieder singen
Von den fernen Sternen ihm
Himmelsblumen bringen.

Sandmann kommt bald angeschlichen,
Streut die Körner um
Auf die zarten, müden Lider
— Und entfernt sich stumm.

Ein Gespinnst von süßen Träumen
Wie aus Mondesstrahlen
Wird auf meines Kindes Bettlein
Zarte Bilder malen.

Leise sinken dunkle Schatten
Ein zur stillen Nacht;
Schlaf, mein Liebling, schlafe ruhig,
Deine Mutter wacht!

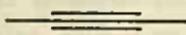
SCHEIDEN

(Nach dem Französischen.)
(Partir c'est mourir un peu.)

Scheiden — ist ein halbes Sterben,
Ist Entsagung, Schmerz und Sehnen,
Ist von allem, was wir lieben,
Abschied nehmen unter Tränen.

Ist ein heimliches Geständnis
Wie ein zarter Blütenkeim
Aus des Lebens Frühlingstagen
Und der Dichtung letzter Reim.

Und man grüßt und winkt und scheidet,
Nichts verrät den Schmerz, den herben,
Nur die Sehnsucht haucht in Wehmut:
Scheiden, das ist halbes Sterben!



SCHWANENGESANG

Es zog dahin im Abendschein
Ein Schwan durchs dunkle Ried,
Er tauchte in die Fluten ein
Und sang sein Abschiedslied.

Es war das letzte, das er sang,
Der Tod ging ihm zur Seite,
Der Gram war Führer wegelang
Und Kummer sein Geleite.

Wie kosend hat ein lichter Gruß
Sich wie ein Sonnenstrahl
Auf ihn gleich einem Todeskuß
Gesent zum letztenmal.

Wie dürres, sterbensmüdes Laub,
Als wenn in stiller Nacht
Ein Blatt vergilbt, zermürbt zu Staub
Vorm Tode noch erwacht.

So klang vom See ein weher Sang
Wie fernes Abschiedsgrüßen:
„Das Leben, ach, ist lang, so lang
Bis wir einst sterben müssen“.

EINSICHT

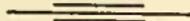
So lange dir des Lebens Mai erblüht,
Pflückst du die Blumen ohne Wahl und Zahl,
Du freust dich ihrer einen Augenblick
Und läßt sie achtlos dann zu Boden fallen,
Wo sie im Staub verwelken und verdorren.
Was sind dir Blumen, die im Maien blüh'n?
Ein Zeitvertreib für müß'ge Stunden nur,
Ein Spiel der Laune, wie der Tag es zeugt. —

Doch dann, wenn einst des Lebens Herbst
erscheint,

Wenn er die Blätter fahl und bräunlich färbt,
Wenn sich im Walde graue Nebel senken,
Dann sehnt das Herz sich nach dem Frühling
wieder

Und nach den Blumen in des Maien Pracht.
Doch ach — die Zeit des Blühens ist vorüber!

Was einst du achtlos auf den Weg gestreut,
Das lebt im alten Herzen nie mehr auf.
Nur einmal gibt der Lenz mit vollen Armen
Die schönen Gaben her, die er erzeugt.
Dann kommt der Herbst und kühler Morgenfrost,
Und alles, was gewesen, wird zum Traum!



DOINEN*)

I.

Auf den Bergen und im Tale
Singt die Doina ihre Klage,
Traurig wird's mit einem Male;
Und es will die Brust mir pressen,
Denn am Herzen nagt die Frage:
„Hat sie mich auch nicht vergessen?“

Doina, Doina, Freundin süße,
Flieg hinab und poche leise,
Bring ihr meine tausend Grüße!
„Braungelocktes Mädchen, sage,
Weither komm ich von der Reise,
Und vergangen sind die Tage,

Da du ihm ins Auge blicktest
Und benetzt von schweren Tränen
Mit dem Kopf zum Abschied nicktest
Mag sein Wort dich nicht betrüben,
Unausprechlich ist sein Sehnen,
Bist du ihm auch treu geblieben?“

„Eile liebe Doina, eile,
Wie des schnellen Wassers Wogen,
Sehnsuchtsschweres Herz mir heile!“
— Und ich wart' und warte lange,
Längst ist Doina fortgezogen
Und die Brust wird mir so bange!

* Doina rumän. Klage- und Sehnsuchtslied.

Blätter rauschen, doch vom Boten
Schweigen Wald und Wies' und Wellen;
Fortan klingen wie den Toten
Ihr nur meine Klagelieder
Und es murmeln still die Quellen:
„Ach die Doina kehrt nicht wieder!“

II.

Du hast mich verlassen, du schwarze Maid
Ich bin zu den Reitern gegangen,
Was nützt mir dein blitzendes Auge jetzt
Und deine rosigen Wangen?

Des Nachbars Vasile, hol' ihn die Pest,
Hat deine Augen geblindet,
Wer hätt' das gedacht, als du mich geküßt,
Wie bald die Liebe sich wendet!

Doch der Mäd'el gibts viel und der Kaiser ist gut
Und weit von den Bergen die Straße,
O heiliger Himmel, gib mir den Mut,
Daß mich der Kummer verlasse!

III.

In hartem Leide schwer bedrängt,
In Zagen und in Bangen
Bin ich verträumt mit meinem Lieb
Die Wege irr gegangen.

Die Welle brandet, braust und zischt,
Gestein und Strand verwittert;
Auch meine Seele hat der Gram
Des Lebens tief verbittert.

Erschüttert mir mein armes Herz
Was Edles es empfunden;
Was es ersehnt, erhofft, erstrebt
In stillen Weihestunden.

In Tränen scheint die Welt gehüllt
Und ohne Licht das Leben;
Nicht warmen Hauch, noch linden Trost
Kann mir das Schicksal geben.

Es zieht durchs arme Menschenherz
Die Doina und summt leise
Von Liebe, Abschied und von Schmerz
Die alte Klageweise!

IV.

So wie die Blume im sonnigen Lichte erglüht,
Und dann im Herbst plötzlich verdorrt und ver-
blüht,

Dein Mund so stumm und blaß die lieblichen
Wangen,

So bist du von uns, so still, du Gute gegangen.

Es trübt sich der Himmel, die dunklen Wolken
sie jagen,

Gleichwie im Flug an wilden, stürmischen Tagen,

Es lispelt trauernd der Wald und rauscht in den
Bäumen

Wie klagendes Lied in dumpfen, nächtlichen
Träumen.

In Liebe und Güte, mit deinem goldenen Herzen
Hast Trost du gespendet und mild gelindert die
Schmerzen,

Dein herzliches Wort, dein treuer, inniger Blick
War auch dem Ärmsten immer nur Freude und
Glück!

Bald blühen die Rosen und duftet aufs Neue der
Flieder,
Dich aber, liebe Frau, dich wecken nicht
wieder —
Nicht unsre Tränen, noch voller Wehmut die
Lieder;
O möge dir Gott den Weg zum Himmelreich
lenken,
Doch wir, wir werden deiner ewig gedenken!

V.

Du tatest mir weh und hast nicht gewußt
Wie viele der Tränen ich weinen muß',
Du tatest mir weh — ich hab' es gespürt
Und schluchzend dich still zum Grabe geführt.

Dort stand ich vor meinem zerbrochenem Glück
Vernichtet so schwer durch ein rauhes Geschick,
Das uns für immer von hinnen trennt
Und Träume zerstört, die niemand mehr kennt.

Dort brach zusammen des Lebens Los,
Da Erde dich barg in ihrem Schoß.
Die Augen drückt zu ich mit bebender Hand
Dann fielen die Schollen! ich stand und stand...

Du tatest mir weh — nun muß ich denn fort
Und weiß für mein Herz kein tröstendes Wort;
Selbst Vöglein sie fingen zu schluchzen an,
... So weh hast du ... so weh uns getan!

VI.

Was blickst du so, das Auge trüb,
Voll Sehnsucht in die Weite?
Sie kommt nicht mehr, die einst dir lieb,
Die dir dein Herz erfreute.

Schon längst hat sie sich abschiedsschwer
Vom Sonnenschein geschlichen,
Und niemals kehrt sie wieder her
Seitdem sie sanft verblichen.

Dort wo der breite Weg entlang
Führt zum Cypressenhaine,
Dort ging die letzte Reise bang
Die Blasse, Wunderfeine.

Seitdem ist alles stumm und leer,
Kein Liebesblick, kein Kosen,
Die Blumen blühen längst nicht mehr,
Verdorrt sind Nelk' und Rosen.

Versiegt die Tränen, ach so heiß,
Die du um sie vergossen,
Und alles was zu ihrem Preis
Du einst an Glück genossen!

An sie kein Blümlein mehr sich schmiegt,
Kein Strahl vom Sonnenlicht,
Ein Sträußchen nur am Grabe liegt,
Ein Gruß: Vergißmeinnicht!

Was blickst du so, das Auge trüb
Und Herz und Sinn beklommen?
Die einst dein Bestes war und blieb:
NIE wird sie wiederkommen!

FRÜHLINGSERWACHEN

Auf leicht beschwingten Flügeln eilt herbei
Der erste Bote jubelnd in das Land,
Vom Frühling bringt er Kunde und vom Mai,
Der kürzlich blühend seinen Einzug fand.

Im dunklen Walde raunt es ahnungsschwer,
Die dürren Zweiglein recken sich empor,
Sie fühlen auch des Frühlings Wiederkehr
Und seine Gaben, seinen Blütenflor.

Und von den Wurzeln strömt's mit frischer Kraft,
Es webt und hebt ein neues Leben an,
Es rieselt aufwärts und es perlt der Saft,
Als stünde er in eines Zaubers Bann.

Auch in dem Menschenherzen regt sich 's leise
Als wollt' es neu erstehen und erblüh'n,
Wie kurz ist's, daß auf frosterfüllter Reise,
Die Krähen kreischend durch die Lüfte ziehn!

Noch einmal hat der Winter uns geschenkt
Sein weißes Flockenkleid auf Berg und Tal,
Und weicht erst dann, als wär er tief gekränkt,
In Klüft und Schründe, steinig, dürr und kahl.

Wie rasch entschwand dem Geist die dumpfe Last
Gelebter Tage, wenn schon grau die Haare, —
EIN Frühlingslüftchen streift den dürren Ast,
Und alte Sehnsucht ragt ins Wunderbare!

Ein neu Erwachen drängt zu neuem Leben,
Es leuchtet heller von dem Himmelszelt,
Ein jedes Hoffen führt zu frohem Streben —
„Der neue Frühling grüßt die ganze Welt!“

ZU SPÄT!

Mancher harrt mit trübem Blick
Auf der Blüte Reifen,
Und bemerkt nicht, daß sein Glück
Mit der Hand zu greifen.

Geht vorüber, sieht vorbei,
Ahnt und fühlt es nicht,
Weder seines Lebens Mai
Noch sein helles Licht.

Sehnt sich nach der Frühlingszeit
Wenn die Rosen glühn,
Wartet immer glücksbereit
Wenn sie schon verblühn.

Und das Glück, es harret noch,
Daß er's endlich faßt,
Daß nach ihm am Ende doch
Greift der stumme Gast.

Frühling flieht und Sommer fort,
Blätter welken bald,
Und die Vöglein ziehen dort
Überm kahlen Wald.

Alles lockt und girrt zum Gruß:
„Auf zum Sonnenschein!
Denn dem Herbste auf dem Fuß
Zieht der Winter ein!“

Nur der Mensch ist oftmals taub,
Hört und sieht es nicht,
Wie sein Glück, zermürbt zu Staub,
Trübt das Sonnenlicht.

Armer Schelm, so seelenblind
Was ist dir geblieben?
Kalter Nebel, Frost und Wind
Passen nicht zum Lieben.

Als es noch zum Greifen war
Hast du's nicht gesehen,
Und so mußt du, Jahr um Jahr
Glücklos weitergehn!

Einmal kommt es frühlingsfrisch,
Einmal nur verführerisch;
Hältst du's nicht mit starker Hand
Fieht es fort in's weite Land,
Fieht vorüber wie der Mai —
Und ist dann vorbei!

ÜBERS JAHR

Übers Jahr — und übers Jahr
Blüht aufs Neu der Fliederbaum,
Prangt die Rose wunderbar
Und verlöscht so mancher Traum!

Übers Jahr — und übers Jahr
Wird das Sehnen immer kleiner,
Mancher Wunsch einst tief und klar
— Und erfüllt wird vielleicht keiner!

Übers Jahr — und übers Jahr
Leuchtet nach wie vor die Sonne,
Scheint auf jedermann fürwahr,
Spendet Hoffen, Glück und Wonne.

Und wer weiß es — übers Jahr
Ist vielleicht schon tot dein Sehnen —
Alles Trug, nur Eines wahr:
Dunkelheit nach vielen Tränen!

Denn, die lang schon ruhn im Grabe
Wissen nichts vom Glück und Leid
Staub ist ihre letzte Habe
— Und der Rest — ist Ewigkeit!

U M W E G

Auf dem Weg von mir zu dir
Irgendwo da sitzt das Nein;
Durch ein ganzes Leben lang
Schwanken ungewiß auch wir,
Schwankt in Lichterglanz und Schein
Jede Menschenseele bang.

Alles, was wir tun, vollbringen,
Ist nur Umweg zu dem Ziele,
Ist nur Zögern vor der Tat.
Spät erst können wir erringen
Wie für uns das Los auch fiele,
Was es uns beschlossen hat.

Umweg alles, was du treibst,
So im Denken, so im Leben,
Bis das Ziel du vor dir siehst
Und du fest am Wege bleibst:
Parzen, die den Faden weben,
Du, der du am Faden ziehst!

Auf dem Umweg deines Lebens,
Ob es tief war oder seicht,
Hast du endlich nicht vergebens
Deines Daseins Ziel erreicht!
Alles fließt im ew'gen Zuge,
Nirgends Stillstand, nirgends Rast
Bis dereinst zum letzten Fluge
Du den Weg vollendet hast!

SEHNSUCHT

Einsam haucht es durch die Zweige
Wie ein Seufzer lind und weich,
Wispernd rauscht es durch die Blüten
Wie aus fernem Geisterreich.

Duften Veilchen, blühen Rosen
Und die Bronnen plätschern sacht,
Leise tönt's wie süßes Kosen
Durch die stille, dunkle Nacht.

Tiefer werden Waldesschatten
Vöglein schlummern in dem Hain,
Schwerer werden Herz und Lider,
Sehnsucht schläfert beide ein.

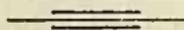
Sehnsucht nach dem Preis des Lebens,
Nach der Ruhe und dem Frieden,
Nach dem unbekanntem Glücke
Und dem Blütenrausch hienieden

Sehnsucht nach der gold'nen Blume,
Nach des Daseins größter Freude,
Nach dem reinen Himmelsaether,
Weit entrückt von Sorg' und Leide.

Sehnsucht nach dem klaren Auge,
Ihm, dem Meer von Seligkeiten,
Und nach einem sanften Glücke,
Tief hinab in Ewigkeiten.

Einsam haucht es durch die Zweige
Wie ein Gruß vom Geisterreich,
Wispernd zieht es durch die Blätter
Wie ein Seufzer lind und weich.

Lind und weich wie ihre Blicke,
Milde wie der Sterne Pracht — —
Und auf Fittichen der Sehnsucht
Rauscht heran die dunkle Nacht.



FRÜHLINGSWEHEN

Kaum erblühte Menschenknospe,
Gleich dem Tau am Morgen,
Frisch und rosig, anmutsvoll,
Herzchen frei von Sorgen,
Frei von aller Erdenpein,
Sonnig Leib und Seele
Und in ihrem Kämmerlein
Lied aus froher Kehle.
Ihrer Augen Veilchenschimmer,
Ihre elfenzart' Gestalt,
Ihr Gesicht gleich der Kamee,
Wenn der Mondschein d'rüber wallt,
Biegsam, weich wie Wasserrosen,
Die die Fluten leis bespülen,
Wenn sich leise wiegt die Welle
In dem See, dem tiefen, kühlen.
Schmiegsam, ähnlich der Libelle,
Sind ihr Wuchs und ihre Glieder,
Duftig wie die Tuberrose,
Sinnbetörend wie der Flieder,
Wenn im vollen Blumenschmucke,
Liebe sehndend, wonnetrunken,
Duftumhüllt und weltvergessen,
Blüt' an Blüte hingsunken.

* * *

Frühlingsgrün und Maienzauber!
Auf des Lebens weiter Heide
Bist du meines Daseins Blüte,
Blumenduft und Herzensfreude!

· · · · · EIN ALTES LIED · · · · ·

Im L e n z e, wenn die zarten Knospen sprießen
Und heller blinkt der Morgensonnenschein,
Wenn frisch die Quellen durch die Auen fließen,
Erlöst von Frost und Eis und Winterpein, —
Dann regt sich stumm in jeder Menschenbrust:
„EIN TREUES HERZ VOLL LIEBESLUST!“

Im S o m m e r dann, in bunter Farbenpracht,
Wenn voll erblüht im Busch der weiße Flieder,
Wenn in der dunklen, liebesschwang'ren Nacht
Verlockend klingen heiße Sehnsuchtslieder,
Dann voll erfüllt von Liebesglück und Leid,
„WEIHT MANCHE TRÄN' IHM, SÜSSE
MAID!“

Und kommt der Herbst mit seinem reichen
Prangen,
Betörend lockt die Frucht, gereift umher,
Der Blick so lebhaft, glühend rot die Wangen,
Doch — ach — die Seele bleibt entbehrungsschwer;
Sie fühlt's, und wehmutsvoll denkt sie zurück:
„ICH HAB' GELIEBT, — DAS WAR MEIN
GLÜCK!“

Der Winter weht, und frostig sinken nieder
Die Nebeltränen lautlos, still herab,
Bald fallen auch die ersten Flocken wieder
Wie weiße Blümchen auf ein einsam Grab,
Kein Gruß, kein Laut, verschlossen Tor und Haus:
„NUN IST ES AUS MIT SAUS UND BRAUS,
Sing — Sang,
Kling — Klang,
ES ZOG EIN BURSCHE HINAUS!“

JAHRESWENDE

Frühlingszeit — Jugendzeit,
Alles blühend weit und breit,
Sorgen zu und Herzen offen,
Neues Leben, neues Hoffen
Alles lust- und freudbereit!

Sommersaat — die Ähren blühn,
Rosen rot und voll erglühn
In dem lichten Sonnenschein,
Langsam spriest der junge Wein,
Reiher in den Lüften ziehn;

Herbstes Zeit — reife Zeit
Ernte steht am Feld bereit,
Laub will sich im Walde färben,
Schmückt sich einmal noch vor'm Sterben
Voller bunter Lieblichkeit.

Winter, Kälte, Wetterbraus
Wütet um das kleine Haus
Und man horcht mit stillem Bangen
Auf die Stürme, frostumfangen!
Niemand ein und niemand aus.

Nur im Herzen pocht ganz leise
Eine heimlich feine Weise:
„Wenn vergangen ist der Schnee
Zieht vorbei das Sehnsuchtsweh
Auf der nächsten Frühlingsreise!“

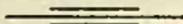
WALDESRAUSCHEN

Am Totenacker schluchzt im dunklen Laub
Die Nachtigall ihr Abendlied zur Ruh',
Der Silbermond deckt allen Blütenstaub
Mit seinen bleichen Strahlen sorgsam zu;

Es rauscht im Walde wie ein süß' Betören
Von neuem Lieben kosend durch die Luft,
Und von den Knospen frisch ergrünter Föhren
Weht es verirrt daher wie Blumenduft.

So manche Sehnsucht dieser Sommernacht
Steigt hoch empor in unbekannte Höh'n
Und eilt dahin, von Ungeduld entfacht,
Durch Berg und Tal gleich einem Frühlingsföhn.

Das arme Herz, es schlägt so wund und bang
Wenn Kummer es erbarmungslos befällt,
Und weint wie jener Vogel sehnsuchtskrank
Sein heißes Fühlen schweigend in die Welt!



FLUCHT VOR DEM LEIDE

Durch Nacht und Dunkel, unbemerkt und still
Bin ich vor meinem Herzeleid gefloh'n,
Das mir die wunde Brust zersprengen will
Und alles das nur um der Liebe Lohn.

Nun schien ich frei von des Verfolgers Macht,
Allein das tiefe Leid, das schwere wacht,
Und hat sich eng an meine Brust gepreßt,
Es krallt sich an und hält mich dauernd fest.

„Was quälst du mich? Für meine Lieb und Treu
Willst du noch weiter mich so schwer bedrücken?
Verfolge sie, doch mich, mich lasse frei
Von aller Herzensqualen Angst und Tücken!“

Da raunt es leise höhnend mir ins Ohr:

„Du hast geliebt — und bleibst deshalb ein Tor!
Glaubst du vielleicht es könnt' die Flucht dir
frommen

Wenn Menschenherz und Leid zusammen-
kommen?

Nein, nein! Wo du auch jemals weilen magst
Und deinem Kummer zu entfliehen wagst
Es nützt dir nichts, denn ich bin immer wach
Und folge dir und deinem Grame nach;

Bist du verborgen selbst in fernsten Fernen
So bin ich da, du mußt mich tragen lernen!
Denn zäher als Gestein auf öder Flur
Folgt stets das Herzeleid des Menschen Spur!“

FRÜHLINGSSENDE

Noch duften Veilchen in des Lebens Garten
Und sattes Grün blickt von den Bäumen nieder,
Noch blüht im Busch der weiße Maienflieder
Und Vöglein träumen von den weiten Fahrten
Im spätem Herbste, wenn die Nebel wallen
Und Blätter fallen.

Noch weist der Frühling auf sein Brautgewand,
Aus tausend Blumensträußchen fein gewebt,
Und was in zarten Knospen schafft und lebt,
Was seinen Weg im Frühlingszauber fand,
Das wird im Sommer üppig sich gestalten
Und reich entfalten.

Allein die Blumen, die so schön geblüht
Im dunklen Walde, wo die Vöglein nisten,
Die sich — wie bald — zu weiter Meerfahrt rüsten,
Wenn es den Sänger nach dem Süden zieht —
Wie rasch die Veilchen doch und Ros' und Nelken
Im Herbste welken!

Des jungen Blühens Zeit ist kurz bestimmt;
Kaum siehst du voll den Blumenkelch entfaltet,
So siehst du auch, wie rasch die Zeit schon waltet,
Und wie sie ihm des Duftes Zauber nimmt;
Ja — selbst der Lenz mit seinen Blütenscharen
Kommt auch zu Jahren!

Indessen, wenn der Frühling auch entschunden --
Was liegt daran? Birgt nicht die Sommernacht
Und dann des Herbstes reiche Farbenpracht
Noch unvergessen schöne Weihestunden?
Wo Blüten sind, dort glänzt im ros'gen Schimmer
Der Frühling immer!

NACHTGEFLÜSTER

Im Dämmerchein! in dunklen Zweigen
Verstummt der Sänger zwitschernder Reigen,
Der Mond soeben aufgewacht,
Strahlt golden durch die stille Nacht —
Im märchenhaft verträumten Raum
Bewegten die Blätter sich kaum.

Da kam sie mit ängstlich klopfender Brust
Und zog mich ins dunkle Myrthengestrauch
Wo sich kein Mondstrahl verlor,
Und preste in zagend verhaltener Lust
An mich die Wangen so blutenweich,
Und lispelt mir kosend ins Ohr . . .

Im Dammerschein der Vollmond schien;
Es hauchen die Blüten berausenden Duft
Und füllen mit Strömen von Sehnsucht die Luft;
Und wir in dieser schimmernden Pracht!
Die Stunden, sie rannen erschauernd dahin —
. . . Und ringum heimliche Nacht! . . .

MON REPOS

Geborgen tief im Waldesschatten,
Vom Menschenblick fast ungesehn,
Dort siehst du, will dein Fuß ermatten,
Ein unscheinbares Bänklein stehn;

Es ladet ein, es zu benützen
Für eine kleine Weile nur,
Um vor Ermüdung dich zu schützen
Im schönen Anblick der Natur;

Und setzest du, o Wand'rer, nieder
Dich hier auf diese Ruhebänk,
So weiß ich auch: Du kommst bald wieder
Zur Rüste, wenn die Sonne sank!

Hier steht der Allmacht nah' dein Geist,
Wenn Dämmerchein am Abend fiel,
Es zieht dich einst, wo du auch seist,
Mit Macht zu diesem Ruheziel.

Du gehst nicht gerne wieder fort
Von diesem heimlich tiefen Schweigen,
In deiner Brust verstummt das Wort —
In Andacht wirst du dich verneigen;

Dein Blick kann nichts als nur bestaunen,
Was die Natur an Schönheit bot,
Im Wald vernimmst du seltsam Raunen
Wie ein Gebet in Herzensnot.

Und deine Seele strebt empor,
Um mit dem All sich zu verbinden
Bis hoch hinauf zum Himmelstor, —
Um dort die letzte Rast zu finden! . . .

GLÜCKSGEFÜHL

Das Glücksgefühl ist deines Herzens Reichtum,
Das dort als bestes Gut geborgen liegt;
In schwerem Kampfe und in harten Sorgen
Hast du es Stück um Stück mit Mühe errungen
Und wie dein schönstes Kleinod treu bewahrt.
In vielen, vielen Stunden deines Daseins
Hast du Minuten nur vom Glück erhascht,
Die gleich dem Falterflug in rascher Eile
Auf ihrem Wege flüchtig dich gestreift.

Und hast du endlich dir dein Glück erkämpft,
So halt es fest und treu mit tausend Klammern
Und berge es zu tiefst in deiner Brust
Wo keines Menschen Macht noch Wille reicht.
Dann bist du überreich von Gott begnadet
Und tauschest nicht mit allem Gold der Welt.

Doch wenn du dieses Glück nicht voll empfindest
Und wenn du's nicht in deiner Seele fühlst
So lebenswarm wie deines Herzens Schlag
. . . Dann bist du arm und deine Innenwelt
Wie eine Wüste, menschenleer und öde,
Dann bleibst du arm — und niemand kann dir
helfen!

WIE DAS MEER

Ich trag in meiner Brust ein Leid
So stumm und endlos wie der Tod,
So tief wie die Vergangenheit
Und täglich neu wie Morgenrot;
Es lastet auf mir zentnerschwer
Als würf' es Wellen hin und her —
Wie das Meer!

Kein Ton verrät dir meine Pein,
Kein Wehruf dringt durch meinen Schmerz,
Nur heimlich quillt im Dämmerchein
Die Träne durch das wunde Herz;
Ach — ströme es auch noch so sehr
Es schöpft die Tränen niemals leer —
Wie das Meer!

Sie wird nie müde, diese Qual,
Und stürmt und braust so riesengroß,
Sie birgt der Schmerzen sonder Zahl
In ihrem abgrundtiefen Schoß;
Und ohne Rast und ohne Wehr
Wälzt sie die Fluten hin und her —
Wie das Meer!

Ein welker Kranz auf stillem Grab,
Ein halbverdorrter Blütenstrauß
Blickt von dem Kreuze stumm herab,
Vergilbt von Wind und Sturmgebraus;
Das Herz ist tot und liebeleer
Die Nebel wallen hin und her
Wie das Meer!

Wer tief sein Leid im Busen fühlt
Dem bleibt verschlossen stumm der Mund,
Denn was in dir der Kummer wühlt
Verborgnen ruht's in Herzens Grund;
Scheint es auch droben wellenleer
. . . Zu tiefst da wogt es hin und her —
Wie das Meer!

FRÜHLINGSZAUBER

Ein Frühlingstag, im Sonnenglanz erlebt,
Ein Meer von Farben, tief im grünen Laube,
Die Brust, die frisch zu neuer Hoffnung strebt,
Und in der Seele froh erregter Glaube —
Kann sich dein Blick vor diesem Traum verhüllen,
Empfindest du dein Blut nicht höher kreisen
Und deine Stimme sich mit Freude füllen,
Wenn Frühlingsknospen reich den Schöpfer
preisen?

Ist denn so ferne dir dein stilles Glück
Daß dir dein Herz nichts mehr zu sagen weiß?
So öffne doch dein Aug', mit einem Blick
Ersiehst du rings in deiner Umwelt Kreis
Den Frühlingszauber und die Blütenpracht,
Das frische Grün in Feld und Wald und Heide
In bunten Farben glutvoll neu erwacht
Den Menschen allen nur zur Sinnenfreude.

Dein Ohr vernimmt wie hell die Vöglein singen,
Wie alles keimt und sprießt und treibt und lebt,
Wie Kräfte der Natur das Leben bringen,
Wie unermüdlich sie am Webstuhl webt
Des Daseins zart Gespinst, so Tag wie Nacht
Nach ewigem Gesetz und ohne Rast
Als ob darüber jemand Großer wacht
Den du nur ahnst, doch nie ergründet hast.

Kannst du dein Aug' vor dieser Schönheit
schließen,
Merkst du denn nicht, wie durch des Zaubers
Macht

Dir unbewußt des Lebens Tropfen fließen,
Wie schönheitstrunken dir dein Auge lacht?
Gibt es denn irgendwo in weiter Welt
Ein Menschenkind, das blind die Augen schließt
Vor seines Himmels silbern Sternenzelt
Und solchen Frühlingsreichtum nicht begrüßt?

O zaubervoller Traum, stets neu belebt,
O Blütenrausch im Wonnemond erblickt,
Wer hat dich nur so reich und schön gewebt
Und wer mit solcher Farbenglut geschmückt?
Du armer Mensch! — und dennoch reich bedacht
Von Allmachts Größe, die du nie begreifst,
Zum Sonnentag wird dir die tiefste Nacht,
Bis du dereinst zum wahren Lichte reifst!

DER ACHERONTISCHE SEE

Es tauchen drei Schwäne von schwarzem Gefieder
Die zierlichen Häuse im einsamen See,
Wo niemals erklangen Stimmen noch Lieder,
Nicht Laute von Freude und keine von Weh;

Die Schwäne bewachen das dunkle Gestade
Mit ihren Blicken, den düsteren Hain,
Dann kreisen sie stille in ihrem Bade,
Sie senken die Köpfchen — und schlummern
dann ein —

Bis nah an des Ufers zerklüftetem Rande
Auf ihrem Pfad eine Seele erscheint,
Vom ferne verlassenen, sonnigen Lande,
Wo Tote man schmerzlich beklagt und beweint.

Hier ist ihr Abschied vom irdischen Treiben,
Vom Licht und vom Leid, vom einstigen Glück,
Hier mag sie zum letzten Male verbleiben,
Noch einmal gewandt den sinnenden Blick

Auf alles zurück, was einstens ihr lieb,
Auf Sehnen, Erfüllung, auf Glückes Geleit,
Auf jenes, was einst ihr das Kostbarste blieb
In längst vergangener, seliger Zeit!

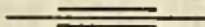
Es ziehen die Schwäne den mod'rigen Kahn
Mit ihren Schnäbeln, die schaurige Last,
Und am Gestade da legen sie an,
Zur Überfahrt für den seltsamen Gast ;

Dann rudern sie langsam, um nicht zu ermatten,
Durch dunklen Stromes brausende Stellen
Mit ihren Flügeln, den einsamen Schatten,
Auf Wassers lautlos wogenden Wellen;

Sie landen an der Unterwelt Pforten,
Wo Geister stumm der Kommenden harnten,
Um sie zu geleiten nach finsternen Orten
Wo andere Scharen ihrer schon warten.

Dann rudern sie wieder in einsamer Fahrt
Zurück an das Ufer im dämmernden Schein;
Sie senken die Köpfchen so schlank und so zart
Ins dunkle Gewässer — Und schlummern dann
ein . . .

Dampf brütet und tot der düstere See
Von grauen Schatten und Toten umstellt,
Ringsum eine Stimmung wie zitterndes Weh —
Und dräuend wie das Verhängnis der Welt! . . .



BESUCH

Ich saß an meinem Tisch, gedankenschwer,
Doch wollte nichts zum rechten Reim sich fügen,
Die Worte flogen ziellos hin und her,
Sie mochten zu einander sich nicht schmiegen.

Es war, als wenn am Himmel Wolken fliegen
Umhüllt von grauer, dichter Nebelwand,
Als wenn die Möven auf dem Meer sich wiegen
Und doch ihr Flug kein Ziel zur Ruhe fand.

Da trat ganz plötzlich jemand still herein,
Zwar hört' ich nicht des Zimmers Türe gehn,
Ich sah nicht die Gestalt, nicht ihren Schein
Doch fühlt' ich sie an meinem Tische stehn.

Ich blickt' nicht hin, daß nicht der Bann vergeht,
Doch eines wußt' ich, daß sie mir zur Seite,
Und ihres Wesens Zauber mich umweht
Wie zarter Duft aus unbekannter Weite.

Wie seltsam war's im Herzen mir, dem alten,
Es zog mich mächtig hin mein Aug' zu heben,
Doch sie, der meine zagen Blicke galten,
Sie schien um sich ein gold'nes Netz zu weben

Durch das die Neugier nicht vermocht zu dringen,
Ein mahndend Wort, so schien mir's auszudrücken:
„Soll ich als Muse dir Gedanken bringen,
So darfst du ahnen, doch du darfst nicht blicken!“

So wie sie kam so leise ging sie wieder . . .
Ich sah nicht die Gestalt, wie Äther fein,
Die Feder flog, der Frühling sang die Lieder,
Ich blieb zurück im hellen Sonnenschein!

DAS GLÜCK

Das Menschenglück ist nur ein glitzernd Ding
Und so vergänglich wie der Sonne Schein,
Der heute goldig leuchtet und erwärmt,
Der alles frisch zu neuem Leben weckt
Und morgen, eingehüllt in Nebeldunst
Dem Auge all zu fern entschwunden scheint;
Und so wie sich der Mensch nach Sonne sehnt
Und traurig wird, wenn er sie länger mißt,
So sprießen ewig Keime in der Brust
Von tiefer Sehnsucht nach des Lebens Glück
Und welken, wenn der Sonne helles Licht
Sie nicht durchwärmt und neue Kräfte spendet.

Doch kurz ist jeder Wahn, nur allzu kurz;
Was frommt es dir wenn du ihn halten willst?
Ein Wind, ein zarter Hauch, so gut wie nichts
Und deine Wünsche, deine wirren Träume
Zerfließen wie aus Seifenschäum geformt.

So ist das Glück, o töricht Menschenkind!
Ein flüchtig Bild, nichts weiter als ein Traum
In schwüler, banger Nacht dahingeträumt!
Du schläfst und deine Seele flattert fort,
Sie sonnt sich hell im Strahl des Himmelsäthers,
Und baut aus diesem ewig bunten Licht
Sich Tempel für ein fernes Zukunftsglück;

Dann kommt der Tag, der erste Morgenschimmer,
Er weckt dich auf und alles was du schufst
Mit deiner Seele Schwingen, weltentrückt,
An Hoffnung, Freude, Sehnsucht, Zuversicht,
Es bricht zusammen wie ein Kartenhaus!

Das ist des Menschen ewiges Geschick —
So ist sein Leid, sein Los und so sein Glück!

HERBSTBLÜTEN

Zwei Blüten erschienen im Traume mir nachts
Ganz heimlich im herbstlichen Scheine,
Die eine so weiß, die andre so rot
Vom fernen, blumigen Haine.

Es hub die weiße zu flüstern an:
„Die Tage sind längst schon vergangen
Da deine Lieder in fröhlicher Zeit
Von Glück und von Jugend noch sangen.

Dort in der Ferne ein einsames Grab
Will dich, mein Freund, schon begrüßen;
Willst du verzichten auf menschliches Glück
Dann lass' deine Wange mich küssen.

Du findest Erlösung von Leid und von Schmerz
Dem Leben mühsam entwunden,
Vom Abschiedsweh fürs einsame Herz
In schicksalsschweren Stunden.

Und hast du an deine Brust mich gedrückt,
Dann brauchst du nichts mehr zu meiden,
Dann fühlst du nicht Liebe, nicht Sehnsucht mehr
Und weder Qualen noch Leiden.

Denn höre mein Freund, was ist denn das Glück?
Ein Zustand von heute auf morgen;
Im Augenblick glaubst du im Himmel zu sein
Befreit von Schmerzen und Sorgen —

Doch, ach, wie bald ist alles vorbei,
Dann kommen die Abschiedstränen,
Dann kommt der Kummer, das Leid und der Gram,
Der Schmerz in der Seele und Sehnen.

Da ist es doch klüger verzichten auf Glück
Auf Freude und Liebe hienieden — —
Das beste im Leben ist nicht der Kampf
Das beste — das ist der Frieden!

Drum reich mir die Hand zum ewigen Bund,
Sei glücklich daß wir uns fanden,
Vergessen wirst du was dich bedrückt,
Wenn deine Sorgen entschwanden.“

So sprach die weiße Blüte zu mir
Erzitternd im Abendhauch leise,
Sie neigte mir zu ihr Angesicht
In scheu verhaltener Weise —

Schon wollt' ich in stummer Ergebung und Leid
Sie still und innig umfassen,
Da rief die rote berückend mir zu:
„Zum Glück wirst nie du gelangen!

Denn ich bin die Hoffnung auf menschliches Glück,
Das beste im Leben erring' ich,
Ich bringe Vertrauen, ich bringe die Kraft
Und Mut in Verzweiflung erzwing' ich.

Was ist denn das Dasein ohne das Glück,
Was ist denn der Kampf ohne Freude —
Ein düsterer Tag ohne Sonnenschein
Und ohne Tröstung im Leide,

Wie ohne Sehnsucht das menschliche Herz
Befreit von Wunsch und Verlangen —
Wie eine Heide, so dürr und so starr
Und Herzen voll düsterem Bangen.

Zwei Wangen, so weich, so rot und so frisch
Sie würden dann mählich verblassen,
Zwei Augen so gut, so treu und so lieb
Sie könnten die Tränen kaum fassen.

Du kannst nicht verzichten auf dieses Geschenk
Das spät der Herbst dir gebracht
Bald färbt der Reif die Schläfen dir grau,
Genieße — denn lang ist die Nacht!

Genieße das Glück und halte es fest!
O daß es ewig dir bliebe!
Das beste im Leben ist nicht der Verzicht
Das beste — das ist die Liebe!

Und wenn es einst heißt: vorbei, vorbei
Mit den Qualen der Liebe und Freuden,
Und wenn auch der Herbst den Abschied nimmt,
Die Blumen vom Sonnenlicht scheiden,

Dann ist doch eines der Seele bewußt:
Es blühte auch dir einst der Flieder,
Es klangen dir froh im herbstlichen Schein
Aus vollem Herzen die Lieder!

Die weiße Blüte lasse verwehn
In stumm versunkene Zeiten
Ich führe allein dich den himmlischen Weg
Voll Herzensseligkeiten“

Als ich erwachte, erblickt' ich die weiße,
Wie sie erbleichend versank,
Die rote Blüte drückt' ich ans Herz
Mit heißem innigem Dank.

R Ü C K B L I C K

Als noch jung das Herz mir schlug
Und die Rosen blühten,
Als die Augen jugendfrisch
Mir in Sehnsucht glühten,
Als der zarte Blütenreif
Süßer Mädchenwangen
Und der erste weiche Blick
Herz und Sinn gefangen —
Fühlt' ich namenloses Glück,
Seligkeit der Liebe,
Glaubte, daß es immer so
Herzberückend bliebe.

Doch das alles war nur Traum,
Kaum gewebt — zerronnen,
Wie der Nebel tief im Tal
Vor dem Strahl der Sonnen,
Wie der erste Liebesschwur
Und das erste Kosen,
Wie das zarte Maiengrün
Und der Duft der Rosen — —
Längst ist Frühlingszeit vorbei,
Nur für Lieb erkoren,
Und der Jugend schönster Traum
Ging im Herbst verloren.
Alles schwindet gleich dem Tau,
Alles welkt hienieden,
Nur das j u n g e Herz sucht Glück —
Und das alte Frieden.

DIE BLUMENNYMPHE

Strahlend im Glanze himmlischer Schönheit
Und ihrer Glieder schimmernden Pracht
Taucht aus dem Strauße farbiger Blüten
Nach dem erfrischenden Schlummer der Nacht
Jugendlich weiß eine Nymphe hervor,
Goldig ihr Haar im Morgenrotschein;
Zärtlich vom ersten Dämmer umfängen,
Hebt sie die Arme betend empor,
Streicht sich den Tau von den rosigen Wangen,
Neigt dann den Blumen ihr Antlitz hinzu,
Gleichsam als wollt' sie den köstlichen Duft
Schlürfen zum Gruß des beginnenden Tages
Schimmernd im Schein des Morgengestirns!

Leise die Blumen kosend sich schmiegen
Rund um die Glieder der lieblichen Fee —
Neigen die Kelche, neigen die Blüten
Dankbar und tief zum ewigen Licht!

AM GRABE LENAUS

(Eine Vision)

Unter schwarzen Schollen tief geborgen
Liegt die wesenlose Hülle,
Grau und fahl der Himmel, Nebelmorgen
Und des Totenackers Stille.

Friedlich ruht sie hier, die ruhelose,
Eng und düster eingesponnen,
Trauernd beugt ihr Köpfchen eine Rose
An dem kühlen Friedhofsbronnen,

Der mit seinem murmelnd stillen Rieseln
Stumm den müden Schläfer grüßt,
Während über harten, braunen Kieseln
Epheulaub den Grabstein küßt.

Von den Wolken schwarz und tief behangen —
Sonnenlicht war nicht erschienen —
Zwitschernd nur die Vöglein leise sangen
Dort im Busch, dem immergrünen.

Ringsum Stein und welke Abschiedskränze,
Längst verdorrt in Herbstes Wüten,
Die vorher im grünen, jungen Lenze
Schönheitstrunken noch erblühten.

Welches Summen tönt mir in den Ohren, —
Welche Stimmen, lind und weich,
Märchenhaft erklang's und weltverloren —
Wie aus fernem Geisterreich!

Dieses Lispeln in des Friedhofs Bäumen,
Sphärenklang in fremden Zungen,
Ist es etwa unbewußtes Träumen,
Das mich hier am Grab bezwungen?

Daß die alte Laute mir erklinge,
Die aus längst verfloss'ner Zeit
Ich zu neuem Leben wiederbringe —
Bilder der Vergangenheit?

Puſtalieder, jauchzend, sinnbetörend,
Scheinen durch die Luft zu klingen,
Liebesworte, heiße Sehnsucht nährend,
Hör' ich in das Ohr mir dringen!

Und die Töne weicher Fiedelsaiten
Seufzen wie aus Geisterkreisen,
Ist es Lockruf aus den alten Zeiten —
Sind es gar Zigeunerweisen?

Ist es Laut von sanften Zymbalklängen
Oder süßer Ton der Geigen,
Die erregte Liebespaare drängen
Hin zum tollen Csardasreigen?

Traum des Herzens, wirr und wonnetrunken,
Unergründlich tiefes Sehnen,
Seel' zu Seele wonnig hingesunken,
Ach — im Glück, dem wunderschönen!

Der du endlich Ruhe hier gefunden
Nach des Lebens heißem Toben,
Dessen Geist schwebt ewig ungebunden
In des Äthers Sphären droben.

Pilgernd an dem müden Wanderstabe
Kommen Viele, dich zu grüßen,
Um an diesem einsam stummen Grabe
Eine Träne zu vergießen.

Ach, du hast im Leben nicht verstanden
Leid und Liebe zu ertragen,
Die so oft vereint zusammenfanden
Sich in deines Daseins Tagen!

Leid des Lebens, trüber Weggenosse,
Liebesqual und kurze Freude,
Stürmend wie auf feurig flinkem Rosse
Czikos auf der grünen Weide!

Edler Träumer, der du ruhst zur Stelle
Hier von deinem Erdenleide,
Frei bist du, wie in dem Meer die Welle,
Wie der Reiher auf der Heide!

Die du einst so stimmungsvoll besungen,
Als die Sehnsucht an dir nagte,
Als du um dein Lebensglück gerungen,
Das ein Schicksal dir versagte!

* * *

Ruhe sanft! Nach hartem Erdenringen
Und des Kampfes Müh', der herben,
Wird der Tod den Frieden jenen bringen, ...
Die an wundem Herzen sterben!

DAS MEER

O Meer, du unendliches, göttliches Meer,
So schön wie im Frühling, ein wonniger Traum,
So uferlos weit, so tief und so groß
Wie blauender Himmel im Weltenraum,
So urgewaltig wie Schöpfers Kraft,
Erklingend heimlich in mystischen Tönen
Und abgrundtief, unmeßbar und breit —
O Meereswelle, wie gleichst du dem Sehnen!

Schon wölbt sich der Fläche bläulicher Spiegel,
Es atmet begierig voll bräutlicher Lust
Das Wasser in vollen berausenden Zügen
Und höher hebt sich die schwellende Brust;
Sacht schleichen die Wogen vom fernen Gestade
Und wölben empor sich in mächtigem Triebe,
Ein ewig wechselnd, berückendes Bild —
O Meereswelle, wie gleichst du der Liebe!

Sieh da! schon rauschet und brandet die Flut!
Was ruhig erschien, ist längst nicht mehr wahr,
Die weißen, wirbelnden, schäumenden Kämme,
Sie steigen zu schreckhaften Wogen fürwahr,
Sie locken nicht mehr, sie tosen und stürzen,
Zernagen Gesteine im Augenblick,
Bedrohen, vernichten im rasenden Lauf —
O Meereswelle, wie gleichst du dem Glück!

Ein liebliches Bildchen: Ein Wellchen am Strand,
Es schmeichelt und zärtelt am Riffe den Stein,
Es ist, als glitte der Maiblüten Duft
Liebkosend und weich durch blumigen Hain;

Da plötzlich erhebt sich's ganz nahe dem Rand,
Und stürzt und brandet mit schaumigem Leib
Voll Gier und voll Hast an das felsige Land —
O Meereswelle, wie gleichst du dem Weib!

Und mählich da ebbt sich die wütende See,
Die strotzenden Kämme, sie gleiten herab,
Und langsam wird's still wie verschwiegenes Weh',
Geheimnisvoll wie ein einsames Grab;
Was vordem noch brausend und tobend erschien,
Das wird nun ruhig, geglättet und eben
Und alles Stürmen, das ist nun vorbei —
O Meereswelle, wie gleichst du dem Leben!

So seh' ich im Anblick der göttlichen Flut
Symbolisch in einem Bilde verbunden
Das Menschenleben, das Glück und das Leid,
Gemeinsam vereint, gemeinsam gefunden;
Erblick' ich das Meer, über drohendem Riff,
Erfasst mich heimlich ein innerer Schauer:
Es ist, als führ' ich auf rissigem Schiff —
Der Freude entgegen — oder der Trauer?!

DIE ZEIT

Es flieht die Zeit dahin in Sturm und Windeseile,
Der Stundenweiser steht doch niemals still,
Und unermüdlich wie das Schicksal will,
Ans ferne Ufer strebt sie endlos, ohne Weile.

Und wenn für dein Gefühl sie allzu schnell ver-
geht,
So glaubst du leicht ihr Streben zu begreifen,
Indes — nicht sie will rasch zu Ende reifen,
Du selbst bist es, nur du, den bald der Staub ver-
weht.

Es ändert sich von Stund' zu Stund' dein ganzes
Wesen,
Die Sonne selbst will anders dir erscheinen,
Und wenn wir auch uns gleich zu sein vermeinen,
So sind wir heute schon nicht mehr, was wir ge-
wesen.

Ein Etwas, ungeklärt, hat sich in dir verschoben,
Das dir dein Fühlen zwingt in fremde Bahnen,
Du weißt es nicht, noch kannst du's jemals ahnen,
Wie rasch in dir Gedanken durcheinander stoben!

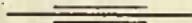
Denn morgen ist nicht mehr was du noch heute
fühlst,
Im Riesenflug vollendet sich der Kreis,
Und in der Hast, von der ja niemand weiß,
Bleibt deinem Blick verhüllt, wohin du endlich
zielst.

Die Zeit scheint zu entfliehn, doch das ist leerer
Wahn,

Du selbst bist es, der täglich in ihr schwindet,
Und wer sie nicht im Geiste überwindet,
Der ist und bleibt ihr fremd und dauernd
untertan.

Denn NUR der Geist ist Herr und nicht an Zeit
gebunden,

Er überbrückt die allerfernsten Weiten,
Und seinen Flug hemmt nichts in Ewigkeiten
Wo endlich er sein allerletztes Ziel gefunden.



HERBSTAHNUNG

Noch blüht es da und dort in dunklen Sträuchern
Und leise weht und mild der Sommerwind,
Es will Natur die Menschen noch bereichern
Mit Gaben, die so rasch entschwunden sind.

Noch jauchzt im Busch das Vöglein selig auf
Und träumt von seinem meerdurchfurchtem Zuge,
Das scheue Wild, es eilt im raschen Lauf
Und Schwalben üben sich zu weitem Fluge.

Doch fällt schon Morgenreif auf zarte Blüten,
Die sich geduckt vor kühlen Lüften schützen,
Um allzufrühes Welken zu verhüten
Und noch die Sonnentage zu benützen.

Wie bald, wie bald die Blumen doch verblühen,
Es färbt sich gelb im Wald das grüne Laub,
Die schönsten Tage werden rasch entfliehen
Und was gegrünt, das wird zu dürrem Staub.

Schon zieh'n die Tage stumm dahin, die losen,
Ein feiner Nebel streift des Waldes Kronen;
O freue dich, o Mensch, der roten Rosen,
So lang du lebst, wird dir Natur es lohnen.

Doch ist des Sommers heller Schein vergangen,
Dann kommt für dich der Herbst mit seinen Wettern,
Und gleich wie selbst die glühend heißen Wangen,
So wird er auch der Blüten Pracht entblättern;

Die Stunden eilen wie im Zaubertraum,
Ach, nichts vermag im Laufe sie zu zähmen,
Denn alles ist nur Wahn und leerer Schaum;
Was dir der Sommer gab, wird Herbst dir nehmen!

IM KREISLAUF DES LEBENS

Im Kreislauf des Lebens ein Wettlauf nach Frieden
In rastlosem Ringen verbracht
Und mitten darin ein helllichter Stern
In dunkler, einsamer Nacht.

Im Kreislauf des Lebens, umgeben von Leid
Und Tränen ein herbes Geschick;
Und mitten darin als tröstlicher Hort
Ein stilles, verschwiegenes Glück!

So ist das Leben ein ewiger Kampf
Umbrandet von stürmischen Wellen,
An denen gar oft die festesten Kiele
Wie morsche Bretter zerschellen.

Was nützen die Träume, was Worte und Klagen?
Das Leben ist doch nur Entsagen,
Ist wie Verwelken der blühenden Bäume
Begraben verschwiegener Träume!

Das beste was du im Kampfe erringst
Nur dieses kann dich erfreuen;
Es ist nicht Reichtum, nicht Prunk und Glanz
Es ist eine Seele in Treuen!

WALDESFLÜSTERN

In den Fichtenkronen weht der Wind,
Kahle Stämme neigen tief zur Erde,
Wolken ziehn am Himmel pfeilgeschwind,
Blicken stumm mit drohender Gebärde.

Drossel sucht im Busch ihr warmes Nest,
Singt noch einmal laut ihr Abendlied
Und der Sonne roter Schein, er läßt
Brauner noch erscheinen Wald und Ried.

Dürres Laub am Strauche raschelt leise
Von dem lauen Abendwind bewegt
Und ein seltsam Raunen rings im Kreise
Gleich als wenn's geheimnisvoll sich regt.

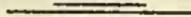
Eine ferne Stimme, kaum vernehmbar
Flüstert leise wie im Traum der Nacht
Was der Lebensweg dir Jahr um Jahr
Reich an Freude und an Glück gebracht;

Von dem Dasein, das so kurz bemessen
Und dem Glühen in den Sommernächten,
Von der Seligkeit, so bald vergessen
Und von Nornen, die das Schicksal flechten,

Von der Hoffnung, über Nacht vergangen,
Und des Herzens ungestilltem Sehnen,
Von dem Gram auf jungen, blassen Wangen
Und den stumm vergoss'nen Abschiedstränen.

Waldesflüstern! Echo deiner Seele
Armes Menschenkind in deinem Leide,
Daß es dir an mildem Trost nicht fehle
Spricht's zu dir aus Busch und Strauch und Heide:

Wie des Waldes kaum gehauchte Stimmen
Dich zu frohem Hoffen mählich zwingen,
Und die Tage, die so stumm verglimmen
Dir den Mut zu neuem Leben bringen!



DER TOTEN ERDENTAG

Dunst auf seichten Wellen lag,
Nebel über Fels und Strand,
Toter Seelen Erdentag
Aus des Orkus dunklem Land.

Und in diesem Nebelmeere
Schwanken trübe Nachtgestalten,
Die vor Charons düstrer Fähre
Schweigend auf und nieder wallten.

Einmal nur vom Totenreigen
Dürfen sie, die längst geschieden,
Frei empor zur Erde steigen,
Die sie lange schon gemieden.

Und sie schweben auf und nieder,
Sichtbar dem, der sie ersehnt,
Dumpf erklingen Laute wieder,
Wie der Föhn zur Nachtzeit stöhnt.

Stimmen lispeln durch die Lüfte,
Töne aus der Unterwelt,
Hauchend streifen welke Düfte
Durch des Nebels grau Gezelt.

„Was uns aus dem Grabe lockt,
Wo wir scheinbar friedlich liegen,
Seit das Herzblut steht und stockt
Nach den letzten Atemzügen,

Ist die Sehnsucht nach dem Leben,
Nach dem Wahne und dem Glück,
Nach dem Kampfe, nach dem Streben
EINEM lichten Sonnenblick.

Ist der heiße Wunsch zu leiden
Schmerzlich mit des Herzens Trieben,
Ist die Lockung nach den Freuden
Und nach denen, die wir lieben;

Zwar das Leben ist auch Leiden,
Sterben aber: ew'ge Nacht.
Niemand soll uns dort beneiden,
Wo kein Sonnenstrahl uns lacht.

Wüßtet ihr den Tod zu deuten,
Wenn die Trauerfahnen wehen
Und die Abschiedsglocken läuten,
Würde niemand ihn erflehen!

Tod ist düst're Einsamkeit
Ohne Sternenglanz und Licht,
Jahr um Jahr in Ewigkeit,
Wenn das müde Auge bricht.

Einmal nur aus Grabeskrallen
Dürfen frei zur Erde steigen
Uns're Hüllen, die zerfallen
Dort im großen Todesreigen.

Leben, leiden, heiße Tränen,
Kampf in jedem Augenblick,
Halb verzichten, halb ersehnen —
Das allein ist Menschenglück!

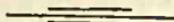
Menschenschicksal, urgewaltig,
Starr wie dürrer Klippenstrand,
Ewig hart und vielgestaltig
Wie Granit der Felsenwand!

Also ist der eine Tag,
Da wir heut' zur Erde schweben,
Recht für uns ein Sehnsuchtstag
Nach den Leiden und dem Leben;

Ist der Tag geschied'ner Seelen
Hoffnungslos und frei vom Wahn,
Wo die Stunden nicht mehr zählen
Auf des Todes ew'ger Bahn . . .“

* * *

Alles still, die Stimmen schweigen,
Die sich erst vernehmen ließen,
Bis im Nebelbilderreigen
Die Gestalten sacht zerfließen . . .



DER WALDSEE

Im satten Grün, von dunklem Busch geborgen,
Da liegt in Einsamkeit ein stiller See,
Des Waldes Nymphen baden dort am Morgen
Und wohl geschützt von einer Wasserfee.

Ein dichter Farn und junger Tann umsäumen
In breiten Garben seines Ufers Rand,
Die Luft ist voll von seltsam süßen Träumen
Aus fernem, ewig jungem Märchenland.

Drei schwarze Schwäne segeln stumm und leise —
Am Schilf vorbei auf dieses Waldes Weiher
Und hoch in Lüften, auf der Sommerreise —
Da schwebt im Sonnenlicht ein Silberreier.

Am Anger stehen Buch' und alte Eichen,
Dort neigt als wie im stummen Gram und Leide
Als wollt den Boden er im Schmerz erweichen,
Sich tief der Zweig von einer Trauerweide.

Ein feiner Nebel lagert auf dem See
Und hüllt ihn sorgsam ein als wie ein Schleier
Und nur ein schlankes, braungefärbtes Reh
Erlauscht im Busche diese Morgenfeier.

Den stillen See mit seinem dunklen Weben,
Hat selten noch ein Wanderer erblickt,
Nur dem Poeten hat ein Gott gegeben,
Daß ihm sein Anblick Herz und Sinn erquickt.

Denn nur der Mensch, den Musen reich begnaden
Darf das Geheimnis dieses Sees erschauen,
Wo ihren Leib so goldigsilbern baden
Die Nymphen heimlich und die Wasserfrauen.

Mit einem Male, horch! ein leises Girren,
Wie das Gegurre junger Turteltauben
Und aus dem Schilf da tauchen — zum Verwirren —
Ein Dutzend Nymphen auf — fast nicht zu glauben.

Ihr Körper rosig, hell, so blank und zart
Wie lichter Glanz von hellen Sonnenstrahlen, —
Ihr feines Lachen ganz besond'rer Art
Wie leises Summen in den Muschelschalen.

Dort sah ich sie und ihre feinen Glieder,
Es war ein wundersam berauschend Spiel,
Ein Duft so lieblich wie der Frühlingslieder,
Dess' erste Blüte nachts zu Boden fiel.

Vom Licht geblendet, schwanden mir die Sinne,
Ich taumelte als wär' ich plötzlich trunken,
Da bin ich denn durch Zaubermacht der Minne
Am Weiher stumm aufs Antlitz hingesenken.

Als ich empor dann sah, da war im See,
Den ich im Wald so einsam vorgefunden,
Die Nymphenschaar und auch die Wasserfee
Vor meinem Blick als wie ein Spuk verschwunden.

War es ein Gaukelspiel, ein flüchtig Glück,
Das ich vordem erlebt in süßem Bangen?
Denn ach, es blieb von allem nichts zurück,
Als des Erinnerens ungestillt Verlangen.

Ich bin dann öfters noch zum See geschlichen,
Bezwungen mild von der Erscheinung Macht
Jedoch der Zauber war von dort gewichen,
Wo Nymphen einst gebadet und gelacht.

Nun — alles tot! — Kein Girren mehr, kein Kosen,
Auf dunklen Fluten segelt weich ein Schwan,
Verstohlen grüßen mich die Wasserrosen
Und Morgenwind zieht leise seine Bahn.

Nur eines blieb wie's war an diesem Weiher:
Es neigen stumm als wie in stillem Leide,
Ganz hoch erschaut von einem Silberreier,
Zu tiefst die Zweige einer Trauerweide!

DIE NACHT AM MEERE

Wie eine Riesenharfe schien das Meer zu klingen
Im Strom der Töne, die die Luft verschlang,
Dem Monde wolltest es ein Leuchten sacht entringen.
Als wollte es den Menschen Grüße bringen;
Kein fremder Laut vom nahen Busche drang.

Und alles still und stumm, kein Weckruf, der uns
schreckt

Aus dieser Stunde einzig holdem Traum,
Der Sterne milder Silberglanz die Erde deckt,
Die Vöglein im Gezweige, dicht versteckt,
Nur zarter Glockenton, von ferne . . . kaum . . .

Wir schritten schweigend zu der ewig heil'gen See,
Das Glück, das junge, schien mit uns zu schreiten,
Verzaubert gingest du gleich einer Waldesfee
Und leichten Fußes wie ein scheues Reh
Durch diesen Dämmerchein voll Seligkeiten,

Wo Herz berauschend sich zum andern Herzen
fand;

Dort an dem Meeresstrande steil und kahl,
Wo Woge sich dem harten Felsen schroff entwand,
Faßt ich verzückt dir deine liebe Hand
Und drückt' den Mund darauf zum ersten Mal.

Ein leichtes Atmen, weich und lind wie Zephyr-
duft,

In Schlummer streift des Angers Blumenpracht;
So süß betäubend rings um uns die linde Luft,
Wie wenn die Lotosblume lockend ruft
In diesem Traum der ersten Liebesnacht . . .

Ein blasser Mondstrahl durch die dunklen Wolken
drang
Und spiegelt sich in deinem feuchten Blicke,
Kein Laut, der sich der stillen Einsamkeit ent-
rang —
Und nur ein Fink im Busch erwachend sang
Das ewige Lied vom ersten Liebesglücke . . .

WER WEISS?

Wenn deinem Erdenleben einst der Tod
Fast unverhofft das letzte Ziel gesetzt
Und sich zum langem Schlaf die Augen schlossen.
Um auszuruh'n von dieses Daseins Bürde,
Dann merkst du erst, was dieses Ziel bedeutet,
Und daß dich dort vielleicht ein neues Reich
Voll mystisch hellem Glanz und Herrlichkeit —
Vielleicht auch nur ein graues Nichts erwartet.

Was dich im Erdenwandel fortgesetzt
Mit dumpfer Qual und stummer Angst erfüllt,
Die letzte Frage, die uns alle, alle,
Von Kindheit bis zum letzten Hauch geleitet,
Die uns die Freuden, die so spärlich knospen,
Mit einem dichten Trauermantel deckt,
Die uns so schwer das Leben macht und Sterben,
Die jedes Lächeln, jeden hellen Blick
In uns'rem Auge unvermerkt verlöscht, —
Wer weiß? Vielleicht zerfließt, was uns bedrückt,
Dereinst, wenn uns der Tod zur letzten Rast
Erbarmungsvoll die müden Glieder streckt
In grauen Nebeldunst, — ins leere Nichts!

Die Seele nur, vom ew'gen Urhauch stammend,
Sie kehrt zurück dahin, woher sie kam,
Ins ungelöste Rätsel, nie erkannt,
Ins stumme Chaos dunkler Ewigkeiten.

Wer weiß? Wer weiß? Ach niemand gibt uns
Antwort.

Der Ruf verhallt wie Stimmen in der Wüste,
Wie tief im Walde eines Tieres Schrei,
Das sich im Busche wund und sterbend birgt.

TRUGBILD

Es neigt der Tag, die Sonne taucht hinab,
Von ferne zieht die Abenddämmerung
Die Schleier tief herbei zur dunklen Nacht.
Es schließen sich die Blütenkelche sacht
Und nur ein Rauschen geht durch Wald und Flur
Wie Abschiednehmen vor dem langen Schlaf,
Daß kaum ein Vögelchen im Neste lauscht —
Es neigt der Tag — und bald ist er verrauscht!

Da naht auf purpurgoldig hellen Schwingen
Ein Nixchen mir auf meinem Wandersteg.
Es spricht und seine Stimme gleicht dem Klingen
Von Harfensaiten weich und engelsmild,
So lockend wie der Nachtigallen Sang:
„Bevor du Abschied nimmst, mein alter Freund,
Hat dir das Schicksal Herrliches vermeint,
Damit dein Leben vor der dunklen Fahrt,
Die keinem Sterblichen erspart geblieben,
Noch einmal lichtumhüllt und schön erscheint.

Die Anmut suchtest du dein Leben lang,
Die Schönheit der Erscheinung, voll erblüht,
Und alles was in deiner Seele dir
Im Anblick der Natur Gedanken schafft,
Die nur ein Dichter formt, wenn er sie fühlt.
Nun — siehe da — hier hast du sie erreicht!
Blick' nur getrost und fülle dir dein Herz
Mit dem, wonach du lange dich gesehnt,
Wovon dein Mund bisher verschlossen blieb.
Das Schicksal meint es gut, sei nur getrost
Und freue dich der Blume, die dir blüht.“

Ich hört' der Nixe Rede, blickte auf,
Und sah ein Blümchen, wunderhold vor mir,
So lieb und zart, wie wenn im dunklen Wald,
Im ersten Frühlingsgrün das Veilchen blüht;
Ich sah's, erstaunte und das alte Herz
Erzittert vor dem Anblick wonnevoll!
Doch ach, im nächsten Augenblick, da sprach's
Und raunte mir zu tiefst in meiner Brust:

„In reifen Herbstes bunter Farbenpracht
Ist deine Seele heimlich aufgewacht;
Jedoch das Blatt, noch scheinbar frisch und grün,
Es welkt schon morgen an dem dürren Ast;
Und was die Seele heut mit Glanz erfüllt,
Das bricht zusammen bald zur letzten Rast“; —
Und doch — es war ein Strahl, so warm und weich
Wie Sonnenleuchten vor der dunklen Nacht,
Wie eine Ahnung von dem Blütenreich,
Das meinem Leben Purpurglanz gebracht . . .

Dem Nixchen winkt' ich wehmutsvollen Gruß
Mit dankerfüllt entsagend stummem Blick —
Und in dem alten Herzen klang ein Ton,
Gleichwie ein Abschied von erträumtem Glück.

TROST

Für jede Sorge, die dein Herz bedrückt,
Und jedes Leid, das dich bei Tag und Nacht
Gleichwie in einen Trauermantel hüllt,
Erwartet dich, du weißt nicht wann noch wie,
Von ungefähr ein unverhofftes Glück;
Das Schicksal, das des Menschen Lose lenkt,
Erscheint uns manchmal hart, jedoch es ist
Im Grund nicht gut noch schlecht — es ist gerecht!
Und nur die Seele, die nach Sonnenschein,
Nach frohen Stunden und nach Trost sich sehnt,
Sie fühlt es nicht und kann es nicht erkennen,
Daß überall, im Guten wie im Bösen,
Nur ein Gesetz des Menschen Schicksal leitet,
Nur ein Gesetz die Bahnen fest begrenzt,
Auf denen sich des Lebens Ziel bewegt.

Für jeden Kummer, den der Tag dir bringt,
Für jeden Seufzer, den dein Mund getan,
Wird einst ein Lächeln dein Gesicht erhellen;
Für jede Träne, die du still geweint
In banger Furcht vor schweren Sorgentagen,
Wird eine Freude, die du nicht vermutet,
Für alle Sorgen reichlich dich entgelten,
Denn die Natur ist hart, erbarmungslos,
Doch ungerecht, o nein, das ist sie nicht.

Die ganze Welt und alles Leben d'rauf,
Beherrscht des Schicksals felsenfeste Hand,
Die du beklagen kannst, wenn sie dich drückt,
Der immer aber du dich beugen mußt;
Denn nicht von Mitleid strotzt die Götterwelt

Und kein Erbarmen kennt, was sie bestimmt!
Was Welten und was alle Wesen lenkt,
Was sie beherrscht seit allen Daseins Anfang,
Das ist ein einzig' Wort: Gerechtigkeit.

Drum trage, was das Los dir auch gebeut
Und sei es noch so schwer und hart zu tragen;
Das Böse wird durch Gutes ausgeglichen.
An dieser Hoffnung stärke sich dein Herz,
Wie dort am See, des Schiffers Mut sich stärkt,
Wenn er im Sturm und schweren Ungewitter
Vertrauen hegt zu seines Schiffleins Kraft,
Dem keine Woge Schaden bringen kann;
Denn ohne Hoffnung, ohne Zuversicht,
Da wird das kleinste Leid zur größten Qual
Und alle Tränen, die dein Aug' vergießt,
Sie graben Furchen in dein Angesicht;
Doch keine Freuden sprießen dort hervor,
Wo sie des Kummers graues Erdreich netzen
Und wo nicht alles, was dein Herz empfand,
Von stiller Hoffnung hell durchleuchtet ward.

Dein ganzes Leben ist ein stetes Leiden
Und nur der Mensch, der es zu tragen weiß,
Was ihm von seinem Los zuteil geworden,
Nur der verdient, daß ihm dereinst zum Lohn
Für schwere Stunden tiefen Herzenskummers,
Für Gram und Sorge und für stille Tränen
Ein Strahl von wahren Glück die Seele streift.
Und dieser eine Augenblick, er wiegt
Ein Meer von Leiden auf, ein Meer von Tränen!

IM EWIGEN KREISLAUF

Wenn sich die Seele von der müden Hülle
Dereinst für immer trennt,
Und wenn der Wand'rer nach des Lebens Fülle
Den neuen Weg erkennt,

Dann wünsche ich, daß ihr dem Flammenmeere
Den Körper übergebt,
Damit, entfesselt von der Erdschwere
Der Geist zur Höhe strebt.

Denn wie ein Phönix, frisch und neugeboren
Aus grauer Asche steigt,
So auch der Geist, vom Schöpfer auserkoren,
Zu seiner Heimat neigt.

Er taucht zum Urquell aller Dinge nieder,
In's Meer der Ewigkeit,
In seine Hand, die rätselvolle, wieder,
In die Unsterblichkeit!

Und harret dort, daß ihm der Weltgeist weise,
Von Niemandem erkannt —
Den dunklen Weg zu neuer Lebensreise
Ins unbekante Land . . .

ALLERSEELENTAG

Wenn Kränze sich auf stummen Gräbern häufen
Und Trauerlieder in den Kirchen klingen,
Wenn für die längst Entseelten, Todesreifen
Die Glocken dumpf die letzten Grüße bringen,
Wenn bunte Sträuße alle Hügel schmücken
Mit A stern reich, mit weißen und mit roten,
Wenn Trauerweiden kahl herübernicken —
Dann fühlt man es: Das ist der Tag der Toten.

Erinnerung erwacht zu neuem Leben,
Das nur in stillen Tränen Wehmut fühlt;
Was Parzen auch ins Menschenschicksal weben,
Hier ist der Schmerz, der tief zum Herzen zielt.
Denn nichts vermag so schwer ins Leid zu führen
Als eine treue Seele zu verlieren.

Ich stehe einsam in den Friedhofsmauern,
Mein Innenblick verliert sich in die Weite,
Ich kann nicht weinen und ich kann nicht trauern,
Mein Allerseelentag ist stets das Heute.
Hier trânt das Aug' um die, die schon gestorben
Und denen Tod Erlösung einst gegeben,
Doch ich — beweine die, die längst verdorben
Und immer noch in meinem Herzen leben!

DER LIEBE WAHRSTES BILD

Der Liebe wahrstes Bild ist gleich der Blüte,
In ihrem Wesen duftig, zart und echt,
Sie ist der Sehnsucht voll und voll der Güte
Und was sie fordert, ist ihr gutes Recht.

Sie ist die Quelle aller Zärtlichkeit,
In süßer Stunde freudig hingegeben,
Ein Traum von unbegrenzter Innigkeit,
Das schönste Wunder in dem Menschenleben.

Doch ihre Schwester, vom Geschick erwählt,
Das ist die Treue so in Wort wie Tat,
— Und wenn sie jemals in der Liebe fehlt,
Dann bringt's dem Herzen einmal böse Saat.

Dem Duft der ersten Frühlingsblumen zart
Gleicht sie, des Maienveilchens Himmelblau,
In ihrem Wesen ganz von eig'ner Art,
So klar und rein als wie der Blütentau.

Wie vielen schlägt im Herzen sie der Wunden —
Gleichwie des Meeres Sturm dem morschen Kahn,
Denn Liebe von der Treue losgebunden —
Ist nur ein rasch entschwund'ner Sinneswahn.

Was nützt dir Blatt und Frucht am dürren Ast,
Wenn ihm der Blüte Glanz verloren geht,
Du hast vielleicht, was du erstrebt dir hast,
Jedoch das Schönste hat der Sturm verweht.

Willst dauernd du der Blume Pracht genießen,
Dann mußt du beides pflegen, Glanz und Duft,
Dann wirst du auch die Stunde froh begrüßen,
Wenn dich das wahre Glück zu Gaste ruft!

EIN MORSCHER BAUM

Ein morscher Baum, der einsam jede Nacht
Die Äste hoch zum Sternenhimmel hebt
Und stets den gleichen Traum in stiller Wacht
Im Nebeldunst geheimnisvoll durchlebt,
So steht er da, in Blüt' und Blätterfall,
In Sonne, Tau, in Regenguß und Wind
Und sehnt sich stumm ins ewig dunkle All,
Wo alle Träume einst zerflossen sind.

Und wenn der Morgen kommt und kühl erwacht,
Die jungen Brüder Sonnenglut erwarten,
Dann steht der Alte und umfängt sie sacht,
Sie alle mitleidsvoll in seinem Garten
Mit seinem Blick, dem tiefen, kinderweichen,
Aus längst vergang'nen, lichten Frühlingstagen,
Als sagte er: „Wollt ihr dereinst mir gleichen
In allem, was im Leben ich errungen,
Wie oft ich Sturm und Wettergraus bezwungen,
Wie oft ich fror bis in des Markes Tiefen,
Wie oft ich wacht', indes die and'ren schliefen —
Was ich bei Tag und Nacht an Leid gesehn
Wenn mich des Winters Stürme hart umweh'n, —
Müßt ihr entsagend vieles noch ertragen!“

DAS SCHIFF

Im Hafen liegt ein großes, dunkles Schiff,
Dess' Segel schlaff vom Mast herunterhängen,
Der Anker ruht am starren Felsenriff,
Man sieht auch nicht, daß sich die Menschen drängen.

Es scheint, als wär' es leer und ganz verlassen,
Man merkt den Führer und die Mannschaft nicht,
Mit Mühe nur kann noch mein Blick erfassen
Dort auf dem Außenbord das Wort „Verzicht“.

So heißt das Schiff, mit öder Fracht beladen,
Man zahlt nicht Hafenzoll, wenn man's besteigt,
Man hat kein Anrecht mehr auf Glück und Schaden,
Wenn man dem Steuermann die Pässe zeigt.

Den Eintritt hat nur der, der ihn verdient,
Und wär' er Mann, ein Jüngling oder Greis,
Verlangt wird nur, daß ihm kein Hoffen grünt
Und daß er schließlich zu verzichten weiß.

Drückt dich der Jahre Last, wird grau dein Tag
Und freudlos jedes Ding von Stund' zu Stunde,
Scheint dir nichts wert, was dir am Herzen lag,
Und brennt schon längst nicht mehr die alte Wunde,

Weiß dir der Sonne Schein, der Blumen Pracht
Und das, was einst dir lieb, nichts zu bedeuten,
Erfast nicht Schauer dich in tiefer Nacht,
Erblickst dein Herz du voller Nichtigkeiten,

Ist schal dir jedes Wort, das Liebe haucht,
Und hat dein Ohr den süßen Klang verloren,
Ist alles, was dir glühte, nun verraucht,
Zu Asche das, was einst du auserkoren, —

Dann bist du recht am Platz im Schiffe dort!
Was dich erwartet, ist für dich nicht neu;
Du suchst Verzicht am totenstillen Ort, —
Nun denn — steig ein! Ein Platz für dich ist frei!

Die dumpfe Glocke tönt; sieh nur die Vielen,
Die sich voll Ungeduld in dichten Mengen
Zur weiten Fahrt mit unbekanntem Zielen
Auf jener Brücke dort zusammendrängen!

Fast scheint's, als wär' zu kurz für sie die Zeit,
Aus dieser trüben Welt voll Schein zu ziehn,
Um ihrem größten Feind, „Vergangenheit“,
Mit einem Wurf ängstlich zu entfliehn. —

„O armes Menschenwrack, ob alt, ob jung, —
Du wirst damit doch niemals Glück dir holen,
Denn ein Genosse ist's: Erinnerung,
Der heftet sich mit Macht an deine Sohlen

Und läßt nicht locker mehr auf dieser Welt,
So Tag und Nacht und unaufhaltsam fort,
Und niemand da, der den Gesunk'nen hält,
Kein warmer Blick und auch kein Trosteswort!“

Schon blähen Segel sich, vom Wind gedehnt,
Das alte Schiff, es schwankt jetzt hin und her
Und wer sein Ziel noch zu erreichen wähnt,
Entschließt sich rasch und zögert auch nicht mehr.

Sirenenlaut ertönt zum letzten Gruß,
Der Anker steigt zum Borde des „Verzichts“,
Nun fühlt man erst, daß man jetzt scheiden muß,
Und segelt hin ins uferlose „Nichts“.

REFLEXION

Lautlos eilt die Zeit mit ihren Schwingen
Wie die Woge auf dem Weltenmeere
Und der Sterne Lauf in ew'ger Leere
Wie seit Urbeginn die Stimmen klingen
In des Menschen nimmermüdem Ringen.

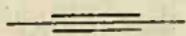
Auch die Seele strebt in dunklem Drange
Zu dem Schöpfer hoch in Himmelsfernen,
Zu den hellen, silberweißen Sternen,
Daß sie einst zu ihrem Licht gelange
Nach des Todes wegemüdem Gange.

Aufwärts fliegt sie dann und frei ins All
Bis zu Dem, nach dessen weisem Rat
Blumen sprießen wenn der Frühling naht,
Licht und Luft entsteht, der Laut und Schall,
Blütenreichtum und der Blätterfall.

Dort hinauf in unbekannte Breiten,
Wo kein lebend Wesen sich mehr regt,
Wo die Stunde nicht mehr mahrend schlägt,
Nicht im Raume und auch nicht in Zeiten,
Nur in unermeßlich fernen Weiten!

Wenn dir manchmal vor der Zukunft bangt
Denk, o Mensch, wie rasch die Tage fliehn,
Wie die Blumen, kaum erweckt, verblühen,
Wie das Glück, erschaffen, auch schon wankt,
Noch bevor es voll zu dir gelangt! —

Was ist Glück und was ist Seligkeit,
Was bedeuten sie im Weltenraum?
Nicht so viel als wie ein flücht'ger Traum!
Rastlos schleichen sie so wie die Zeit,
Fort in unbegrenzte Ewigkeit!



NACHT AM WEIHER

Wie traumverloren dort in dunkler Bucht,
So liege ich in meinem alten Kahne,
Wie dumpf und schwer vom See, wie Moderduft
Und seltsam wie in eines Zaubers Wahne.

Die Abendschatten ihre Flügel breiten,
Als wollte Licht und Dunkel sich vermählen.
Es raunt ringsum von alt vergang'nen Zeiten,
Wie stumme Seufzer längst verlorn'ner Seelen.

In Lüften spähend kreist ein junger Reiher
Und klagend tönt sein Ruf wie leises Beben,
Im Schilf darin und in dem düst'ren Weiher
Da rührt sich emsig hundertfältig Leben.

Allmählich wird es still im Tagversinken,
Nur da und dort ein später, dumpfer Laut,
Als wenn vom letzten Gruß und Abschiedswinken
Der Blick, halb schlummernd noch, herüberschaut.

Vom Himmel hoch des Mondes Lichter fallen
Und hüllen diese wundervolle Nacht
Mit Schilf und Farn, mit Buchten und mit Hallen
In ein Gewand von märchenhafter Pracht.

Es regt im Mondlicht sich wie fremdes Weben,
War's nicht ein Nixchen, das ich eben sah,
Aus dieser dunklen Flut sich heimlich heben,
In jenem Schatten, meinem Kahne nah?

Und schien's mir nicht, als wollt' es lockend winken
Mit seiner blütenweißen, feuchten Hand,
Um dort im schwarzen Moore zu versinken,
Wo mancher schon die letzte Ruhe fand?

Und welche Stimmen, gleich dem Sphärenklang
In diesem grauen, geisterhaften Raum,
Wie Harfenton und wie der Feen Gesang,
So heimlich tönend, wie im wirren Traum!

Wer rüttelt da an meinem alten Kahne,
Wer kreist um mich gespenstig fahl herum,
Seh' ich nicht klar, befangen gar vom Wahne
Und vor Erstaunen blind, vor Angst fast stumm?

Und siehe dort! Ein liebliches Gesicht
Winkt wieder mir aus dunklem Weihers Grund,
Es flackert und es gleißt wie Zauberlicht
Und neckisch lacht der Nixe süßer Mund.

Die weißen Glieder und der süße Blick!
In menschlicher Gestalt, fast märchenhaft,
So schön, so seltsam reizvoll Stück für Stück,
Wie nur des Dichters Phantasie sie schafft.

Und da und dort, sie tauchen alle auf
Aus diesem abgrundtiefen Wellenmeer
Und enger stets, in nimmermüdem Lauf
Umkreist die Nixenschar im Hin und Her

Den armen Träumer dort in dunkler Bucht,
Dem schier in dumpfer Angst die Sinne schwinden,
Und der von Schreck gelähmt, nur eines sucht:
Dem Zauber sich allmählich zu entwinden.

Von allen Seiten greifen hundert Hände
Und zerran an dem Kahne mit Gewalt,
Als wollten sie, daß Jener Ruhe fände
In ihrem See, so abgrundtief und kalt.

So ging die Nacht dahin in wirrem Spiel,
Ich konnt' mich kaum der Lockung noch erwehren,
Der ganzen Geisterwelt, so schien's, gefiel,
Dem Mann am Weiher Furcht und Schreck zu
lehren.

„Wie Vielen doch von lichten Lebenshöh'n
Gelang es hier Erlösung zu erringen,
Und dieser Eine wollte widersteh'n?
Ging das denn wirklich zu mit rechten Dingen?

Wär' unser Zauber nicht mehr stark genug?
Die Lockung schal, wenn eine Nixe winkt?
Glaubt Jener nicht mehr an den Nixenspuk,
Der jedem Träumer nur Verwirrung bringt?

Ist denn am End' so nüchtern, öd, die Welt,
Daß sie die Phantasie schon ganz entbehrt,
Daß niemand mehr von Nixen etwas hält,
Wenn er des Nachts auf einem Weiher fährt?

O, eitler Wahn! Wo junge Herzen schlagen,
Sind Nixen, wir, Beherrscher ihrer Lust,
So war's und bleibt's in allen späten Tagen,
Wir wirken stumm in jedes Menschen Brust!

Wir sind die Bringer schönster Träumereien,
Die Phantasie ist uns're beste Kraft,
Des Lebens Öde würde euch entweihen,
Wenn nicht der Zauber euch Erfrischung schafft.

Wir sind allein die Lenker der Gedanken,
Wenn euch die Welt nichts mehr zu sagen weiß,
Ihr kommt zu uns, ihr armen Lebenskranken,
Zu uns'rem ewig jungen Märchenkreis.

Auch du, o Mann, in deinem morschen Boot,
Gehörst zu uns und wirst nicht lange säumen,
Und uns'rem heimlich süßen Zauberbanne
Entrinnst du schwer in deinen wirren Träumen,

Denn was die Nixen tun im Schilf verstohlen,
Was sie ersehnen heiß, was ihnen frommt,
Das werden sie sich sicher einmal holen,
Wenn ihre Zeit dafür erscheint und kommt.

Dir hat ein Gott des Dichters Sinn gegeben,
Doch ohne uns ist deine Seele taub,
Im Sinnen, Freund, ist's ähnlich wie im Leben,
Und ohne Licht, da grünt kein Eichenlaub.

Die Welt, entgeistert, ist für euch ein Schemen,
Wie ohne Sonne Blatt und Blütenpracht,
Ihr könnt uns unser Zaubereich nicht nehmen,
So wenig wie den Duft der Sommernacht.

Auch du bist uns für alle Zeit verfallen,
Wenn auch dein Geist es niemals recht erfaßt, —
Am Weiher schon die Morgennebel wallen!
Auf Wiederseh'n, du töricht, junger Gast!

Für diesmal sei's genug und dir verzieh'n,
Wir wittern schon des neuen Tages Morgen,
Geh' du nur fort und deinen Weg dahin,
Wir folgen dir, darob sei ohne Sorgen!

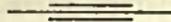
Du wirst an dieses Weihers stillem Ort
Uns oft vergebens suchen und erwarten,
Doch wir geleiten dich nur immerfort
Und ungeseh'n auf deines Lebens Fahrten!“

Die Nixe schwieg und tauchte lautlos nieder
In dieses dunklen Moores tiefem Grund,
Die Vöglein zirpten ihre Morgenlieder
Und bange schlug mein Herz und todeswund.

War's Wirklichkeit, was ich vernahm, war's Wahn?
Als ich am Morgen schauernd aufgewacht,
War's Schilfgeflüster, rings um meinen Kahn
In dumpfer, stiller, fieberschwang'rer Nacht?

Doch jene Stimmen, jenes Locken, Girren,
Und Winken mit der blütenweißen Hand,
War's nicht, als wollten sehnd sie verwirren
Den Träumer aus dem dunklen Märchenland?

So fand der neue Sonnentag mich wieder,
Verzaubert blieb, was mir im Sinn gelegen
Und jene heimlich süßen Nixenlieder
Geleiten mich auf meines Lebens Wegen!



BLÄTTERFALL

Wenn die Falter rasch entfliehen
Und die Wandervögel ziehen
Ist der Sommer fort;
Wenn das Laub sich färbt im Wald,
Dann besagt es, daß nun bald
Kommt der Herbst zu Wort.

Und vom Herbst zum Winterkleid
Ist nur eine Spanne Zeit,
Alles deckt der Schnee;
Stille Rast in der Natur,
Keine Blume auf der Flur,
Schweigend Leid und Weh.

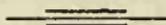
Was ist Leben? Kaum ein Hauch,
Blättchen nur am dürren Strauch,
Frühlings erste Gabe,
Freude selten nur zu Gast,
Kurz der Kampf und lang die Rast
In dem kühlen Grabe.

Schweige Herz, in jeder Brust
Wo du pochest unbewußt
Birg darin dein Leid,
Daß es stolz den Gram erträgt,
Bis man es zur Ruhe legt
In die Ewigkeit!

Gelbe Blätter sinken nieder,
Längst verwelkt ist weißer Flieder,
Flatternd sacht zur Erde,

Und der Sonne Strahlen blinken,
Mahnend wenn sie niedersinken,
Daß es Nacht bald werde.

Nacht und ewig tiefes Dunkel,
Nirgends Licht und Sterngefunkel,
Alles tot im Raume,
Nur die Seele lebt und spinnt
Ihre Fäden zart und lind
Wie in einem Traume! . . .



ABENDDÄMMERUNG

Der Tag versinkt; des Lichtes gold'ner Strahl
Umhüllt der Dämm'rung altersgrauer Schein,
Der Vogel singt zum Abschied noch sein Lied
Und alle Stimmen, die einst hell erklangen
Verstummen mählich in des Abends Stille.

Ein Ruhgefühl zieht leise durch die Welt,
In der du lebst, in der du sinnst und fühlst
Nach all den Stürmen, die dich heimgesucht,
Nach irrem Hoffen, Sehnen und Entsagen,
Nach allem Leid, das dir das lange Leben
Wie eine Bürde drückend aufgeladen
Durch viele Jahre hart und mühevoll!

Nun ist das alles endlich überwunden!
Gebeugt der Rücken von der Sorgen Last,
Jedoch die Seele unbeschwert und frei
Und fast verwischt, was du so hart empfunden!

So ruhst du aus von allem was du trugst
Auf deinem langen Wege wandermüd!
Du blickst in deiner Abendsonne Schein
Mit mattem Blick, von Nebeln zart umhüllt
Und wartest unbeirrt bis dieses Licht
Und deiner Augen Flammen sacht verlöschen.

Unmerklich leis verrinnt das Restchen Leben
Wie eine Quelle, die vordem gesprudelt
Und nun versickert in dem Felsgestein;

Nur Tropfen noch, die lautlos niederfallen
Hinab mit mattem Ton in dürrem Sand —
Und dann ist alles leblos wie das Blatt,
Das, welk, im Herbst, vom grünen Ast gesunken.

Dein Leib verschrumpft wie überreife Frucht;
Denn zur Vernichtung nur ward er geschaffen
Und nur als Hülle für den ew'gen Geist,
Der dann, von Fesseln frei, sich hoch erhebt
Der Ewigkeit und ihrem Ziel entgegen,
Das niemand kennt, noch je erkennen kann,
Das kaum man fühlt in seiner Seele Tiefe.

* * *

Gedulde dich! Auch dir schlägt deine Stunde.
Wenn dir der Engel deine Fesseln löst!
Du stirbst nur scheinbar, denn der Geist, er lebt
Und strebt, sobald er frei, mit seinen Schwingen
Der Gottheit zu, in's kaum geahnte All!

MEERES-STIMMUNG

Wie ungehemmt die Blicke weithin schweifen
Bis fern zum grau umhüllten Küstensaum,
Als wenn gerade dort Gestalten reifen,
Die nachts sich mir geformt im dumpfen Traum;

So wie das Meer, so zieht die eig'ne Seele
Sich immerfort der Sehnsucht weite Kreise,
Damit Erfüllung sich mit Wunsch vermähle
Auf des Gedankens unbegrenzter Reise.

Wie Well' auf Welle aufeinanderfallen
In nimmermüder, tosender Bewegung,
So die Gedanken ineinanderwallen
In stürmisch-drängend, heißer Herzensregung.

Wie dort im Meer ein Wellenkamm zerstiebt
Am harten Felsenriff zu weißem Schaum,
Und wie die Blüte, die den Frühling liebt,
Im Winde rasch zerfällt am grünen Baum —

So wirst auch du, im Leiden und im Leben
Für all' dein Sehnen einmal schmerzlich büßen,
Denn was der Frühling überreich gegeben,
Wird einst im Herbste unbemerkt zerfließen.

Es stürzen dicht des Regens graue Fluten,
Ein Schleier hüllt des Wunsches weiten Blick,
Doch allen Fühlens abgrundtiefe Gluten
Sind nur ein blasser Schein von Leid und Glück:

Ein ew'ges Spiel, beherrscht von Schöpfers Hand
Und immer nur ein Bild vom eig'nen Wesen;
Ein Sehnsuchtstraum vom unbekanntem Land
Im tiefsten Herzen, einsam ungelesen! —

LEBENSSPRUCH

Wenn dich auf einsamem Lebenspfad
Ein seltsames Schwanken zuweilen beschleicht
Und wenn der Zweifel von Wille und Tat
Vor deinem Urteile wankt und nicht weicht,

Dann blicke mit offenem Auge nur
In die eigene Seele zutiefst hinein,
Wo heiliger Wahrheit ewige Spur
Ruht fest wie Granit und Basaltgestein.

Denn alles ist drin, du brauchst nur zu lesen,
Bis du dann recht den Inhalt ergründest,
Vor seinem Gebot erschauert dein Wesen,
Wenn du die wahre Erkenntnis erst findest.

Denn wenn du noch zögerst, dann ist's nur die
Angst
Vor diesem Blick in die eigene Brust,
Ist nur die Wahrheit, vor der du bangst
Und die du erkennend, befolgen mußt.

Drum drückt dich der Gram, so versuche zu
blättern
Im Buch deiner Seele, in Andacht versenkt,
Dann bist du gefeit vor Sturm und vor Wettern,
Wenn dich der Zweifel des Herzens bedrängt.

HERZENSEINSAMKEIT

Wenn deiner Jahre Überzahl zur steilen Höhe
steigt
Und grau der frühe Morgen deckt die menschen-
leeren Gassen,
Wenn deines Odems mattes Licht zum letzten
Flimmern neigt,
Dann fühlst du erst, o Mensch, daß du im Grunde
fast verlassen.

Im Wald die Bäume stehen kahl, die Blüten fast
zerfallen,
Ein Hauch von stiller Wehmut ist's, den leise du
geföhlt,
Des Winters starre Finger sind's, die enge dich
umkrallen
Und Einsamkeit, sie ist's allein, die Herz und
Stirn dir kühlt.

Die Vogelstimmen sind verstummt, kein Lied
ertönt dir wieder,
Der Himmel voller Nebeldunst strahlt grau auf
dich herab,
Die letzten Blätter frostbereift, sie sinken lautlos
nieder
Und alles scheint so todesreif, als wie ein Wüsten-
grab.

So groß die Welt — und du allein, kein Auge das
dir winkt,
Bis einst zum langen, langen Schlaf, dein Leib in
Schlummer sinkt,

Und was du auch gefühlt, gedacht, war eitel
Nichts, war Schaum,
Hier knarrt ein Ast, dort stürzt ein Baum —
du stehst und merkst es kaum!

O Herzenseinsamkeit, o du des Alters schwerstes
Leiden,
Du deckst gleich wie ein Trauerkleid der Seele
helles Licht,
Du machst das Leben, ach, so schwer, viel leichter
doch das Scheiden,
Wenn einst das Auge daseinsmüd' im letzten
Schimmer bricht!

TRÄUMEREI

Durch die Wälder zieht ein stummes Ahnen,
Daß die ganze Pracht bald enden werde,
In den Blättern flüstert es wie Mahnen,
Lautlos fällt das gelbe Laub zur Erde;

Ängstlich huscht im raschen Lauf ein Reh
Durch den grünen Busch als wie ein Schemen,
In den Zweigen zirpt in stillem Weh
Vöglein vor dem letzten Abschiednehmen.

Zarte Nebel sinken sacht hernieder,
Netzen welkes Laub mit ihren Tränen,
Längst verblüht ist schon Jasmin und Flieder
Und es haucht im Forste wie ein Sehnen —

Nach der Sonne hellem, gold'nem Leuchten,
Nach dem Duft der zarten Wiesenblüten,
Nach dem Atem, jenem waldesfeuchten
Und den Abendstrahlen, die verglühten;

Nach dem Schein von Glück, der fast verblichen,
Wie der helle Stern in Himmelsweiten,
Nach den Bildern, die schon lang entwichen,
Aus den grau verhängten, alten Zeiten!

Herbstesahnen! Mähliches Verblassen
Aller Träume, die wir nicht erreichen,
Waldesrauschen will uns bald verlassen,
Laub und Blätter, die nun bald verbleichen.

Manches Hoffen in der Menschenbrust,
Manches sehnend stille Herzensträumen
Muß verwelken wie die Jugendlust,
Gleich dem Laube von den grünen Bäumen,

Gleich der Blüte an dem Rosenstrauche,
Die so prangend in der Sonne steht,
Gleich dem ersten warmen Frühlingshauche,
Den der nächste Herbst so rasch verweht.

Herbstesahnen, leises Abschiedswinken
Und ein letzter Blick auf diese Pracht —
Dann wird's trüber und die Tage sinken
In die lange, bange Winternacht!

DUNKLE FRAGE

Weiß ich denn woher ich bin?
Ob von Welten Urbeginn,
Da die dichten Nebelmassen
Grau das ganze All umfassen
Und des Lebens erstes Keimen
In den Gräsern, in den Bäumen,
Alles, was sich kaum erst regte
Zögernd sich zum Licht bewegte?

Weiß ich denn woher ich stamme?
Aus der Urwelt hellster Flamme,
Aus den weiten, endlos fernen
Silberweißen Himmelssternen
Oder aus der Erde Tiefen,
Wo die Seelen friedlich schliefen
Bis ein Gott aus ew'ger Nacht
Sie an's Tageslicht gebracht?

Weiß ich denn weshalb ich lebe?
Unbewußt am Faden webe,
Den das Schicksal mir gesponnen
Bis des Daseins Quell verronnen,
Bis sie schlägt die letzte Stunde
In des müden Herzens Grunde,
Bis es „Schluß“ im Leben heißt
— Und der Faden plötzlich reißt?

Und mein stillverschwieg'nes Glück,
Das im nächsten Augenblick
Kaum empfunden — schon entflieht —
Weiß ich denn wohin es zieht?

Ob zu Freuden oder Tränen,
Ob zum Grame oder Sehnen,
Ob zum Guten oder Bösen
Niemand kann den Zweifel lösen!

Auch im Kampf um heut und morgen,
Um des Daseins Müh' und Sorgen,
Glaubst du daß du Antwort findest
Wenn du selbst sie nicht ergründest?
Voller Rätsel ist die Welt
Die dein Schicksal dir gestellt
So im Frohsinn wie im Leiden,
So im Bleiben wie im Scheiden!

Kennt denn jemand Weg und Ende,
Wo die Seele Ruhe fände,
Wo uns fremde Urgewalten
Wissender vielleicht gestalten?
Wo du bist da überragen
Dich die dunkelsten der Fragen,
Nur der Tod und nicht das Leben
Kann dereinst dir Antwort geben!

SONNENUNTERGANG

Von den Büschen kaum ein leiser Hauch,
Amsel singt am Zweig die Abschiedsweise,
Zarte Nebel um den grünen Strauch,
Sonne rüstet sich zur letzten Reise.

Und der Himmel will sich nochmals schmücken,
Wie die Braut für ihre frohen Gäste,
Wenn die Mädchen rote Rosen pflücken
Ihrer Herrin zu dem Liebesfeste.

Wie berauschend prangt's in allen Tönen!
Hoch am Horizont gemalte Bänder,
Sonne will zum Abschied uns versöhnen,
Sendet letzten Gruß durch weite Länder,

Will noch einmal alle Welt umfassen
Mit dem Mantel ihrer satten Farben,
Eh' die Vöglein noch ihr Nachtlied sangen
Und des Tages helle Lichter starben.

Schwere Wolken, dichtgeballt zu Flammen
Segeln, bunt gefärbt durch laue Lüfte,
Und die Blümlein, die dem Wald entstammen
Atmen mild des Sommers letzte Däfte.

Sonnenuntergang! ein Abschiedswinken
Für die Dauer einer kurzen Nacht
Von den Blüten, die in Schlummer sinken
Und von ihrer Schönheit, ihrer Pracht,

Von den Vielen, die uns lieb gewesen,
Die das gleiche Himmelslicht bescheint,
Von den Freunden, die wir auserlesen
Und dem Schicksal, das uns Alle eint!

Sonnenuntergang! ein banger Schauer
Streift die enge Brust mit kühlen Händen
Und die Seele fühlt's mit stummer Trauer:
Auch dein Leben, Mensch, das wird sich wenden

Wie der Tag mit seinem bunten Treiben,
Wie die Blumen, die in Blüten steh'n,
Wie die Strahlen auch nur flüchtig bleiben
Die erglänzen und dann untergeh'n!

GEREIFTE JAHRE

Wie eilig doch des Lebens Tage schwinden,
Sowie im Sturm des Meeres graue Wellen,
Wie süßer Blütenduft der Sommerlinden
Und wie der Glanz des Sonnenlichts, des hellen.
Noch bist du jung; es braust dir Freud und Lust,
Du kannst dich froh an allem Schönen freu'n
Mit deinem frischen Fühlen in der Brust
Bis sich das Alter mählich schleicht herein.

Dann neigt der Abend leise seine Schatten
Und trüber wird des Tages helles Licht,
Und die dich einst mit Glück erfüllet hatten, —
Gedanken voller Sehnsucht — leuchten nicht;
Wenn es dann stiller wird in deiner Seele,
Wenn Nebelbilder um die Bäume streifen
Damit der Sommer sich dem Herbst vermähle —
Dann kommen Jahre, die zu Ende reifen.

O reifes Alter — wie es auch erschiene —
Kann doch die Jugend niemals dich versteh'n!
Sie hat ja nur des Daseins heit're Miene
Sein Nachtgesicht jedoch noch nicht geseh'n;
Denn zweigesichtig offenbart sich Leben
Wie Lenz und Herbst, wie Dunkel und das Licht;
Ein Dasein voller Sonnenschein, nur eben,
In das der Schmerz nicht seine Furchen wühlt,
Das nicht das Leid erkannt, das Herzen bricht,
Hat niemals seinen wahren Zweck gefühlt!

Sieh' nur um dich und auf vergang'ne Zeit
Wie sie dir heut erscheint, so fremd und weit,
Was wär' sie wert hätt' sie nicht Leid gegeben
Wenn Lust und Freude deinen Blick umschweben,
Daran zuweilen man die Träne sieht
Wie einen Tropfen aus dem Saft der Reben.
Wie köstlich scheint das Leben im Entgleiten
Der Blume Duft bevor sie ganz verblüht,
Der Becher jungen Weins in späten Zeiten
Wenn längst nicht mehr die Seele flammend glüht.

Wir Alle müssen der Natur uns neigen
Bis leis verhauchend letzter Ton verklingt,
Und unsres Erdenwallens toller Reigen
Nach diesem Feste still zum Abschied winkt.
Doch wessen Leben wild und brausend zog,
Wer nicht mit seiner Seele es empfand,
Daß Freud und Glück in Jugend sie betrog,
Bis sie im Alter die Erfüllung fand,
Der gleicht dem Trinker, den der Durst verwirrt,
Der nur beklagt der Jugend fernes Land,
Und nur enttäuscht bei spätem Suchen irrt,
Der heim zum Hafen kehrt — mit leerer Hand!

So wandelst du dahin des Daseins Tage
Im Ruhegang, in ernstem, stillen Sinnen,
Und plötzlich übermannt dich eine Frage:
Wie eilig doch und rasch die Stunden rinnen!
Stockt hier der Weg, ist schon des Wanderns Ende,
Ist das der Punkt, da alles sich nun wendet?
Und staunend stehst du an des Stromes Lände,
Gewaltig engen sich des Felsens Wände —
Du fühlst und ahnst — hier ist die Bahn vollendet!

So reift das Alter hin zu seinem Ziele.
Erinnerung ist seines Denkens Quelle,
Vorüber sind der Hoffnung Gaukelspiele,
Ein ernster Mahner ist bereit zur Stelle;
Er sieht dich stumm und freundlich an und winkt
Zu weitem Wandern treu dir zugesellt,
Und was du einst gehofft, ersehnt: versinkt
In eine ewig unbekannte Welt!

ZU ALLERSEELEN

Ins Reich des Todes kam ich zu Gast;
Viel farbige Kränze die Gräber bedeckten,
Die A stern die Blüten entgegen mir streckten
Und luden mich ein zur endlichen Rast.

Leis' raunten die Stimmen, die ich vernommen:
„Was irrst du auf dieser lieblosen Welt
Im dürren, welkenden Blättergezelt,
Ist deine Seele noch nicht beklommen?

Hast du noch immer nicht satt dich gelebt
Mit deinen Wünschen und deinen Träumen,
Und fürchtest du etwas noch zu versäumen
Was dir die Parze ins Schicksal gewebt?

O sieh' nur die Vielen, der Ruh' hier geweiht!
Sie alle haben gekämpft und gerungen
Und keinem ward einst an der Wiege gesungen
Daß es kein Glück gibt ohne das Leid!

Wer lange zögert wird alt und verbittert,
Er wartet und sucht, doch nichts kann er finden;
Nur eines kann niemand von euch überwinden:
Den Tod, vor dem doch jedermann zittert!

Nur er allein er schließet den Reigen
Des menschlichen Daseins von Anfang zu Ende
Und faltet zur ewigen Rast euch die Hände:
Dem Großen und Kleinen, dem Held und dem Feigen.

Denn alle sind dort im Ewigen gleich!
Es gibt im Tode kein Unterscheiden,
Kein Glück und kein Leid, nicht Trübsal noch Freuden
In seinem unendlichen, lichtlosen Reich!

Nur eines verbindet in endlosen Weiten
Die einstens gelebt und gerungen hienieden,
Und dieses Eine ist: göttlicher Frieden
Und sanftes Ruhen für ewige Zeiten.

Hörst du die Stimmen aus weltweiten Fernen?
Sie rufen nach dir, sie locken und mahnen,
Nur jenen vernehmbar, die Ewigkeit ahnen
Und neues Leben auf silbernen Sternen.

So komm' und zög're nicht mehr zu lange!
Der Weg, den du gehst, ist kurz dir bemessen;
Bist du vom Dasein noch immer besessen,
Macht dir dein Schicksal, die Zukunft nicht bange?

Glaubst du bevor dir der Odem vergeht,
Bevor der Engel die Augen dir schließt
Und dich im Aether der Frieden begrüßt,
Daß dich ein vergängliches Glück noch erspäh't?

Je älter du wirst, desto tiefer umhüllt
Die Einsamkeit dir dein irdisches Wesen,
Und niemand vermag darinnen zu lesen,
Was dir an Enttäuschung die Seele erfüllt.

Was du ersehnt und was du erstrebst,
Wie viele Wünsche im Grau des Verzichts
Verdorren, zerfallen in formloses Nichts . . .
Du weißt nicht einmal, wozu du noch lebst?!

Die Welt wird dir eng im nebligen Schein,
Kein Blümchen spriest dir am einsamen Weg,
Kein Brunnlein erfrischt dich am felsigen Steg —
Du wanderst fast wunschlos und immer allein!

Willst du den Urgrund der Dinge ergründen?
Du mühest dich vergebens ein ganzes Leben,
Dem Lebenden ist es niemals gegeben,
Und nur der Tod, er kann ihn dir künden.

Wer Weisheit sucht, der muß vorher sterben,
Wir sind eine mächtige Totenarmee,
Von Weltalls Inhalt, vom Sinn und vom Weh,
Da wissen wir mehr als unsere Erben.

Betrittst du die Stelle die deiner noch harrt,
Die einsam zu eigen dir noch geblieben,
Dann kennst du nicht Haß und kennst nicht das
Lieben
Die dich so oft im Leben genarrt,

Und alles vorbei, der Ernst und das Spiel,
Die Hast des Lebens stört nicht deine Ruh',
Du schließt die erlöschenden Augen fest zu
Und bist am Ziel!

* * *

Leis rauscht es im Wald; vom Herbstwind
geschwellt
Erzittern die welkenden Blüten am Grab,
Es fallen die gelben Blätter herab —
Wie ein schweigender Ruf einer anderen Welt!

SOMMERABEND

Langsam sinkt im dunklen Waldesgrün
Sommertag zur Abendrüste nieder,
Und der Blumen farbenreiches Blüh'n
Schließt den Kelch zum sanften Schlummer wieder.

Vöglein ist im zarten Abendrot
Nach dem Nachtlied auch schon still geblieben,
Nur am Ufer schaukelt noch ein Boot
Von den Wellen hin und her getrieben.

Heimlich zieht des Waldes tiefer See
Bis zum Felsenrande seine Kreise
Und ein dunkelbraunes, zartes Reh
Aus dem Laube lugt es zögernd — leise.

In den Lüften schwebt ein grauer Reiher
Lautlos segelnd mit den breiten Schwingen
Um den großen, schilfumrankten Weiher
Dort wo Stimmen aus der Tiefe dringen.

Schützend breitet stumm die Sommernacht
Ihren Mantel dicht um Busch und Zweige,
Nur der Mond allein, der blasse, wacht
Über Blümlein auf dem Waldessteige.

Über eitles Glück, so kurz bemessen
Wie die Röte zarter Mädchenwangen,
Wie das Harren, Hoffen und Vergessen
Und die Stunden, die so rasch vergangen.

Sommerabend! Gleich dem Menschenleben,
Kaum erblüht, genossen — und verloren,
Wie des Herzens ersten Glückes Beben
Das ein Augenblick dir auserkoren.

Wie des Morgens erstes Sonnenglühn
Und der Duft vom dunkelroten Flieder,
Zarter Maienglöckchen wonnig Blühen
Und im Wald der Nachtigallen Lieder.

Sommerabend! Mähliches Erblassen
Aller Sehnsucht, einst durchlebt — geschwunden,
Wie ein Wandern durch die öden Gassen,
Wenn schon Glück und Leid sind überwunden.

Leise zittert noch das Laub der Bäume
In des Abends zartem Abschiedskosen,
Wie Erwachen alter Herzensträume
Und das Duften längst verwelkter Rosen.

Alles schwindet, eilet und entflieht
Wie im Sturm die morschen Bäume stöhnen,
Wenn im Herbst der Rosenstrauch verblüht
Und im Herzen ist verstummt das Sehnen.

Nur das Leid, es mahnt uns immerfort
Ohne Rasten und zu jeder Stunde,
Wie ein hartes, unvergeß'nes Wort
Und der Seele allertiefste Wunde.

Sommerabend! Hauch von Ewigkeiten
Unerkannten Zieles stummes Ahnen,
Rückerinnern längst entschwund'ner Zeiten
Auf des Lebens schwer durchfurchten Bahnen!

NACHTS, WENN ALLE STIMMEN SCHWEIGEN

Nachts, wenn alle Stimmen schweigen
Eine ist's, die ich vernehme,
Wie wenn sie aus weitem Reigen
Fernher angeflogen käme.

Was sie lispelt macht mich staunen,
Der ich jener Stimme lausche,
In den Lüften leises Raunen
Als ob Bächlein leise rausche.

„Hörst Poet du, was wir sagen?
Deine Sinne sind ja feiner,
Du vernimmst in stillen Tagen
Alles deutlich, klar und reiner.

Kannst vielleicht die Gräser hören
Wie sie wachsen und sich strecken,
Wie im Forst in schlanken Föhren
Säfte neues Leben wecken.

Wie im Wald das Blätterflüstern
Dich umweht in stillem Wandern
Und der Falter liebeslüstern
Fliegt von einem Kelch zum andern.

Wie im Moos zu deinen Füßen
Neues Leben regsam raunt,
Und dies ungeahnte Sprießen
Dich verwundert und erstaunt,

Wie der Vogel ungesch'n
Flattert durch die grünen Zweige
Wenn die Stern' am Himmel steh'n
Und der Abend geht zur Neige,

Wie die Blüte ihre Gluten
Nachts verhaucht in süßen Düften,
Heimlich und in zarten Fluten
Leise schwindend in den Lüften,

Wie durch Moos und Moor und Steine
Tropfen stumm auf Tropfen fallen
Und im dunkelgrünen Haine
Nebel auf und nieder wallen,

Wie auf Wiesen und am Weiher
Nymphen tanzen ihre Weise
Und ein silbergrauer Reiher
Zieht im Aether seine Kreise, —

Siehst du Freund, das ist die Gabe,
Die empör dich aufwärts treibt,
Es ist deine beste Habe,
Daß dir nichts verborgen bleibt.“

* * *

Alles still — nur Mücken summen
Aus dem Schlafe aufgewacht —
Einsamkeit läßt mich verstummen
In der langen, dunklen Nacht.

MEDITATION

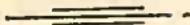
Wenn leise die Lüfte im Wonnemond wehen,
Im Walde die Blumen in Blütenpracht stehen,
Berauscher duftet der blühende Flieder
Und heller erklingen die Frühlingslieder,
Die knospenden Rosen prangen — die schönen —
Das sind die Tage, die wir ersehnen! —

Doch wenn dann die Stürme die Fluren vernichten,
Die üppigen Bäume allmählich sich lichten,
Wenn düster der Nebel die Sonne verhüllt,
Die Seele des Menschen mit Bangem erfüllt,
Das Herz erzittert in leidvollem Schauern —
Das sind die Tage, die wir betrauern! —

Wenn friedlich ertönen von ferne die Glocken,
Im Busche der Vögelein girrendes Locken,
Die Sinne sich regen in seligem Beben
Und alles nur dränget zu glutvollem Leben,
Wenn zarte Gefühle uns wonnig entzücken —
Das sind die Tage, die uns beglücken! —

Wenn alles zerfließet, was einst wir erstrebten
Als Hoffnung in uns und Sehnsucht noch lebten,
Die Wünsche der Seele in Herbstes Beginnen
So hoffnungslos matt und leise verrinnen,
Wenn Leid und Entsagung am Herzen uns nagen —
Das sind die Tage, die wir beklagen! —

So lenkt uns das Schicksal nach ewigem Willen,
Bis wir den Zweck des Lebens erfüllen,
Es spendet uns Dunkel — und flammendes Licht
Bis endlich ermüdet das Auge uns bricht;
Die Tränen versiegen, die letzten — die feuchten —
Dann kommen die Tage, die niemals mehr leuchten!



VERGÄNGLICHKEIT

Und wieder ist ein Tag ins Meer gesunken;
Wie allen seiner längst verblassten Schwestern
Verlosch des Lichtes letzt erglühter Funken

„ . . . So heut' wie gestern . . .“

Ein Leuchten zart von fernem Morgenschein,
In feinen Nebelschleiern noch geborgen,
Erhebt sich zögernd über Wald und Hain

„ . . So heut' wie morgen . . .“

Es mahnt die Menschen an Vergänglichkeit
So wie der Tag, der Sonnenlicht ergießt,
Durch alle Tiefen der Unendlichkeit

„ . . Wo alles fließt . . .

In Eile willst du noch dein Glück erhaschen,
Du scheinst zu halten, was die Stunde bringt;
Jedoch — es schlüpft hindurch durch Netz und
Maschen

„ . . Und es versinkt . . .“

Der Tag verhaucht — und du, du merkst es kaum
Mit deinem Leid und deinen Seligkeiten, —
Und alles ist nur bleicher Schein und Traum

„ . . Für Ewigkeiten . . .“

EINSAME BETRACHTUNG

Im stillen Walde erzittert das Laub
Vom kühlenden Hauche des Abends bewegt
Und alles was sprießt, was grünt und sich regt
Wird welken im Herbste, zerfallen zu Staub.

Doch's Vöglein, dess Lied so fröhlich erklingt
Auf's Neue erfrischt nach nächtlicher Rast,
Wenn zahlloser Sterne Schimmer erblaßt,
Der Tau an den Gräsern hell-silbern blinkt,

Es denkt nur ans Heute, es jauchzt und es lebt,
Wenn leuchtend am Himmel die Sonne ersteht,
Der Hauch des Morgens wie Zephyr weht,
Das Herz in der Brust in Wonne erbebt.

Die Blumen und Blüten, in farbiger Pracht
Von Nixen und Faunen zärtlich belauscht,
Sie sind vom Lichte des Sommers berauscht,
Bis sie entschlummern bei sinkender Nacht.

Die ganze Natur drängt zu Liebe und Lust
Und freut sich des Tages, sobald er erscheint
Und segnet den Schöpfer, der schafft und der eint
Das Glück und das Leid in der menschlichen Brust.

Nur einmal noch fühlen, die Schönheit genießen,
Solange noch leuchtet am Himmel der Ball,
Bis endlich zum Schlusse im ewigen All
Die Fluten des Lebens sachte zerfließen.

* * *

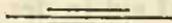
Nur wir, die Menschen denken und sinnen
Im Sturm selbst des Glückes auf sonnigen Höhn,
Wenn braust im Frühling vom Berge der Föhn,
Des Gletschers Gewässer allmählich verrinnen.

Wie rasch doch das Blühen sein Ende gefunden,
Noch kaum daß der Sommer es wach erst geküßt
Und daß man erwachend den Zauber schon büßt,
Den man genossen, noch eh' er entschwunden!

Weshalb denn den Schauer der seligen Stunde
Noch eh' er zu Ende, vernichten, zerpfücken?
Nie wird dich Schönheit jemals beglücken,
Folgt ihr die Reue getreulich im Bunde.

Nur daß sie entflieht, das magst du bedauern,
Daß Freude und Frohsinn nicht ewiglich währt!
Doch was dir das Schicksal gnädig beschert
Dein Glück — genieße ohne zu trauern!

Drum denk nicht daran, was die Parze dir webt
Und auch nicht an das, was die Winterzeit bringt;
Wenn siegreich die Seele mit Erdenleid ringt,
D a n n hast du vergebens doch nicht gelebt!



AM SCHWARZEN STROM

In Nebelflören scheint der Tag gehüllt
Und alles stumm, kein Menschenlaut zu hören,
Ringsum die Welt mit grauem Dunst erfüllt,
Wohin man blickt — nur Weiden, krumme
Föhren

An dieses dunklen Stromes Uferrand,
Der Boden dicht bedeckt mit Wüstensand.

Ein Bild, so düster wie des Todes Schatten,
So trostlos leer und starr, so leblos fahl,
Als müßt' die Seele hoffnungslos ermatten
Beim Anblick dieser Zeugen, dürr und kahl,
Die da am Ufer in den fremden Landen,
Fast krummgebeugt und müde Wache standen.

Ich trat zum Strom; hier schien es sich zu regen;
Ein breites Boot, gelenkt von kund'ger Hand
Versuchte still am Ufer anzulegen
Um bleiche Last, die dort erwartend stand,
Den Fluß hinab nach endlos weiten Sternen
Zu leiten still in unbekannte Fernen.

War's Menschenfracht, die jetzt zum Kahne
drängt?

Nur Schemen scheinen doch so hohl und bleich,
Vom Leben längst erlöst, vom Tod versengt,
Vor sich nur mehr den Weg ins dunkle Reich,
Der Leib zu Staub und Asche fast zerfallen,
Nur Schatten noch, die stumm vorüberwallen.

Da, wie verwundert ich, erstaunt, beklommen,
Vor mir betrachtend diese bleiche Schar,
Erblickt' ich sie, gestaltlos, fast verschwommen,
Das Antlitz fahl, mit aufgelöstem Haar,
Durchsichtig fast, wie Frühlingsnebelschleier,
Das Auge starr auf diese Totenfeier.

Ich wollte hin zu ihr, doch wie gelähmt
Schien meine ganze Kraft sich zu verlieren,
Als hätte mich des Schicksals Macht verfehmt,
Mich keinen Schritt vom Platze fortzurühren;
So rief ich denn, verzweifelt, grell wie Stöhnen,
Mit Namen sie, und voll von Schmerz und Sehnen,
Voll Liebe, Hoffnung, Leid, wie einst im Mai,
Die Trennung und Verlust nicht konnt' verwinden;
Doch ungerührt schritt sie an mir vorbei,
Als könnte taub ihr Ohr den Laut nicht finden,
Als wäre stumm ihr Mund und blind ihr Blick,
Unnahbar mir und fremd dem Erdenglück.

Ach — sie entglitt so still wie sie gekommen
Dem Kahne zu mit jener Totenschar,
Den Ruf des Herzens hat sie nicht vernommen,
Vernichtet und verlöscht was einstens war;
Nur Trübsal, die mir jede Stunde bringt,
Und schwer das Herz mit dem Erinnern ringt.

So sank ich hin, von Trauer übermannt,
An schwarzen Stromes dürrem Uferrand;
Zerwühlt die Seele in der dumpfen Stille,
Und trostlos harrete wie gelähmt mein Wille —
Bis einst der Fährmann drängt auch mich zum Kahn,
Zur grausen Fahrt auf dunkler Wasserbahn.

DER SINN DES LEBENS

Was ist des Daseins tiefster Sinn?
Weshalb ich lebe, wozu ich bin?
Das ist die Frage, um die es gilt,
Der Menschheit geheimstes „verschwiegenes Bild!“

Viel Reichtum zu sammeln und ihn zu genießen,
Im Strome des Lebens sorglos zu fließen,
Sich Achtung erwerben und Ehren erlangen,
Das Glück zu suchen und einzufangen,
Viel Freuden zu finden doch wenig zu bringen
Wenn Frühlingsglocken verlockend erklingen;
Alltäglich zu hoffen, zu warten, zu streben
Bis farblos verhaucht das menschliche Leben;
Aufs Große stets harren das niemals erscheint
Bis alle der Tod einst friedlich vereint,
Nicht recht zu lieben und auch nicht zu hassen —
Kann das den Sinn des Lebens umfassen?

Wohl groß und gewaltig ist, herrlich das Wissen
Wenn wir auch darin den Kern oft vermissen,
Dem Weisen geziemt es die Wahrheit zu lehren
Auch sie zu vertiefen, Erkenntnis zu mehren,
Die Rätsel des Daseins und ihre Tücken
Und Fragen zu lösen, die uns bedrücken;
Doch Reichtum und Ehren, sie sind vergänglich,
Denn nichts ist gesichert, und Gott nur unendlich!
Du kannst es nicht richten und kannst es nicht
zwingen

Soll Freude das Schicksal muß — Leid es dir bringen —
Ein Hauch nur bist du vom Blütenstaube
Dem nächsten Zufall willkommen zum Raube!

Nur flüchtig ist alles was hier wir erträumen
Wie welkendes Laub auf herbstlichen Bäumen,
Wie Nebel so zart zur Spätsommerwende
Wenn Knospen und Blüten schon lange zu Ende,
Wenn Vöglein im Walde uns still verlassen
Und Stunden des Glückes mählich verblassen;
Ein Schiff ohne Segel und ohne Steuer
Und Zweifel ringsum wie Ungeheuer,
Die dich wie der Flammen glühende Lohen
In deiner Ruhe alltäglich bedrohen!

So tropft denn das Leben vom Anfang zum Grabe
Wo müde gelangend am Wanderstabe
Entflieht dir wie Nebel dein Hoffen, dein Glück.
Blickst du zum Schlusse noch einmal zurück:
Ist das der ganze Inhalt des Lebens,
Die Hoffnung, der Zweck und das Ziel deines
Strebens?

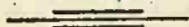
Wozu diese Hast, dieser Kampf um das Heute
Wirst du am End' der Vernichtung zur Beute?
Ist das des Menschen letzter Gedanke
Alswie der Durst nach erlösendem Tranke
Wenn lechzet nach Labsal der fiebernde Kranke,
Die Blume nach Tau und der Vogel nach Luft
Nach Sonnenstrahlen der Maiblumen Duft?
Wenn ich's erwäge gelang ich zum Schluß:
Der Sinn uns'res Daseins ist nicht nur Genuß!
Es kann nicht immer nur Rechte entfalten
Es muß doch auch ernste Pflichten enthalten!
Was wär' denn der Inhalt ohne ein Ziel?
Ein eitles, vergängliches Gaukelspiel,
Ein Vegetieren im Dämmer geborgen
Und zwecklos durchlebt von heute auf morgen!

Was also kannst du tun oder lassen
Um recht des Lebens Sinn zu erfassen?

Du hast, wenn die Tage im Strome verrinnen
Zu streben, zu wirken mit redlichen Sinnen,
Das Unrecht zu meiden, die Wahrheit zu lieben,
Erkenntnis zu suchen, Entsagung zu üben,
Im Unglück dem Armen mit vollen Händen
Nur Liebes erweisen und Hilfe zu spenden,
Was menschlich dir scheint auch menschlich
erfüllen

Das Gute zu tun — jedoch es verhüllen,
In Leid und in Not — nur Mitleid empfinden,
So wirst auch du Vergeltung einst finden!

Die Pflicht und die Güte, in einem vereint
Das ist was am Menschen das Würdigste scheint!
Hat so die Parze dein Schicksal gewebt
So weißt du dann auch: wozu du gelebt! —



EIN TRAUMBILD

Traumverloren hielt die dunkle Nacht
Mich mit ihren Schleiern tief umfangen,
Fichten rauschten leise, halb erwacht,
Und der Eulen Rufe dumpf erklangen.

Da ganz plötzlich schien's um mich zu raunen,
Zarte Stimmen drängten sich hervor,
Wie von Geistern oder wie von Faunen
Und es lispelt heimlich mir ins Ohr:

„Wie — du schläfst mein Freund — und kannst
noch träumen

Da doch ich schon längst gestorben bin
Als der Frost noch lag auf Blatt und Bäumen,
Winternebel wallten grau dahin.

Ist der Liebe Glut schon ganz verrauchet
Die ich einstens reichlich dir geboten,
Hat dich denn das Leben schon verbraucht,
Ausgelöscht im Herzen deine Toten?

Viele Tränen, die ich dir geweiht
Sind zu tiefst in meine Brust gesunken,
Und in dieser Flut von Schmerz und Leid
Ist zuletzt mein armes Herz ertrunken.

Hast du es denn niemals recht empfunden
Wie sie fielen heiß ins Herz der Kranken,
Wie der Sehnsucht nievernarbte Wunden
Mir vom Leib die letzten Tropfen tranken?

Nun ist sanfte Ruh um mich gehüllt,
Da man still aufs Lager mich gestreckt,
Wo nur Einsamkeit den Ort erfüllt,
Die kein Engel mehr zum Leben weckt.

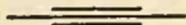
Meine Seele nur, sie schleicht ums Grab
Irren Sehns voll und erdgebunden,
Steigst du einst, mein Freund, zu mir hinab
Dann erst hat Erlösung sie gefunden.

Und es wird nicht allzu lange dauern,
Daß sie schmerzlich harrend nach dir weint,
Kurzes Leiden noch — und kurzes Trauern
. . . Und wir sind für Ewigkeit vereint.

Bis dahin will ich noch weiter leiden
Wie ich tief gelitten seit ich starb,
Denn der Tote kennt ja keine Freuden
Seit der Stunde da sein Glück verdarb!“

* * *

Plötzlich floh aus meinem Aug' der Schlummer,
Brust und Herz beengt in tiefem Bangen,
Und vor Gram und namenlosem Kummer
Fühlte feucht ich meine heißen Wangen!



BALLADEN
UND LEGENDEN

BARMHERZIGKEIT

Kühl und klar im dunkelgrünen Hain
Lautlos tropft Vergessenheit hernieder,
Rieselt leis der Quell im Abendschein
Auf des Lebens ausgehöhltem Stein,
Und verwelkend haucht der weiße Flieder.

Auf dem Pfade, weich wie Moos und lind,
Schritt die fremde Frau mit leichtem Schritt,
Sah ein kleines, liebes Menschenkind,
Zart umstreift vom duft'gen Frühlingswind:
„Kleine, sag' wohin? So komm doch mit!

Und weshalb so eilig und allein?
Ist die Mutter dir zurückgeblieben,
Schmerzt dich nicht vom langen Weg das Bein,
Armes, liebes, kleines Mägdelein,
Wo ist Heimat dir und deinen Lieben?“

„Ach“, erwidert schluchzend ihr das Kind,
„Vater starb im Kampf mit seinem Feind,
Mutter, kummervoll, vor Leid fast blind,
Hat seit jenem Todestag geweint;
Schaurig ächzt und hohl am Grab der Wind!

Kam die Stunde da sie von uns ging:
Liebes Kindlein war ihr letzter Rat,
Als der schwarze Engel sie umfing,
Trägt der Tod mich fort auf seinem Pfad,
Nimm von Mutterhänden diesen Ring.

Hast du Glück, so wie die Welt es kennt,
Triffst du eine Göttin auf dem Weg,
Die man nur „Barmherzigkeit“ benennt;
Siehst du sie auf deinem Wandersteg
Wie des Ärmsten Leben sie verschönt,

Dann dies Ringlein hier, fortan dir eigen,
Sollst du jener Göttin, die dich grüßt,
Als Vermächtnis von der Blinden zeigen,
Die dich heut zum letztenmale küßt,
Müd und nah dem trüben Todesreigen.

Denn es ist der größten Armut Zeichen
Und es trägt's nur der, der ihr es bringt,
Selbst ein hartes Herz muß es erweichen,
Da es jeden zum Erbarmen zwingt,
Um der Gottheit Segen zu erreichen.

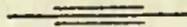
So sprach Mutter noch vor ihrem Sterben,
Schloß die Augen voll von heißen Tränen,
Blaß begann ihr Antlitz sich zu färben,
Lippen schlossen ihren Mund, den herben,
Nach des Leidens allerletztem Stöhnen.

Bin nun ohne Heimat und verlassen,
Wo ich gehe ist mir fremd die Erde,
Wortlos irr' ich durch die leeren Gassen,
Bis ich jene Göttin finden werde,
Ihre milden Hände zu erfassen.“

Ließ die fremde Frau, der Schutz der Waisen,
Als des Kindes Worte sie vernommen,
Ihre Tränen rinnen weich, die leisen. —
Wo das Unglück macht das Herz beklommen
Hilft voll Mitleid sie in jenen Kreisen.

Nahm am Arm die holde, zarte Kleine,
Wischt die Tränen, die die Wangen netzen,
Zärtelt mild die liebe, wunderfeine,
Sprach: „Ich bleib' bei dir und nimmer weine,
Deine Mutter will ich dir ersetzen.

Komm fortan mit mir, du arme Waise,
Mitleid sei getreu dein Weggeleite
Auf des Lebens dornenvoller Reise!“
Sonne sank hinab ins endlos Weite,
Heimlich tropft der Quell im Busche, leise . . .



BABA DOCHIA

Am Uferrand der Bistritza
Stand eine alte Schenke;
Wie seltsam mir das Herz nur bebt
Wenn ich des Krugs gedenke.

Am Waldessaume, einsam, still,
In Moos und Farn getaucht,
Das Haus verwittert, dürr und morsch,
Die Stube eng verraucht.

Und doch zog's mich zu ihr, zu ihr,
Die mir mein Liebstes barg,
War sauer auch der Wein und herb
Und auch der Imbiß karg.

Was lag daran? Viel mehr als Wein
Galt mir die Herzensmaid,
Die schwarzgelockte Máritza
Im rotgeblühten Kleid.

Und schöner als ein Marmorhaus
Schien mir dies Vogelnest,
Und jeder Tag wenn ich sie sah
Ward mir zum Freudenfest.

Der Spielmann alt und wetterhart,
Er spielt wenn er uns sieht
Auf seinem Kobza — Saitenspiel*
Sein schönstes Doinalied;

* Kobza: rumänisches Saiteninstrument

Ein Lied, das sich so sehnsuchtsschwer
Und lind ins Herze schleicht,
Und das mit seinem milden Klang
Den starrsten Sinn erweicht;

Erst wenn die Nacht den Himmel deckt
Nahm Abschied ich vom Walde,
Und meine Mára rief mir zu:
„Komm balde, Liebster balde!“

Der Frühlingssturm kam angebraust,
Der Föhn zog wild ins Land,
Es stürzt das Wasser, wirbelt, schwillt
Hinauf zum Uferrand.

Die Bába Dochia, schneebedeckt,
Mit Flocken ohne Zahl,
Mit sieben Mänteln angetan,
Braust grollend in das Tal.

Ein bitterböses Hexenweib
Das stets nur arges hegt,
Das niemals stille Herzensfreud'
Und auch kein Glück verträgt.

Die Schreckenskunde grauenvoll
Dringt gellend durch das Land,
Ein jeder flieht in eil'ger Hast
Wie vor dem Wüstensand.

Und wer ein Glück sein eigen nennt
Nimmt sich gar sehr in acht
Vor jenem Weibe sturmunwogt
In grauser Winternacht.

„He, Spielmann, spiel' nur weiter fort
Und streich die Kobza laut;
Was schiert mich alter Wetterspuk,
Mein Glück ist festgebaut;

Die Máritza mir eng im Arm
An meines Herzens Schlag —
Und keine Hexe kommt mir nah
Bis zu dem Sonnwendtag!“

* * *

Beklommen hält der Spielmann still,
Die Kobza tönt nicht mehr,
Die Baba Dochia saust voll Grimm
Mit Sturmgebraus daher.

Die Schenk' am Bistritz-Uferrand
Und unser stilles Glück
Erspäht die alte Wetterhex'
Mit ihrem Adlerblick.

Es rollt der Sturm mit Riesenmacht,
Die Woge brandet, saust,
In allen Fugen kracht das Haus,
Das ein Orkan umbraust.

Umtobt von dieser Höllenkraft
Hilft hier kein Widerstand;
„Komm Mädchen, komm, wir müssen fort
Und fass' mich bei der Hand!

Ich bringe dich durch diese Flut
Gar bald in Sicherheit,
Nur halte tapfer dich und fest,
Bleib' eng an meiner Seit'!“

Mit welcher tollen Riesenkraft
Bricht los des Sturmes Wut!
„Halt' fest dich, Mára, Máritza,
Mein Arm ist stark und gut!

Noch einen vollen Atemzug,
Dann sind gerettet wir
Vor diesem Weltenuntergang
Und vor der Hexe Gier.“

* * *

Dort wo des Stromes tiefster Grund,
Da sinkt — daß Gott erbarm! —
Von einer Woge fortgeschwemmt
Mein Mädchen mir vom Arm.

Im nächsten Augenblick ihr nach:
„Hier fass' nur meine Hand!“
Doch eine Welle riesengroß
Hat sie mir jäh entwandt.

Ein stierer Blick voll Todesangst
Sieht noch auf mich herab
Und vor mir sinkt mein süßes Kind
Ins nasse Wellengrab . . .

Laut stöhnt der Sturm und heult der Föhn
Um Strom und Wald und Haus,
Wie Hohngelächter tönt's herauf
In Schnee und Windgebraus.

Und weiter rast die Hexe fort
Vernichtend junges Glück
Und hinter ihrem Todesritt
Bleibt nur der Gram zurück.

* * *

Die Schenke fort vom Sturm zerschellt,
Kein Spielmann mehr im Krug,
Kein Lied, kein Lieb und kein Gesang,
Kein Mensch, der Sorge trug.

Nur aus den Wogen klingt es sanft
Wie Echo leis im Walde,
Wie eine Mahnung weit und fern:
„Komm balde, Liebster, balde!“

DIE WALLFAHRT

Im Stübchen still, vom Dämmerchein umspinnen,
Da sitzt ein Mütterchen am Rad und sinnt,
Und ihre Augen blicken so versonnen,
Sie merkt fast nicht, wie träg' die Zeit verrinnt.

Des Jungen denkt sie, dort in weiten Landen,
Da sie auf dieser Welt nur ihn besitzt
Und keine Menschen sich zur Hilfe fanden;
Nur er allein, der sie im Alter schützt.

Sie haben ihn zum Militär genommen, —
Ein strammer Bursch wird eilig assentiert, —
Jedoch des Kaisers Rock wollt' ihm nicht frommen,
Und ach, er ist schon zweimal desertiert.

Die Festung und die eisenschweren Ketten
Vermochten nicht das Heimweh ihm zu beugen,
Wer wird den Ärmsten von der Pein erretten
Und wer sich ihm in Herzensmitleid neigen?

Wenn er vielleicht zum drittenmale wieder
Das harte Lager heimlich nachts verlassen,
Wenn er von hohen, steilen Mauern nieder
Herabgelangt in Flucht durch Wald und Straßen

Um eilig nur zur Mutter zu gelangen,
Die angsterfüllt und freudig ihn umfängt,
Indes ihr Herz mit schmerzlich tiefem Bangen
Ihm ihre Tränen, ihre heißen schenkt.

Er wird doch nicht, so sagt sie sich beklommen,
Zum drittenmale seine Pflicht vergessen,
Er wird nicht wieder unerwartet kommen,
Wird doch des Unheils Folgen wohl ermessen.

Er wird doch nicht — es wäre fürchterlich —
Heraufbeschwören neue Qual und Pein!
Doch horch! — Die Diele knarrt, es öffnet sich
Die kleine Tür zu Mutters Kämmerlein.

„Wer kommt so spät, wer sucht vor Wetter Schutz,
Das durch die dunklen Berge heftig braust,
Wer wandert her, dem Sturme bietend Trutz,
Wo heut' der Föhn durch tiefe Täler saust?“

„Ich bin's“, so lispelt's durch den dunklen Raum,
„Erkennst du mich, mein liebes Mütterlein?
Ich bin's, dein Kind, dein Sohn, ich seh' dich kaum
In dieses Stübchens grauem Dämmerchein.“

„Wie, du, mein Sohn? Um aller Heil'gen Willen,
Wo kommst du her, bist du's, der mich besucht?
Lass' mich vor allem dein Gesicht enthüllen,
Bist du am Ende wieder auf der Flucht?“

Es wär' entsetzlich, sprich, die Pulse pochen,
Mein Blut erstarrt von namenloser Pein;
Hast du vielleicht den Treueid neu gebrochen,
So komm' und sag's — Nicht wahr, es kann nicht
sein?

Hat man vielleicht schon Urlaub dir gegeben,
Daß du in deinen Heimatort gelangst?
So rede Kind, ich zitt're um dein Leben,
Vor schwerem Grame, Kummer und vor Angst?

So sage doch, was dich von dort vertrieben;
Mich halten kaum die alten Glieder schier,
Was ist dir nur in deinem Sinn verblieben?“
„Nur Liebe, Mutter, nichts als Lieb' zu dir!

Das Heimweh brennt mich, daß ich fast vergeh',
Ich seh' und höre nichts als diesen Laut,
Den Ruf des Herzens nachts wie tiefes Weh,
In das nur meiner Mutter Auge schaut.

Und was sie dort auch sagten, mahnten, drohten,
Mein Ohr, es blieb für diese Sprache taub,
Im Busen mir die Sehnsuchtsflammen lohten,
Entzündet wie im Herbst das dürre Laub.

Das Heimweh, ja, das griff mit festen Armen
Nach meinem Herz, ich konnt' nicht widersteh'n,
Ich muß' zu dir, o hab' mit mir Erbarmen,
Dich Mutter nur, dich muß' ich wiederseh'n.

Was dann noch kommt, ich will's ja gern ertragen,
Wenn nur auf mich der Mutter Auge blickt,
Dann will ich dulden still und ohne Zagen,
Was mir das Schicksal auch an Leiden schickt.“

„Entsetzlich Kind, was muß ich von dir hören?
Du bist verloren, wenn du bei mir bleibst;
Laß dich doch nicht durch dein Gefühl betören.
Wenn du dich hier in Sicherheit betäubst.

Ich höre Häscher schleichen, Wächter kommen,
Die dieser Stube bald dich rauh entwenden,
Was soll mir dann das arme Leben frommen?
Nichts kann mich mehr an dieses Dasein binden.

Wenn dir vielleicht ein Unglück widerfährt,
Was soll mir noch das ganze Tun und Treiben?
Gott nahm mir das, was einst mir lieb und wert,
Verlier' ich dich, was wird mir übrig bleiben?“

So saßen sie und hielten sich umschlungen
Die ganze lange Nacht — kein Wort, kein Laut!
Die Mutter drückt den Arm um ihren Jungen
Bis schon der neue Morgen mählich graut.

* * *

Da klopft's und rüttelt's an der kleinen Tür:
„Macht auf! Soldaten, alle, eilt herbei!
So öffnet doch!“ so rief ein Offizier,
„Denn her entfloh ein junger Deserteur.

Sieh da, er ist's! Zum dritten Male schon,
Des Kaisers Rock hat scheinbar nicht gepaßt,
Jedoch mein Freund, da gibt es kein Pardon,
Im Lager dort, da droht dir böse Rast!

Rasch, bindet ihn und vorwärts dann zur Stadt,
Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren;
Wer dreimal seinen Eid gebrochen hat,
Für den bleibt eines nur, das Füsilieren!“

Gefesselt steht der Junge, blaß wie Firn,
Dann sinkt er schluchzend vor der Mutter nieder:
„Leb' wohl und mach' das Kreuz mir auf die Stirn',
Wir sehen uns, mein Mütterlein, bald wieder.“

* * *

Die Tür geht zu und niemand der sich regt,
Sie kann, entsetzt, nur durch das Fenster schauen,
Ihr Kind, ihr Sohn, in Spangen festgelegt,
Hinausgeführt in's ungewisse Grauen!

In harte Pein und Festungshaft vielleicht,
Was werden sie im Lager noch beschließen?
Ach, daß ein Mutterherz nicht soweit reicht,
Für ihres Sohnes Schuld allein zu büßen!

So denkt sie stumpf und läßt das Antlitz sinken,
Kein linder Trost kann jetzt zu ihr gelangen,
Auch kein Gebet, nur stummes Abschiedswinken
Und heiße Tränen netzen ihre Wangen.

* * *

Am Stromesufer, tief im Felsgestein,
Da steht ein Kirchlein als ersehntes Ziel,
Ein Muttergottesbildchen ist darein,
Auf das kein heller Sonnenstrahl noch fiel.

Denn ganz im Schatten hängt es an der Wand,
Von hundert Kerzen tageslicht erhellt,
Viel fromme Pilger zieh'n aus fernem Land
In großen Scharen, aus der ganzen Welt.

Und eines Tags, da sich der Schwarm verlaufen,
Da kommt ein Mütterchen mit Müh' daher;
Sie ging nicht mit, mit diesem Pilgerhaufen,
Es war ein weiter Weg, für sie zu schwer.

Sie kauert sich vor jenem Wunderbild
Und heiße Tränen furchen ihr Gesicht;
„O heil'ge Jungfrau, sieh' und blicke mild
Und fühle doch, wie mir das Herze bricht!

Den einz'gen Sohn, den hat man mir genommen,
Es blutet mir das Herz vor heißem Weh',
Ich fleh' dich an — deshalb bin ich gekommen —
Ob ich den Sohn noch jemals wiederseh'.

Was wäre mir die Welt und was das Leben,
Wenn mir mein Kind vielleicht verloren wäre?
Du fühlst die Qual und meiner Seele Beben,
Du siehst im Auge mir die heiße Zähre!

Auch dir hat man den besten Sohn genommen,
Auch dir hat einst dein Mutterherz gerungen,
Du weißt es auch, wie mir die Brust beklommen
Ums Los von meinem armen Herzensjungen.

Er wollte nur noch einmal mich begrüßen,
Das Heimweh fraß an meinem guten Kinde
Und dafür soll er — heißt es — schwer nun büßen.
Ist denn die Kindesliebe auch schon Sünde?

Erbarme dich, du Reine, Gnadenreiche,
Du siehst mich hier vor deinem Bilde fleh'n,
Ich bet' zu dir, daß sich dein Sinn erweiche,
Werd' ich mein Kind noch einmal wiederseh'n?"

Und siehe da, aus jenem Bilde blinkt
Das Aug' der Jungfrau wundervoll im Raum:
Geheimnisvoll die fremde Stimme klingt,
So seltsam zart als wie im tiefen Traum:

„Du bist ermüdet von dem langen Weg,
Ich seh' dir's an, wie fast dein Auge bricht;
Dein Fuß so wund vom rauhen Felsensteg
Und blaß und abgehärmt dein Angesicht!

Komm' her zur Seite mir auf's weiche Moos, —
Und lege dich zum tiefen Schlafe hin;
Groß ist dein Schmerz und bitterhart dein Los,
Ich weiß es wohl, da ich auch Mutter bin!

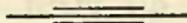
Hier darfst du rasten von dem harten Kummer,
So traumlos, ewig, wie die Felsen steh'n,
Erwachst du dann aus deinem tiefen Schlummer,
Dann wirst du ihn, du wirst ihn wiederseh'n!“

* * *

In dieser Stunde, auf der grünen Heide,
Da wurde ein Soldat, der desertiert,
Im grauen, abgenützten Sträflingskleide
Vor seinem Regimente füsiliert.

* * *

Mit leisem Flügelrauschen sanft und weich,
Da schwebt der Todesengel sacht hernieder —
Und nahm zwei Seelen mit ins Schattenreich.
So sah'n sich beide, Sohn und Mutter wieder!



DER RUF DER SEHNSUCHT

Still ist die Nacht; hell silbern streift der Mond
Durchs dunkle Firmament und gießt sein Licht
In reicher Fülle aus und hüllt die Welt
Mit seinem zarten Schleier heimlich ein.
In seinem Zelte ruht auf weicher Matte
Der alte Beduine tief im Schlaf.

An Jahren überreich, doch auch an Tugend
Und hehrer Frömmigkeit, wie der Moslim,
Der streng nach Mohammeds Gesetz und Schrift,
Getreu dem Koran, seine Tage lebt.

Nichts unterließ er, was die Pflicht gebot:
Gebet und Fasten, fünfmal täglich Waschung;
Ja selbst den langen, harten Weg nach Mekka
Hat er in früh'ren Jahren, als noch frisch
Die Glieder willig ihm den Dienst erfüllten,
Zurückgelegt wie es die Vorschrift heischt.
Allein die Jahre gehen ihren Gang
Und nichts hält sie in ihrem Lauf zurück.
Die Füße werden steif, das Auge matt,
Die Altersgicht schafft oftmals harte Pein,
Die Zähne fallen aus, die Haut verwelkt,
Der Bart, der bis zum Gürtel reicht, wird grau —
Und mählich schleicht als wie von ungefähr
Mit zagem Schritte sich das Alter ein.

Abdul Selim war lang schon nicht mehr jung;
Wie viele Jahr' durchs Leben er gewandelt.
Das wußte nur Alláh in seiner Weisheit.
Für Menschen ist es manchmal vorteilhaft,
Der Jahre Zahl am besten nicht zu zählen;
Man lebt, man betet, bleibt im Ganzen fromm,

Und, was Du vorgeschrieben auch befolgt.
Du weißt am besten, daß mich nie verließ,
Was Satzung dem Moslim, was Pflicht gebeut,
Drum ist mein letzter Wunsch, mein letztes Flehn,
Bevor der Tod die müden Glieder streckt,
Daß mir nur einmal noch, bevor ich sterbe,
Ein Glück, ein selt'nes Glück zuteile wird.
Ich weiß nicht was es ist und wie beschaffen,
Alláh allein, der Welten Höchstgebieter,
Er weiß und wird es seinem Knecht erwählen,
Mohammed aber Du, der Du am Thron
Alláhs zur Rechten sitztest, sprich mit ihm
Und sage ihm, was mir das Herz bewegt.“
So fleht der Beduine alle Abend
Seit Monden schon und ohne Unterlaß
Und hofft, daß der Prophet am Ende doch
Sein Ohr dem Alten endlich leihen würde.

Und siehe da — aus irgendwelchem Grunde,
Sei's, daß der Greis die Rücksicht wohl verdient,
Vielleicht auch nur, um endlich Ruh' zu haben
Vor diesem Querulanten alle Nacht —
Mit einem Mal erscheint im Traum dem Alten
In Lichtgestalt gewaltig der Prophet,
Neigt seinen Blick wohlwollend auf den Greis
Und spricht — die Stimme klang wie Geisterton:
„Abdul Selím, gib acht! Seit lange schon
Flehst du durch mich zu uns'rem großen Gott,
Daß dir in späten Jahren noch ein Glück,
Ein selten herrliches, beschieden werde;
Ich neigte vor dem Höchsten tief mein Haupt
Und bracht' am Throne deine Bitte vor.
Ich rühmte deine Frömmigkeit vor ihm,

Die Kraft und Innigkeit auch im Gebet,
Den Lebenswandel des gerechten Mannes
Und was man sonst dabei zu sagen pflegt,
Und — groß ist Gott — dein Flehen ward erhört.
Vernimm denn nun und merk' es dir genau:
Wenn morgen früh du deine Lider öffnest
Und dein Gebet, dem Osten zugekehrt,
Vollendet hast, dann saddle deinen Esel
Und reite knapp vor Sonnenaufgang aus.
Du gehst nur immerfort der Sonne nach
Und weichst vom Wege keine Elle ab.
Erst spät, vielleicht erst bis der Abend kommt,
Wirst du, ermüdet von dem langen Ritt,
Ein Dorf erblicken, hart am Wüstenrand.
Beim Eingang durch des Dorfes enges Tor
Zur Linken, an die Mauer eng gedrückt,
Da steht ein kleines Haus, mit Gras bedeckt,
Ganz ärmlich sieht es aus, ja elend fast.
Tritt nur herein, dort findest du dein Glück!“
Er sprach's und mählich löste sich wie Dunst
Die hehre Lichtgestalt in Nebel auf.
Abdul Selím erwachte, sah um sich,
Im Ohre klang noch des Propheten Stimme,
Und unverkennbar war die Botschaft echt.
So also war sein Wunsch ihm doch erfüllt!
Die Arme breitet er voll Inbrunst aus,
Neigt dann sein Antlitz tief zum Boden nieder
Und murmelt Koranverse Gott zu Dank.
Dann rasch den grauen Esel wohlgesattelt,
Drei Handvoll Datteln für des Tags Bedarf,
Ein Stoßgebet zum Schutz vor bösen Geistern
— Und durch die Wüste zieht Abdul Selím.
Was er zu suchen hat und was er findet,

Ihm ist es unbekannt, er weiß nur eins:
Alláh akbár, und was er tut ist gut!
Der Steg durch dürres Land ist fast verweht,
Der Weg ist mühsam, Disteln selten nur,
Davon der Esel neue Kräfte schöpft.
Die Sonne steigt empor und sendet heiß
Die Strahlen sengend auf die Welt herab.
Ein einzig Mal ein Quell am Palmenstamm,
Der spärlich Tropfen der Erfrischung bot;
Die Hitze nimmt stets zu, schon preßt sie schwer
Abdul Selim vom kahlen, braunen Scheitel
Die letzten Tropfen Schweiß mit Müh' hervor;
Ein böser Weg, ein arger Wüstenritt,
Von Durst gequält, den Datteln nicht mehr löschen;
Vom Eselstrab die alten Knochen schmerzen
Und durchgerüttelt Magen und Gedärm.
Ein harter Weg, fürwahr für ihn zu hart!
Jedoch Alláhs Gebot ist Heiligtum! —
Zudem das Glück, das heißersehnte Glück,
Dem er voll Zuversicht entgegengeht!
Das gibt ihm neue Kraft, dem Vielgeprüften.
Und also zieht er keuchend wie sein Esel
Der Sonne nach in unbekannte Fernen.

Schon neigt die Scheibe sich am Horizont,
Die Wüste hüllt sich ein in rote Glut,
Es neigt der Tag zu Ende — siehe da:
Vor seinen Augen nah — ein grau Gemäuer,
Das sich um kleine Häuser schützend ringt.
Ein Dorf ist's mitten in der Wüstenei,
In das ein enges Tor, verschlossen, führt.
Abdul Selim, vom Wege arg ermattet
Und ohne Kraft vom Esel sich zu heben,

Ruft laut; ein nackter Knabe rennt herbei,
Schließt auf das Tor und packt des Esels Zaum
Und führt ihn samt dem Reiter in das Haus
Zur Linken, an die Mauer eng gedrückt.
Dann schreit er: „Abdulláh, ein Fremder ist's,
Kommt nur heraus und seht euch nach ihm um!“
Mit würdevollem Schritt, das Haupt gebeugt,
Tritt aus dem kleinen Haus ein Mann hervor,
Drückt seine Hand auf Brust und Mund und Stirn
Und spricht: „Alláh ist groß, wer ihr auch seid,
Ihr seid willkommen mir an meinem Herd;
Steigt nur herab vom Esel, tretet ein
In meine Stube, die nun euch gehört.
Bald wird mein Weib ein Abendbrot euch rüsten,
Und eure wunden Füße wird Fatime,
Mein einzig Kind, im warmen Kräuterbad
In kurzer Zeit erstaunlich rasch erfrischen.“
Abdul Selím erwidert jenes Gruß,
Steigt mühsam ab vom wackeligen Grautier
Und schleicht mit müdem Schritt zur Hütte hin.

Dann tritt er in die kleine Kammer ein,
Die Wohnraum ist zugleich und Schlafgemach,
Setzt sich auf weiche Binsenmatten nieder,
Die ihm der Hausherr reicht, nur herzlich froh,
Daß seine Glieder endlich Ruhe finden;
Das Weib des Abdulláh, verdorrt und welk,
Bringt Mokka ihrem Gast; der Tschibuk raucht
Und ringsrum herrscht des Himmels sel'ger
Frieden.

Nachher da scharrt und räuspert sich der Wirt
Und spricht vom Wetter und der Quellen Armut,
Vom heißen Steppenwind, der kürzlich blies,

Zum Schlusse von der kargen Dattelernte;
Die Sorge sei ja groß, jedoch Alláh
In seiner Weisheit und in seiner Güte,
Der weiß am besten, was uns Menschen frommt.
Sich fügen in das Schicksal, nicht beklagen,
Das sei des Gläubigen Gesetzespflicht.
„Allein der Mensch ist leider seelenschwach
Und ohne Klage ist das Dasein hohl;
Selbst ohne Wunsch zu leben ist zu schwer.
Der Wünsche freilich gibt es mannigfach:
Es wünscht der Junge andres wie der Alte,
Was jenem ziemt, das fällt von diesem ab
Wie welke Blätter von dem Palmenstamm,
Wenn ihre Zeit im Herbste ist gekommen.“
So sprach zu seinem Gastfreund Abdulláh,
Um ihn gebühlich zu zerstreuen. —

— — Da tritt Fatime ein, das holde Kind
Und trägt ein warmes Kräuterbad herein,
Stellt es ganz zierlich vor dem Alten nieder,
Bückt sich und wäscht die müden Füße ihm,
Streicht zart mit ihrer weichen Hand die Fesseln
Und trocknet sie mit weißem Leinentuch,
Erhebt sich dann, nickt leise mit dem Kopfe
Und läßt die beiden wieder still allein.
Abdul Selím hat alles das gesehen, —
Für Frauenschönheit war er niemals blind
Und Holderes als dieses braune Kind
Hat er gewiß schon lange nicht erblickt.
Wie zierlich wußte sie das Bad zu richten,
Wie weich die Finger, die die Fesseln strichen,
Und welche Anmut ihrer feinen Glieder,
Wie glänzend ihr das Haar, das Aug' wie tief

Und dunkel wie die schwarze Sommernacht,
Durch die die Sterne nur so silbern leuchten!
„Kein übles Mädchen, scheint mir, ist Fatime“,
Dacht' sich der Alte so von ungefähr.
Zu lange blieb er nicht bei dem Gedanken;
Im Traum erschien Mohammed heute Nachts.
Und sprach von einem großen, selt'nen Glück,
Das ihn im fremden Dorfe treffen sollt';
Was galt ein Kind und war es noch so schön!
Wenn der Prophet von selt'nem Glücke sprach —
Und also sinnend starrt vor sich Selim
Und wartet auf die Dinge, die da kommen.
Die Frau des Hauses bringt gar heiße Kuchen
Auf glühendem Gesteine zubereitet,
Schafft frische Datteln noch herbei und Honig,
Auch einen kühlen Trunk Zisternenwasser,
Und beide Alten schmatzen still vor sich,
Dann rauchen sie und loben Gott den Herrn!
Der Esel ward natürlich auch versorgt,
Zehn Handvoll Disteln und zwei Kannen Wasser,
Und also ward es Zeit zum Schlafgebet;
Man richtet weiche Matten für den Gast
Und läßt ihn dann zum Schluß für sich allein.

Jedoch bevor Selim die Augen schloß,
Bat er voll Inbrunst den Propheten noch,
Im Traum ihm doch zu sagen, welch' ein Glück
In einer solchen Hütte ihn erwarte,
Wo doch die Armut und die bitt're Not
Aus allen Winkeln ihm entgegenstarre;
Er fände sich nicht drein und fass' es nicht,
Wie denn aus solchem Elend Glück entspränge;
Des Traumes Deutung sei für ihn verhüllt

Des Höchsten Weisheit und des Höchsten Güte?
Was gibt es, das der Frauen Schönheit gleicht?
Hat nicht Alláh dem frommen Gläubigen
Im Paradies dereinstens zugesagt
Der Frauen Allerschönste zum Genoss?
Gleicht solchem Preis für ein gerechtes Leben
Noch irgendwas auf dieser großen Welt?
Suchst du ein Glück, ein allerletztes noch,
Was kann es and'res sein als nur ein Weib,
Das strahlend sich in seine Schönheit hüllt?
Hast von Aischa niemals du gehört,
Dem süßem Weibe, meiner letzten Frau?
Was gab es, das ihr je an Anmut glich?
O Unvergess'ne du, ich grüße dich!
Dein Körper ist schon längst zu Staub zermürbt,
Doch meine Seele zittert im Erinnern
An dich, geliebtes Wesen, an Aischa!

Begreifst du nun, was dir zuteil geworden,
Als dir Alláh den letzten Wunsch erfüllte?
Sieh dir Fatime an, kein Märchen kann
So fein gegliedert sein, so anmutsvoll,
Als dieses einzig schöne Wüstenkind.
Sowie zuweilen mitten im Gerölle,
Wo Distel nur und dürres Unkraut wächst,
Mit einem Mal ein herrlich Blümlein spriest,
So wunderlieb wie Rosenbusch im Mai,
So ist in jenem elend armen Dorf,
Im dumpfen, kleinen, strohgedeckten Haus
Fatime herrlich schön und frisch erblüht.
Nun weißt du alles; morgen in der Früh,
Wenn dich der Hausherr nach dem Grunde fragt,
Der dich als Fremden in sein Haus geführt,

Dann halte dich an das, was ich gesagt
Und nimm die Kleine mit zu dir ins Zelt.
Sei nicht zu sparsam mit dem Angebot!
Kein Geld vermag die Schönheit zu ersetzen.
Und was Fatimes Eltern anbelangt,
So werden sie, wenn sie nur Geld bekommen,
Wahrscheinlich bald sich trösten, wenn ihr Kind
Von dannen zieht, auf Nimmerwiederseh'n.
Das ist nun einmal so der Menschen Brauch;
Bei Tieren sagt man ist es and'rer Art:
Nimmst du der Henne ihre Küchlein fort,
So zetert laut die Alte, pfaucht und kämpft
Mit ihren schwachen Kräften um die Brut,
Und gelte es das eigene Leben gar.

Versuch' es nur, der Stute rauh ihr Füllen
Von ihrer Seite etwa wegzureißen.
Ich rate dir, sei klug und lass' davon,
Du könntest leicht nur argen Schaden leiden.
Ja selbst das kleine Vöglein in dem Nest
Bemühet sich, sein Junges zu beschützen,
Wenn du es rauben willst aus seiner Hut;
Allein das Tier ist eben nur ein Tier,
In ihm lebt nur die Stimme der Natur,
Kein and'rer Sinn, kein Zweck und kein Gedanke
Als bloß der reine, unbefleckte Trieb,
Mit dem es lebt, mit dem es kämpft und stirbt.
Doch Menschenart ist anders als das Tier;
Du siehst ein schönes Kind, das dir gefällt,
Du fragst nach seinem Preise und du zahlst!
Was ist da weiter vieles noch zu sagen?
Ich denke, du begreifst, und also handle,
Und morgen, wenn zur Heimkehr du dich rütest.

Das holde Kind Fatime dir zur Seite,
Dann hast du Anspruch erst aufs neue Glück!“
So sprach im Traume leise der Prophet;
Dann blieb es still und die Gestalt zerfloß
Wie Nebelbilder vor der Sonne Strahl.

Abdul Selím erwacht und sieht um sich,
Noch klingt im Ohre des Propheten Stimme;
Dann murmelt er das erste Frühgebet
Und denkt darüber nach, was er vernommen:
Fatime also ist das neue Glück,
Das ihm Alláh in seiner reichen Güte
Im späten Alter noch verleihen wollt’!
„O Herr, wie wunderbar sind Deine Wege!
Indes Dein Wille ist dem Moslim heilig
Und unantastbar heilig Dein Gebot!“

Die Wirtin kam und brachte Wein und Kuchen,
Dann kam auch Abdulláh und grüßt und fragt,
Ob gut und friedvoll letzte Nacht verlaufen,
Was wohl dem Gast geträumt und wie’s zu deuten
Und manches and’re noch; Selím, er nickt,
Raucht still sein Nargilé und sinnt vor sich
Und schweigt; da endlich fragt der Wirt bescheiden:
„Du hast, o Fremdling, dieses Haus geehrt;
Dein Fuß hat meine Schwelle überschritten
Und Alláh sei’s gedankt für dieses Glück;
Was meine arme Hütte bieten konnt’,
Hat gerne sie getan; erlaub’ nunmehr
Nach deinem Namen höflich dich zu fragen,
Nach deines Rittes Zweck von solcher Ferne,
Und wie ich deuten soll die große Ehr’,
Die meiner Hütte gestern widerfahren.“

Und Antwort gab der alte Beduine:
„So höre denn: Abdul Selim, so heiß' ich
Und wohne dort im Osten weit im Zelt,
Gehrt von Jung und Alt des ganzen Stammes.
An Pferden und Kamelen fehlt es nicht,
Und reiche Dattelbäume gibt es auch.
Ich suche etwas, dessen ich bedarf —
Es scheint ja auch, daß ich es hier gefunden.
Sag Abdulláh, du hast ja eine Tochter,
Fatime ist's, die mir das Kräuterbad
Nach meiner Ankunft gestern zubereitet,
Sie ist ja grad' nicht übel, zwar an Schönheit
Von vielen ihres Alters übertroffen,
Doch immerhin sag' an, ich wüßt' es gern,
Wie hoch schätzt du den Preis für deinen Schmerz,
Von deinem Kinde dauernd dich zu trennen?
In meinem Zelte fehlt ein junges Weib,
Ich brauche eine zarte, weiche Hand,
Und deine Tochter scheint sie zu besitzen,
Wie ich es gestern bei dem Bad bemerkt.
Willst du des Kindes Glück, so nenn den Preis;
Doch denke dran, daß sie noch jung und zart,
Und solche schwache Kraft hat wenig Wert.
Paßt mir dein Wort, so will ich meinetwegen
Fatime kaufen, fällt es noch so schwer
Bei diesen Zeiten viel für sie zu zahlen.“

Und Abdulláh sah jenem in die Augen,
Als wollte er Geheimstes draus erforschen,
Dann saß er stumm und in Gedanken da
Und rechnet schweigend, was er fordern soll.
Der Fremde scheint nicht g'rade arm zu sein,
Von weitem kam er ja, er sagt es selbst,

Und wer von weitem kommt, muß mehr bezahlen.
Er sitzt und raucht und zählt dann hin und her,
Bis endlich zögernd er Selím erwidert:

„Fatime ist mein liebes, gutes Kind,
Sie ist mir Tochter, Magd und Knecht zugleich;
Was man ihr sagt, das tut sie gern und willig.
Sie mahlt das Korn, zerreibt es zwischen Steinen,
Sie kocht und näht, besorgt den Bienenkorb,
Sie singt mit schöner Stimme und ihr Tanz
Ist sehenswert. Im Harem selbst des Sultans
Gefiele sie mit ihrer Glieder Anmut.

Ein solches Kleinod kann nicht billig sein.
Was bleibt mir sonst an ihrer Stelle übrig,
Wenn ich in Geld nicht werte ihren Preis?
Vom Kinde sich zu trennen ist nicht leicht,
Jedoch der Wille Gottes ist mir heilig,
Und ihm sich fügen ist des Moslim Pflicht, —
Zudem wenn mir dein Angebot gefällt!

Ich mein': Zehn Münzenstücke, rein in Gold,
So will ich ruhig mich damit bescheiden.“

„Zehn Münzen, was?“ erwidert laut Selím,
„Hab' ich denn recht gehört, zehn Münzen Gold?
Daß ich bei dieser Summe, die du nennst,
Nicht tot auf diese Binsenmatte fiel,
Verdank ich nur Alláh, dem Allerbarmer!
Zehn Münzen für ein solches junges Ding,
Das hat noch niemand in dem ganzen Reich
Von Ost nach West, von Nord nach Süd ver-
nommen.

Zehn Münzen Gold, verzeih' nur daß ich lache,
Du scherzerst wohl, denn Ernst kann es nicht
heißen,

So große Summen für ein Weib zu fordern!

Damit du aber siehst, daß ich dich ehre
Und dankbar bin für deinen Gastempfang,
Will ich zu äußerst wagen, was ich kann:
Acht Münzen Gold und keinen Pfennig mehr!
Sagt' ich nicht sieben? Meinetwegen acht,
Da es schon einmal ward herausgesagt!
Ein Mann ein Wort, es bleibt also bei acht.
Nun schlage ein und saddle meinen Grauen,
Damit wir noch bei gutem Tageslicht
Das Zelt erreichen, das mir zugehört.“

Doch Abdulláh war zäh wie altes Leder,
Er rührt sich nicht vom Platz, er raucht und sinnt,
Dann spricht er zu Selím: „Erscheint der Preis
Dir allzu hoch für dieses holde Kind,
So muß ich mich verwundern; hast gewiß
Fatime gründlich noch nicht angesehen'n.
Nun denn, du kannst es ja noch einmal tun!“
„Hallo, Fatime, komme rasch herein,
Und führe dich dem würd'gen Gaste vor!“
„Sieh' doch, Selím, den Wuchs der jungen Glieder,
Die Schwärze ihres Haars, der Zähne Pracht,
Die Zartheit der Gelenke, wie sie tanzt —
So tanze doch, geliebte Tochter, vor,
So wie du tanztest jüngst am Beiramfest,
Daß Alt und Jung im Kreis bezaubert war! —
Was sagst du nun, Selím, sprach ich zuviel,
Als ich sie rühmte hier im eig'nen Haus?
Und ich als Vater muß ja viel verschweigen,
Denn Väter sind gemeiniglich bescheiden;
Jedoch ein Fremder wird begeistert sein
Und vor Entzücken sicher kaum sich fassen! —
Geh' nun, mein Kind, wir haben ernst zu reden. --

Dir aber, werter Gast, will ich bekunden,
Daß mir kein Herz von Stein im Busen lebt.
Zehn Münzen Gold hab' ich zuerst gefordert,
Nun sehe zu wie sehr ich Freund dich schätze,
Da würdig du mein armes Haus beehrt.
Ich sagte zehn in Gold, doch bin ich auch
Mit neun, jedoch nur dir zulieb, zufrieden.
Neun Münzen Gold und für ein solches Kind,
Das hat gewiß noch niemand je erlebt;
Jedoch das ist mein allerletzter Preis
Und weiter habe ich — Alláh akbàr —
Kein Wort in dieser Sache mehr zu sagen.“

Da sah Selím: Hier war nicht mehr zu handeln
Mit Abdulláh; neun Münzen rein in Gold
War freilich viel, doch tiefer ging es nicht.
War überdies die Mahnung des Propheten
„Sei nicht zu sparsam bei Fatimes Kauf“
Nicht heute Nacht erst warnend ausgesprochen?
So überlegend, ihm erwiderte Selím:
„Nun ja, du magst als Vater richtig schätzen,
Doch nun bedenke dieses viele Gold
Für EINE Ware nur, für EINE nur,
Das ist unmöglich, und es ist zu viel.
Gib noch was drauf von dem, was du besitzt,
Und sehen will ich was sich machen läßt!“

„Was soll ich geben, sage selbst, Selím,“
Rief Abdulláh, „wir sind ja bettelarm,
Sahst du nicht gestern Hof und diese Hütte?
Das ist ja unser ganzes Eigentum,
Und dieses Ganze ist so gut wie nichts!“

„O doch, o doch,“ war Selims sachter Einspruch,
„Ich hörte heute Nacht, da ich nicht schlief,
Als ob ein Kalb in meiner Nachbarschaft
Vernehmlich blökte, war es nicht ein Kalb?
Gehört es dir? Natürlich dir, wem sonst?
Wie alt ist es und wie gefärbt das Fell?
Das möcht' ich, Abdulláh, noch gern erfahren!“
Und dieser drauf: „Du hast es gut gehört;
Die Kuh, mein einzig' Gut in dieser Armut,
Hat uns, vier Wochen sind's, ein Kalb geschenkt,
Ein liebes, munt'res Ding mit gelbem Fell
Und so possierlich wie ein kleiner Hund. —
Indes, was ist's, Selím, mit deiner Frage,
Was hat das Kalb zu tun mit uns'rem Handel?“
„O viel, mein Freund, jawohl, mein Abdulláh,
Sehr viel sogar, du wirst es gleich begreifen.
Du forderst Gold für deine kleine Tochter;
Neun Münzen sind jedoch ein schwerer Preis
Für EINE Ware nur, wie ich schon sagt';
Gib mir zum Kinde noch das Kalb dazu,
Was du begehrtest, zahl' ich blank sogleich,
Und unser Handel ist in Ehren fertig.
Sprich nichts dagegen, dies mein letztes Wort,
Bei meinem Bart, ich kann nicht weiter bieten.
Alláh ist groß, er weiß allein die Wahrheit!“

Tief sinnend saß am Boden Abdulláh,
Erwog bald dies, bald das in seinem Hirn:
Neun Münzen Gold, das war ein halber Reichtum,
Dafür die einz'ge Tochter weg, nun ja,
Jedoch das Kalb dazu, das war schon schwer;
Indes für so viel Gold, da kann man sich
Zehn Kälber und noch mehr zusammenkaufen;

Noch dacht' er einen Augenblick darüber,
Dann stand er auf und ging auf Selím zu:
„Hier meine Hand, die Sach' ist abgetan;
Schlag' ein, mein Freund, der Handel ist
geschlossen!“

Ein kleines Bündel ward gar bald geschnürt,
Das ganze Gut Fatimes steckte drin.
Ein braves Kind fragt nicht wohin, warum,
Der Eltern Wunsch macht jeden Willen stumm.
Was nützt es auch zu fragen nach dem Ziele,
Viel stärker ist das Schicksal als der Wille.
Nun rasch den Esel frisch getränkt, bepackt,
Zum Abschied noch der Eltern Segenswunsch,
Im Auge eine halbzerdrückte Träne,
Die Nachbarn winken ihren Scheidegruß, —
Dann geht es durch das enge Tor hinaus,
Durch Wüstensand ins unbekante Weite.

Und als die Sonne fast zur Rüste ging
Und rot die Strahlen auf die Erde sanken,
Da sah man durch die endlos weite Wüste
Gar seltsam eine Karawane zieh'n:
Auf einem Esel, der nur mühsam stolpert,
Da saß ein alter Mann und nickt und schläft,
Dann wacht er auf, streicht seinen langen Bart
Und murmelt ein Gebet, nickt wieder ein,
Bis ihn ein Stoß des Esels neu erweckt;
Ein junges Weib, fast Kind nach ihrem Wuchs,
Hält mit der einen Hand des Esels Halter,
Indes die andere am Stricke zieht,
An dem ein zartes Kalb voll Unmut zerrt,
Denn alle Augenblicke wendet es

Den blöden Kopf dahin, woher es kam,
Und will nicht von der Stelle; und die Sonne,
Sie wirft die dunkelroten Strahlen nieder
Auf dieses Bild, von dem die Schatten nur
Gespenstig lang am Wüstensaum sich zeichnen;
Der Alte auf dem Esel und das Kind,
So hold und schön wie eine Maienblüte,
Das Grautier stolpernd und das Kalb verstockt —
So wandert still die Wüstenkarawane
Wie ein Gespenst dem neuen Glück entgegen.

* * *

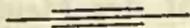
In dieser Nacht, da fanden sie im Dorf,
Die Eltern nämlich, keinen rechten Schlummer.
Die Frau erwog: „Was kauf' ich mir zuerst?
Ein neues Kleid, ein Tuch und einen Schleier,
Vielleicht auch Leinen für den Hausbedarf?“
Und neben ihr der Mann: „Neun Münzen Gold
Ist eine schöne Summe, was damit?
Ein neues Kalb? Nein, nein; wozu das Kalb?
Doch eher noch ein Grautier, das nichts braucht
Als eine Handvoll Disteln, billig ist's;
Vielleicht gar ein Kamel?“ Und der Gedanke
Verscheuchte seinen Schlaf. „Wie, ein Kamel?
Wer hätte das bei Abdulláh geahnt?“
So ging die Nacht dahin — und ohne Ruh'.
Es blökte nach dem Kalb zu sehr die Kuh.

Die Alten rechnen und die Kuh sie blökt,
Daß es die ganze Nachbarschaft erweckt.
Wie seltsam ist's im Erdenleben nur,
Berechnung dort, hier Stimme der Natur,
Dort Überlegung, wie's am besten sei,

Und hier des Tieres lauter Sehnsuchtsschrei!
Und weit am dunklen Wüstensaume fast
Hält eine Karawane kurze Rast:
Ein schlotternd alter, müder Jammergreis,
Und neben ihm ein Weib, so blütenweiß,
Ein Grautier und ein Kalb, sie zerren an dem Strick
Und können weder vor noch können sie zurück.

* * *

Es ringt in jedem Menschen wie im Tier
Fast unbewußt mit ungeheu'rer Gier
Ein mächt'ger Drang nach Freiheit und nach Glück.
Das ist sein Ziel, das ist sein Endgeschick.
Durch alles geht, was einst ein Gott erschuf,
Ein einz'ger Trieb, ein einz'ger Sehnsuchtsruf:
Bricht auch das Aug', sein letzter müder Blick,
Er fällt aufs Glück!



DIE HELDENMUTTER *

In Stadt und alter Felsenfestung Neamtz
Herrscht Trübsal und der Sorge dumpfe Last:
Die Türken sind ins Flachland eingedrungen
Und ihrem Zuge folgt das Unheil nach.
Die Dörfer sind verbrannt, kein Haus steht fest,
Verwüestet alles Feld, der Wald zerstört,
Und wer die Zeit zum raschen Flüchten fand,
Der floh in Eile fort von seinem Hof.

Nun staut sich alles an dem festen Wall,
Dess' Mauern breit die ganze Stadt umgürten,
Und sucht dort Rettung vor der Feinde Wut.

Zwar hat des Moldaureiches junger Fürst,
Hat Stefan wiederholt die Brut bekämpft,
Die seinem Lande stets verheerend naht
Und immer wieder schwer den Feind besiegt —
Doch diesmal stürmt des Heidenheeres Macht
Verzehnfacht an und dringt ins Land hinein.
Die Grenzen fielen gleich im ersten Sturm —
Man konnte keinen Widerstand ihm leisten —
Zu viele Feinde dringen drüber weg
Und, alles niederwerfend, eilen sie
In ungeheurer Schar zu ihrem Ziel:
Der Stadt und Festung, die der Fürst bewohnt,
Und wo des Landes prunkvoll reicher Schatz
Sich sicher birgt, von niemand recht beschützt;
Ist doch das ganze Heer mit Roß und Mann

* Nach einem rumän.-historischen Motiv.

Dem Feind entgegen jüngst ins Feld gerückt,
Und eine Handvoll alter Knechte nur
Behütet Haus und Hof, wo Frau und Kind
In banger Angst um ihres Herrn Geschick
Erwartungsvoll bedrückt zurückgeblieben.

Die Gattin harrt des Kriegers und Gemahls —
Doch auch die alte Mutter harrt mit ihr
Mit schwerem Herzen zwar, doch frohen Muts,
Daß er, der Sohn, an Siege längst gewöhnt,
Auch diesmal trotz der Heiden Überzahl,
Dennoch gar bald als Sieger heimwärts kehrt.
„Wie anders könnt' es sein“, so frug sie sich
In ihrem Herzen stolz und froh bewußt,
Daß ihr ein Held zum Sohne ward gegeben.
„Hat nicht in allen Kämpfen er bestanden
Als strammer Recke, kühn in Tapferkeit,
Und so das Reich bisher getreu bewahrt
Vom Einbruch wilder Horden dort von fern,
Die schon so oft des Landes Glanz und Reichtum
Zu frechem Raube tückisch hergelockt?
Er kehrt zurück — gewiß —, nachdem der Feind
In heißem Kampf zu Boden ward gestreckt!
Die große Übermacht für diesmal könnt'
Ein ernster Grund zu schwerer Sorge sein;
Jedoch wie oft schon hat der kühne Held
Die Schar der Gegner dort im freien Feld,
Selbst wenn sie dreifach überlegen schien,
Zum Schlusse dennoch siegreich hingemäht
Zum letzten Schlafe hin in Grabesnacht!
Wen könnte man an Kühnheit ihm vergleichen
Und wer im Streite ihm nur widerstehn?
So oft die Feinde in das Reich gedrungen,

Um hier zu morden, rauben und zu sengen,
Da stürzt der Fürst gleichwie ein Edelfalk
Hervor aus seiner Burg in Windeseil'
Und seine Fänge krallen sich wie Erz
In Brust und Flanken jenes Heidentrosses
Mit Macht und tief ins wunde Herz hinein,
Bis alles Wild entseelt zu Boden sank!

So war des Helden Art seit Jahren schon,
Und so — das hoff' ich — wird sie weiter bleiben!
Es dauert nicht mehr lang, so kehrt er heim,
Den Lorbeerkranz aufs junge Haupt gesteckt!“

So sinnt die alte Mutter still für sich,
Und der Gedanke bringt ihr linden Trost;
Doch Stund' um Stunde fliehet zag dahin,
Die Sonne sank in glühend rotem Schein,
Die Nacht ist schon mit ihren dunklen Schatten
Auf Stadt und Festung, Berg und Tal gesunken
Und hüllt mit ihrem schwarzen Schleiertuch
Fast alles Leben ein zu tiefem Schlaf.
Vergebens horcht die alte Mutter auf,
Ob nicht von fern der Rosse Hufe klingen,
Ob nicht ein Freudenschrei, ein Jauchzen gar
Wie sonst nach frohem Sieg ihr Ohr erreicht . . .
Was soll die Stille dieser bangen Nacht
Und was die späte Rückkehr denn bedeuten?
Gewiß! Der Junge hat wie stets gesiegt
Und nun verfolgt er weiter seinen Feind,
Um ihn, bevor der Grenzstrom ward erreicht,
Mit Mann und Maus vollständig zu vernichten!
So wird es sein, gewiß, nicht anders ist's!
Gleich wird der Held mit seiner Schar erscheinen
Und ihre dumpfe Angst war ganz umsonst!“

So wartet sie mit ihren Frauen dort
Auf hoher Zinne, hart am Eingangstor —
Und späht und horcht in schwüler Sommernacht.

Da plötzlich dröhnt es wie Gewittersturm;
Ein Reitertröß in allzu flücht'ger Eil
Stürzt rasch herbei und fordert lärmend Einlaß;
Voran der junge Fürst, das Haupt entblößt,
Von frisch vergoss'nem Blut die Stirne wund,
Sein schwarzes Roß mit weißem Schweiß bedeckt
Und keuchend wie nach einem Todesritt.
„Macht auf, macht eilig auf“, so rief es laut,
„Wir haben keine Zeit hier zu verlieren!
Schließt auf das schwere Tor, das euch beschützt!
Das Unglück naht wie Sturm vor dem Gewitter!“

Man eilt herbei und faßt die Eisenriegel, —
Da rennt von hoher Zinne und zum Tor
Die alte Fürstin hin und winkt und schreit —
Und ihre Stimme klingt wie Eulenzug —
„Rührt nicht ans Eisentor, laßt es gesperrt,
Ich will erst sehen, wer hier Einlaß heischt!“
Dann steigt sie aufwärts zu dem Wächterthurm
Und blickt vom hohen Fenster tief hinab:
„Wer seid ihr, sprecht und was ist der Begehr?
Wer kommt denn her in tiefer Nacht gesprengt
Und fordert Einlaß in die feste Burg?
Ich kenn' euch nicht, das Tor, es bleibt geschlossen
Für fremde Krieger, die mir unbekannt!“

„Wie denn“, so klang herauf wie Hilferuf,
„Du kennst mich nicht, den Sohn erkennst du nicht?
Fürst Stefan bin ich, soll ich's erst beweisen

In dieser Not, die uns zum Fliehen zwingt?
Lass' flugs das Tor uns öffnen, bitt' ich dich!
Wir sind geschlagen hart am Stromesrand;
Der Feind, fast zehnfach mehr an Zahl wie wir,
Hat mir mein Heer zur Gänze fast zersprengt;
Es flieht nun alles, was nur fliehen kann,
Und keine Rettung hilft aus der Gefahr!
Hier, die Genossen, nur drei Dutzend kaum
Und ich! Nur uns allein vom ganzen Heer
Gelang es durch der Janitscharen Schar
Und mühsam nur, in Not uns durchzuschlagen.
Vernichtet ist das Land und weit umher
Versengt der Feind die Saaten und die Häuser;
Das nackte Leben retten, nichts als das,
Es ist das Letzte was uns übrig blieb.
So zögert nicht! Weshalb schließt ihr nicht auf?
Der grimme Feind ist hart uns auf den Fersen,
Es ist kein Augenblick zu warten mehr.“
„Macht auf“, so schrie es laut im Kreis, „macht auf!“
Jedoch die Mutter blickt vom hohen Turm
Und spricht sodann mit zitternd weicher Stimme:
„Geschlagen sagst du, seid ihr, auf der Flucht?
Geschlagen? Wie? In off'ner Schlacht besiegt?
Hab' ich das Wort auch richtig gut vernommen
Und trifft es zu — dann laß' ich euch nicht öffnen!
Denn fremd seid ihr, ihr alle dort am Tor,
Und du auf schwarzem Roß bist nicht mein Sohn!
Ich kenn' dich nicht und hab' dich nie gekannt!“

„Was sprichst du, Mutter, hab' ich recht gehört?
Ist das denn deine Stimme, das dein Wort
Und trägt mich nicht in dunkler Nacht dein Laut?
Du kennst mich nimmer? Sag, wie deut' ich das?“

Hat gar vielleicht ein böser Geisterspuk
 Getrübt mein Ohr, das solches Wort vernimmt?
 Ich nicht dein Sohn? Erfaßt nicht Wahnsinn mich,
 Wenn deinem Munde solcher Spruch entflieht?
 Wer bin ich dann, wenn du als meine Mutter
 Dich feindlich wendest, fremd dem eig'nen Sohn?
 So sieh' mich doch nur einmal richtig an:
 Hier steh' ich vor des eig'nen Hauses Schwelle,
 Verfolgt vom Feind, der kein Erbarmen kennt,
 Gewärtig nur den Tod von seiner Hand;
 Ich bitt' um Einlaß nach verlor'ner Schlacht,
 Vor Mattigkeit gelähmt, vom Kampf fast starr,
 Verwundet auch, am Ende meiner Kraft —
 Und du, die Mutter mein, und du bist es,
 Die mir ins eig'ne Haus den Einlaß wehrt
 Und ruhig schaut, wenn uns die Heidenschar
 Im nächsten Augenblicke überfällt
 Und mich, dein eigen Blut hier niedermetzelt?
 Ich nicht dein Sohn? So bin ich ganz von Sinnen!
 Trügt mich mein Ohr, verlор ich den Verstand,
 Dann will ich lieber, daß die Erde sich
 An dieser Stelle abgrundtief zerspalte
 Und daß wir alle, die hier schutzlos stehen,
 In diesem Abgrund spurlos tief versinken,
 Bevor ich hier, vor Schreck erstarrt, vernehme,
 Ich sei dir fremd, sei nicht dein rechter Sohn,
 Du kennst mich nicht, hast mich auch nie gekannt!
 Noch einmal blick, o teure Mutter, her
 Und sag' es laut, ich wäre nicht dein Kind!
 Doch eilet euch und reißt die Tore auf,
 Ich fühle des Verfolgers Nähe schon,
 Der nächste Augenblick, er kommt zu spät!“

Doch von der Zinne tönt der Mutter Laut:
„Wohl scheinst du ähnlich meinem tapfren Kind,
An Wuchs und an Gestalt seid ihr fast gleich;
Auch deine Stimme hat den gleichen Klang,
Der tief mir dringt in meines Herzens Grund;
Er ritt gleich dir - so scheint's - auf schwarzem Roß,
Und selbst das Tigerfell, das dich umhüllt,
Sieht ganz so aus als wie er's immer trug;
Und doch - und doch - mein Sohn, das bist du nicht!
Du bist nicht Stefan, dieses Reiches Fürst!
Nein, nein! Der bist du nicht, sein Schatten nur
Ist Ebenbild von dem, der vor mir steht!
Mein Sohn — vernimm es wohl — ward nie
besiegt!

Und zog er fort in Streit und Kampfgewühl,
Der Heimat Scholle vor dem Feind zu schützen,
So kehrt er siegreich heim ins Vaterhaus,
Doch niemals als Besiegter, niemals! Nein!
Hier steh' ich, seiner harrend auf der Burg.
Er kommt zurück, das fühlt das Mutterherz
Als Sieger nur; wenn nicht, nun denn, dann tot,
Als Flüchtling aber nimmer, nimmermehr!
Ihr dort, vor dieser festen Mauern Wall,
Ihr seid mir fremd, das Tor, es bleibt geschlossen,
Dem Sieger nur wird Tür und Herz geöffnet!

Und siehst du, Fremdling, dort auf schwarzem Roß
Auf deinem Wege mein geliebtes Kind,
Den Fürsten Stefan, meinen wahren Sohn,
So sag' auch ihm der Mutter letztes Wort:
Zu siegen oder sterben ist sein Los!
So ziemt's dem Fürsten eines tapfren Volk's,
Das, hart bedrängt, für seine Freiheit kämpft.

Als Sieger — oder tot, so wart' ich sein,
An dieser Pforte, seiner Väter Burg!“

Die Mutter schwieg; die Stimme schien umflort
Von Tränen, die an ihrem Angesicht
Die Runzeln netzend, tief zu Boden fielen.
Ein Schluchzen ging durch jene Reiterschar,
Die dort vergebens auf den Einlaß harrete;
Es war wie unterdrückter Schmerzenslaut,
Wie Weltruf in größter Seelenpein!

* * *

Da hob der Fürst sich hoch auf seinem Roß
Und beugt vor seiner Mutter tief das Haupt
Und spricht zu ihr: „Lieb' Mutter, höre mich:
Wo deine Seele, sorgend um mein Volk
So schwer vermag zu leiden, darf auch ich,
Wenn auch in harter, bitt'rer Herzensnot,
Nicht so verzagt auf heil'ge Pflicht vergessen.
Ich weiß, was du gedacht, ich fühl' es mit:
Der Sohn, der schmäählich flieht, der ist nicht dein,
Ein Feigling kann dein Sprosse niemals sein!
Ein tapf'rer Held und immer sieggewohnt,
Nur er allein darf sich dein Sohn benennen!
Wohlan, ich will mich deiner würdig weisen;
Ihr Freunde fort! Zurück in Kampf und Streit,
Wir wollen Brust an Brust die Schlacht erneuern!
Und wisse, liebe Mutter, eines noch:
Als Sieger nur, so kehren wir zurück!
Als Sieger oder tot, — doch anders nicht!
So magst du uns noch einmal gütig segnen,
Bevor wir hier von dieser Scholle scheiden.
Leb' wohl!“

Und wie ein Sturmwind durch die Heide,
So ritt die Reiterschar ins dunkle Feld,
Dem Feind entgegen, frisch zu neuem Kampf!

* * *

Fürst Stefan sammelt alle, die versprengt
Durch Wies' und Au und ohne Führer flohen,
Und stürzt sich dann mit ungeheu'rer Kraft
Auf seinen Gegner, den er dort erspäht
Am Stromesufer, ruhend nach der Schlacht,
Sich sicher fühlend vor dem Überfall;
Schien doch das Christenheer zu Brei zermalmt.
Vernichtet alles, was zum Kampf sich stellt.

Mit einem Male — horch — wie Sturmgebraus!
Der Boden dröhnt von Roß und Hufgestampf,
Die Hörner schmettern durch die dunkle Nacht.
Von allen Seiten stürzen Kriegerscharen,
Die Schwerter blitzen, Keulen schlagen dumpf
Die kahlen Türkenschädel mächtig ein;
Die Heiden zwar versuchen Widerstand
Und wehren sich, so gut es eben geht;
Jedoch den Kriegern ihres Fürsten Stefan,
Von jeher stets an Schlachtgewühl gewöhnt,
Und diesmal gar aufs äußerste erbittert
Durch jene Schlappe, die sie jüngst bezwang,
Vermag die Heidenschar nicht Stand zu halten,
Voran der junge Stefan, Moldaufürst:
Mit breitem Pallasch mäht er rechts und links
Der Feinde Köpfe wie die Ähren ab,
Und wo er trifft, da wächst kein Gräschen mehr!
Es ist, als wenn in ihm zugleich zehn Mann
Die Kraft der Arme hundertfach gebrauchen!

* * *

Beendet ist die Schlacht, der Feind besiegt,
Vernichtet fast bis auf den letzten Mann!
So wird für lange Zeit die Waffe ruh'n
Und dieses arme Land wird hoffentlich
Nicht bald des Türkenrosses Huf betreten.
„Nun danket alle Gott — und dann zu Pferd!
Wir wollen heim zur Felsenfestung kehren,
Wo uns'rer still des Herdes Flamme harrt
Und mit des Himmels Kraft auch langer Friede!“

* * *

Und als sie endlich sich der Stadt genaht —
Die Glocken läuten jauchzend ihren Sang —,
Da sprang das Tor der alten Festung auf;
Die Menschenmenge strömt aus ihr hervor,
Voran die alte Mutter und die Gattin
Mit einem Lorbeerkranze in der Hand.
Fürst Stefan sprengt herbei und steigt vom Roß,
Beugt tief das Knie, empfängt der Mutter Segen
Und spricht:

„Nun Mutter, sieh, hier kniet dein Sohn!
Als Sieger kehrt er heim nach heißer Schlacht!
Erkennst du mich? Erschein' ich jetzo dir,
So wie du mich nach jedem Kampfe sahst?“

Und jene drauf:

„Sei innig mir begrüßt,
Du stolzer Retter deiner alten Heimat
Vor Schmach und Trübsal und des Feindes Wut!

Ja wohl! So bist du mir mein Sohn, mein Held
Und so erkenn' ich meines Blutes Sproß!“

* * *

Und heiße Tränen netzen ihre Wangen!

EINE VISION
(An den Grotten des Catull)

Vor wenigen Tagen wars, zur Abendzeit,
Als schon die Schleier grauer Dämmerung
Auf See und Insel sachte niedersanken
Und nur der hohen Berge weiße Gipfel
In zarte Glut getaucht zum Himmel sah'n,
Lenkt' ich von ungefähr die müden Schritte
Der Stelle zu, die ich so gern betrat,
Um dort im Anblick jener stillen Pracht,
Die Berg und Tal, des Wassers grüne Ufer
Dem Auge reichlich bieten, einmal noch
Das müde Herz, befreit von aller Sorge,
Gleich wie im Ätherbad neu aufzufrischen.
Am Rand der Klippe war's, in Sermione,
Wo Grotten sich und alte Mauerreste,
Vergang'ner Zeiten längst vermorschte Zeugen,
Bis hart zum See, von Epheu eingerankt,
In stiller Einsamkeit ans Ufer drängen.
Die Sonne taucht' schon längst in Meeresfluten,
Die Abendschatten schienen leise, leise
Von Ferne schleichend und geheimnisvoll
In tiefen Schlaf die Erde einzuhüllen;
Aus fernem Himmelsblau ergoß der Mond
Ein bleiches Licht auf Moos und Felsgestein
Und wob aus zarten Strahlen silberhell
Ein feines Netz auf Baum und Blätterwerk.
Ich ging die Wege, die ich oft gewandelt
Gedankenvoll auf dunkelgrünen Matten
Und sann auf dies und das, wie's g'rade kam,
Und schlürft' vom See die kühle Abendluft

Wie einen Trank, der uns das Herz erfreut.
Mit einem Male hart am Grottenrand,
Wo sich das Buschwerk um den Felsen rankt,
Seh' ich — von ungefähr, wie seltsam doch —
In grüne Schleier eingehüllt ein Weib; —
Das heißt es schien, so weit ich sehen konnte,
Ein zartes, liebes, feines Elfenkind.
Ihr Antlitz wies der Jugend frischen Reiz,
Dem jungen Rosenblatt im Maiengrün
Glich ihre Haut, das blonde Haar gelockt,
In breiten Wellen tief zur Erde fallend,
Und dann das Auge, gleich dem blauen See,
An dessen Ufer jene Grotten stehen,
Es funkelte im jugendlichen Glanze
Und leuchtete im roten Abendschein.
Gleichwie der Tau, wenn drauf die Sonne fällt.
Es war, so weit mein Urteil mich nicht täuscht. —
Mit einem Wort — ein wunderschönes Kind.

„Willkommen hier zu dieser späten Stunde,“
Sprach sie zu mir, die liebliche Gestalt,
„Das ist doch schön, daß du nach langem Zögern
Nun endlich auch zu mir die Wege fandst.
Willst du nicht Rast dir gönnen kurze Zeit
Nach deines Wanderns mühevолlem Weg?
Sieh nur, der Platz ist still und gut gewählt
Und deinen alten Gliedern wird die Ruh',
Zumal nach solchem Gange, gut bekommen.
Im übrigen, ein kleines Plauderstündchen
Mit einem Kinde aus der Grottenwelt,
Um sich die Zeit ganz angenehm zu kürzen,
Ist nicht so großes Opfer, meine ich.“
Sie sagt's und lacht voll süßen, holden Zaubers

Und blickt mit ihren wunderblauen Augen
So wonniglich mich an, daß mich sofort
Ein nie gekannter Schauer überrieselt
Und mir vor Glück die Sinne fast vergeh'n.

„Wie schön bist du,“ sagt' ich verwirrt zum Kind,
Das vor mir stand, in Schleier eingehüllt,
Durch die des Mondes neidig blasses Licht
Fast nichts als nur den Umriß zart verriet,
Gleichwie bei Nixen in den Meeresfluten
Die weichen Glieder silberhell erschimmern.

„Wie schön bist du, wie schön; ach wüßt' ich nur,
Aus welchem Reiche soviel Anmut kommt;
Sag' an, wie nennt man dich, wie heißest du?
Wo ist die Heimat dir, aus der du stammst?
Verwundert blickt mein Aug' und kennt dich
nicht?“

Und sie darauf: „Ich bin die Quellennymphe,
Die jenen Born, aus dem der Segen quillt
Und den des Gardasees blaue Flut
Vor aller Welt verborgen, still bedeckt,
Seit tausend Jahren immerfort bewacht.
Hier unten, tief im dunkeln Erdengrund,
Liegt mein Palast, aus Bergkristall erbaut,
Und was an Edelstein der Erde Schoß
Nur immer hat, das ist mein Eigentum.
Dort schaffen emsig nimmermüde Gnomen
Bei Tag und Nacht und ohne Rast am Werk;
Sie sammeln viele Tausende Atome,
Sie kochen, brauen und sie destillieren
Nach ewigem Gesetz des Heilborns Mischung,
Bis er nach jahrelanger Vorbereitung
An jener Stelle dort zu Tage tritt.

Schon tausend Jahre sitz' ich hier und wache,
Getreu dem Schicksal, dem wir untertan,
Das mir für meine Wachsamkeit und Treue
Der Jugend Reiz für Ewigkeit verlieh'n.
So quillt der Born aus dieses Wassers Tiefe,
Den tief im Gardasee der Erdgeist braut,
Von mir betreut und treu von mir bewacht,
Auf daß er mit der Kraft des Wunderquells,
Gesundung euch, ihr armen Menschenkinder,
Und Kräfte bringt nach manchem schweren Leid;
Für euch ist's ja, und nur für euch allein,
Des Erdballs Größe, wie sie euch erscheint.
Und was zu tiefst der Welt Geheimnis ist, . . .
Bis ein Vulkan, des Kochens endlich müde,
Mit einem Wurfe seinen Inhalt speit.

Ihr seid es ja — erzählt man auch bei uns —
Der Erde Herren, seid ja ihr Gebieter,
Euch dient, was oben mühsam keucht und fleucht,
Und so glaubt ihr in eurem Eigendünkel,
Daß auch die Gnomenwelt im Felsgestein,
Der Elfen und der Nixen reiche Schar,
Der Nöck und Schratt und sonstiges Gelichter,
Das sich zu tiefst im Grottengrund verbirgt,
Nur rein für euch als Sklavenbrut gehört;
Ein jeder Narr, der zahme Reime schmiedet,
Beschwört, wenn er das Dichten zag' beginnt,
Sofort ein Elfenkind zu seiner Hilfe.
Und selbst im Mondenschein, der uns gehört,
Vernehme ich seit ungezählten Jahren
Das alte Lied und altes Reimgeklingel
Von Lieb' und Lust, von Tränen und von Klagen,
Die dieser weint und jener nur erträumt,

Ein ewig Stöhnen und ein ewig Seufzen,
Das wir, wir Kinder zarten Mondscheinreigens,
Bei unsren Spielen in der stillen Nacht
Von euch, ihr Erdengötter, hören müssen.
Gib'ts keine Freuden auf der Erde droben,
Die man genießen kann in Herzenslust
Und denen später keine Tränen folgen?
Ach ja — ihr seid ein seltsames Geschlecht!
Doch eure Kraft und eures Geistes Stärke,
Und was ihr wißt, und was ihr alles glaubt.
Macht uns da unten alle himmlisch lachen.“

„Ei sieh,“ erwidert' ich, „du also bist
Die Nymphe dieses Quells? Sei mir begrüßt!
Daß jene Grotten aus Catullus' Zeiten,
In denen man nur Schlangenbrut vermutet',
So Herrliches in ihrem Schatten bergen,
Hätt' ich wahrhaftig nimmermehr geglaubt.
Dein Antlitz ist mir lieb, das sag' ich gern;
Die Wahrheit zu gesteh'n, so glaubt die Welt
An solche Nymphen heutzutage nicht.
Auch ich, so leid mir's tat, hielt lange euch
Für eines Märchens wesenlose Hülle,
Für eines Dichters nebelhaftes Träumen.
Was ich bisher von Quellennymphen sah —
Auf bunten Bildern sieht man's hingemalt —
Sieht anders aus und lange nicht so schön;
Die Wahrheit — und zumal in solcher Form —
Macht selbst ein altes Menschenherz verwirrt.
An diesem reizend süßen Ebenbild
Erfreut mein Geist sich und wird wieder jung;
Ein Schein von Glücksgefühl berührt mein Herz
So flüchtig, wie des Falters zarter Flug

Die Blüte streift im ersten Morgenschimmer,
Und rascher strömt das Blut durch meine Adern.“

„Du träumst, mein Freund, und Träume täuschen
oft:

Was du vor dir erblickst, ist lange nicht,
Was deine Phantasie dich sehen läßt;
Was du empfindest, ist vielleicht nur Trug,
Den Ort und Stunde dich begehen heißt.
Indessen sprich, was fesselt deine Sinne?
Und gern vernähme ich von einem Menschenkind
Was es der Nymphe zu vertrauen hat.“

Und ich darauf in brünstiger Ekstase:
„O süße Elfe meiner jungen Träume,
O Wunderwesen längst verblaßter Stunden,
Dess' holder Zauber mir zur Jugendzeit
Die Seele voll mit zartem Hoffen füllte, —
So sieht mein Auge das, was es geahnt,
In solcher unerhörten Wohlgestalt!
Des Dichters Wort und Reim, mit dir verglichen,
Ist schal wie Echo, das vom Walde tönt,
Und nur die Phantasie, des Dichters Born,
Aus dem es quillt, was seine Seele schafft,
Nur sie vermag vor seinem innern Blick
Nur Ähnliches vielleicht ihm vorzuzaubern . . .
O, daß der Mond, den jetzt die Wolken decken,
Mit seinem hellsten Lichte dich bescheine,
Damit mein Auge gierig, schönheitstrunken
Noch einmal dich, du Holdeste, erspähe.
Zu deinen Füßen siehst du einen Menschen —
Wie klein ist doch die Kraft, wie klein der Mut,
Bei solchem Anblick dir zu widerstehen —

Zu deinen Füßen — ach, wie niedlich doch —
Da siehst den Dichter du von dir bezwungen.
Nicht fremd bin ich dem Elfenreiche drunten;
Auch ich hab' oft bei meines Dichtens Qualen
Zu euch gefleht im Drang der Liebesreime,
Und saß am Waldesquell ein Nixchen endlich,
Von mir beschworen, bei des Baches Murmeln,
Dann ging, wovon das Herz so voll mir war,
Die Zunge über und das Tintenfaß.
O lasse mich, Vertraute stiller Stunden,
Du treu Genossin meines Lebensweges,
Noch einmal eng an meine Brust dich pressen,
Damit ich noch, wenn einst die Jahre schwanden
Und des Empfindens Raum zusammenschrumpft,
An diese Stunde voll Entzücken denke.
Das Schicksal will es, daß in alten Tagen
Mir solches Glück noch einmal voll erblüht;
Und schafft das Schicksal nicht, was uns beglückt,
Und sind die Götter taub für unser Flehen,
So schaffen wir mit uns'rer Sehnsucht Schwingen
Ein niegeahntes neues Zauberreich.
Sein Los, das schmiedet jeder, wie er kann,
Mit eig'nem Willen und mit eig'ner Kraft;
Nicht fremden Mächten sind wir untertan;
Es lebt und webt in jeder Menschenbrust
Der Drang zum Glücke und zum Glück die Macht,
Und nur der Feige weicht dem Wege aus,
Wo beide eng vereint des Wandrers harren.
Sieh nur, die Nacht ist still, kein Lauscher naht,
Der Mond verdeckt voll Zartgefühl sein Haupt
Und in die schattig kühle Grotte hier
Dringt keine Neugier ein, kein Störenfried.
Ach, Nymphe du, ein Glanz voll süßen Zaubers

Umhüllet dich gleich einem Silberschleier,
Von jenen Mondesstrahlen zart gewebt,
Und raubt dem Dichterlinge den Verstand.
Für dieses Lächeln deines Rosenmundes,
Für diesen Blick aus deinen blauen Augen,
Für diesen Anblick schön und wonnevoll
Gäb' ich — bei Gott — die besten Reime her,
Die ich in schweren Qualen je gemacht.“
„Gemach, gemacht, mein alter Musenfreund,“
Erwidert mir mit kühlem Blick die Nixe,
„Die Dichter sind bekanntlich rasch entflammt;
Die Phantasie ist eine heiße Glut,
An der Poetenherzen leicht entzündend.
Jedoch die Jahre kennen keinen Halt,
Und selbst die hellste Flamme lichterloh,
Die euch versengte in der Jugendzeit,
Vermag euch später, wenn die Haare bleichen,
Mit Mühe nur ein wenig zu erwärmen.
Bezähme deine Glut und höre mich:
Für ernste Stunden ziemt ein ernstes Wort.
So wisse denn: Schon längst erwart' ich dich
An diesen Grotten in der Mondscheinnacht;
Denn ach, den Sonnenschein vertrag' ich nicht,
Er blendet mich, verdirbt die Poesie,
Und — im Vertrau'n — er macht mich auch zu
alt.

In stillen Nächten, wenn der blasse Mond
Sein silbern Licht zur Erde fluten läßt,
Da kommt doch höchstens ein Poet daher,
Um sich von uns Gedanken auszuleihen.

Ich wußte, daß du kommst, — und harrte dein.
Was du vom Schicksal sagst, ist Blendwerk nur,

Das deine Eitelkeit sich ausgedacht.
Ihr formt euch Theorien nach Bedarf,
Und lange noch, bevor ihr sie erwiesen,
Glaubt ihr an sie, zumal wenn sie euch passen;
Daß ihr dem Urgesetz auch untertan,
Daß alles in den Welten fest bestimmt,
Dem niemand, wer es sei, entrinnen kann,
Geht euch nicht ein; der Hochmut und der Stolz,
Der euch erfüllt, den Göttern nah' euch wähnend,
Sie hüllen euer Aug' mit Blindheit ein
Und machen euch für reines Denken stumpf.
Das ist das Los von allen Menschenkindern,
Daß sie der Schöpfung Ziel so sehr verkennen
Und ewig kranken an des Zweifels Dorn.
Vom Schicksal sprachst du, armer, alter Tor,
Nun höre denn und lasse dich belehren:
Des Menschen Los, es wird, so ist's bestimmt,
Im Schoß der Erde felsenfest geschweißt.
Wie das geschieht und was man unten schafft,
Das sag' ich nicht. Wozu? Auch du, Poet,
Und wärst du auch gelehrter als du bist,
Du würdest doch des Urgrunds Quell und Kraft
Mit deinen Sinnen nimmermehr erfassen.
Genug, das Schicksal jedes Erdenkinds,
Das wird bei uns im tiefsten Erdengrund
Nach Urgesetz und starrem Recht geformt.
Kein Mensch vermag die feste Form zu brechen,
Und selbst ein Zauber läßt sie unberührt.
So brodeln tief im Schacht in Essensglut
Der Menschheit Lose lichterloh zusammen
Und scheiden sich durch viele tausend Jahre
Allmählich kühlend ab zum Einzellos,
Das wir, der Flammenwesen lose Kinder,

Ans Licht der Welt dem Neugebor'nen bringen.
Ihr glaubt vielleicht, in eurem Eigendükel,
Ein jeder sei des eig'nen Schicksals Meister,
Und was ihr tut, sei e u e r Werk und Tun.
Wie irrt ihr doch! So merkt: Ihr seid ja nichts
Als Sklaven nur von dem, was wir geschaffen
Und was die Urkraft dort in Form gezwängt.
Der Erde Herren sind nur wir allein,
Nicht ihr, die ihr da droben lebt und sinnt,
Voll Übermut den Göttern gleich euch dünkend;
Ein Ruck von uns, ein Nichts von ungefähr —
Und eure ganze Pracht ist jäh zerschellt,
Denn niemand kann dem Schicksalsziel entrinnen,
Das wir ihm schufen für den Lebensweg.
Ich sage das, um dich, mein Musensohn, —
Ihr seid ja alle voller Größenwahn —
Ein wenig Bescheidenheit zu lehren.“

„Jedoch das Schicksal“ unterbrach ich sie,
„Das liegt doch stets in uns'rer eig'nen Hand;
Noch sind wir Meister uns'res Lebensloses
Und formen es nach uns'rem eig'nen Willen.
Ich fühle mich als Herr in meinem Reiche,
Und was ich tu' und lasse, liegt an mir.
Wozu denn wären wir auf dieser Erde
Der Schöpfung Krone, wie man uns erzählt,
Den Göttern gleich und ihrer Kraft bewußt?
Darin, o Nymphe, ist dein Urteil irrig,
Und Sklave ist und bleibt nur das Geschöpf,
Das feige sich der inn'ren Kraft begibt!“

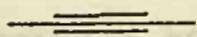
Es lächelte kaum merklich still die Nixe,
Wie wenn ein Sonnenstrahl ganz flüchtig nur.

Im See die dunkle Wasserfläche streift,
Dann hob sie strahlend ihren Blick und sagt:

„Vom Schicksal sprachst du in der Rede Eifer
Und glaubtest etwa, daß du's bilden kannst
Nach deinem Wunsch und deinem eig'nen Willen?
Nun weißt du auch, daß solche stolze Rede
Nichts and'res ist als eitles Wortgeflunker?
Dein Schicksal, Freund, ist längst vorherbestimmt.
Seit tausend Jahren liegt es fertig da
Und harrt auf dich und auf dein Erdenkommen
Und heftet an sich fest an deine Fersen
Und läßt fortan dich nimmermehr heraus —
Bis wir, des eitlen Gaukelspieles müde,
Das du da droben ruhmlos aufgeführt,
Dein Lebenslicht für alle Zeiten löschen.
Das ganze Leben gleicht nur einer Fahrt
Ins ungewisse Land voll Wunsch und Hoffen.
Ihr Menschen aber seid der Fahrt Begleiter;
Der eine steigt am Wege früher aus,
Indes der and're zögernd weiter fährt.
Doch dann am Ende sind sie alle fort,
Der Wagen stockt — die Fahrt ist abgetan.
Und dann noch eins, damit du es begreifst:
Was du beginnst, vollführst und was du endest,
Es ist nur Abglanz der Vergangenheit;
Vergebens suchst du anders zu erscheinen,
Als wie du wirklich bist; dein Lebensbild
Ist grade so, wie es der Erdgeist formte,
Und aus der Form kann niemand mehr heraus.
Hast du geliebt in Qual und Seligkeit,
Hast du gelitten — nun, so war's bestimmt!
Und einmal nur in deinem ganzen Leben

Erscheint des Glückes Göttin wunderhold
Und streift mit ihrem Zauberstabe dich
Und blüht die Blume, deren süßer Duft
Die Seele dir in Wonneschauer taucht.
Allein, für alles ist die Zeit begrenzt.
Und was auch du an Wünschen hegen magst,
So wisse denn und merke dir's genau:
Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!“

So sprach zu mir das liebe Elfenkind,
Berührte mich mit ihren Rosenfingern
Und tauchte unter in den dunklen Schatten —
Das Bild zerrann wie zarte Aetherschleier
Und mir blieb nichts zurück im Grottenraum
Als nur ein Nix, im Mondenschein erblickt,
Als nur mein Lied, mein Sehnen und mein Traum.



ZWISCHEN ZWEI WELTEN

Die Nacht war stumm; die dunkle Einsamkeit
Verlosch des bunten Lebens letztes Fühlen,
Und spärlich nur in diese Dunkelheit
Drang Sternenlicht, in meinen Raum, den kühlen;
Die Seele nur, sie lebt, bestrebt zu spinnen
Aus den Gedanken, die schon längst vergangen
Die grauen Fäden, wenn die Stunden rinnen,
Die zögernd wieder ins Bewußtsein drangen,
Und alte Wünsche, alter Bilder Reigen,
Sie suchten mählich neu emporzusteigen

Da schien es mir, als hörte ich ganz leise
Wie fern verhallend eine Stimme rufen,
— Es klang erhaben wie von Thronesstufen —
So wundersam wie der Verheißung Weise:

STIMME DER NACHT:

„Hast Träumer du noch immer nicht ergründet
Was Wirklichkeit, was Schein dir nur bedeutet,
Was sich als Willkür durch dein Dasein windet
Und wo die Weisheit ihre Flügel breitet?
Weißt du denn auch, daß stets das Menschenleid
In jene Herzen quillt, die aufwärts streben,
Und daß in diesem kurzen Erdenleben
Nur wer auch fühlt, der ist dem Schmerz geweiht?
Was ist das Leben wie es dir erscheint
Und wie es sich vor deine Blicke stellt?
Ein eitles Spiel, vergänglich, wie man meint
Als wie der Tau, der nachts zu Boden fällt;
Doch eins verkenne nie in Leid und Lust:

So unermesslich wie die Ewigkeit
Und uferlos wie die Vergangenheit,
So lebt die Sehnsucht in des Menschen Brust,
Das ist der feste Halt in deinem Leben,
Für alles was du tust, für Hoffen, Streben,
Der Urquell so für Wirklichkeit wie Traum —
Der Sehnsucht, Menschenkind, entrinnst du kaum!“

MENSCH:

„Wer bist du denn, der nächtlich zu mir spricht,
Und unerkannt des Sehns Drang vernimmt,
Der meine Qual und meine Pein nicht bricht,
Die heimlich tief in meinem Herzen glimmt?
Wie soll ich dich, dein Wesen gar erfassen,
Wenn ich nichts seh' auf deiner dunklen Bahn,
Bist du erzeugt zum Lieben oder Hassen,
Bist wahrhaft du, vielleicht auch nur ein Wahn?
Laß dich betrachten, wie du wirklich bist,
Damit ich weiß, wem ich mein Elend klage;
Der Mensch, in seines Lebens kurzer Frist
Will Antwort haben auf die letzte Frage!“

STIMME DER NACHT:

„Du kannst mich voll nur in dir selbst erkennen
Und meine Größe in dem eig'nen Blick,
Mit Worten läßt es niemals sich benennen
— Verheißung ist's, Bestimmung, Zweck, Geschick!
Der Name ist es nicht, um den sich's dreht,
Es ist ja eurer Seelen Wesensfrage,
Mit der ihr lebt, mit der ihr untergeht,
Wenn ich euch nicht an Weisheit überrage.“

MENSCH:

„Strebst du den Weg hinan zu höchsten Zielen?
Du irrst, zu schwach ist hiezu deine Kraft,
Du treibst damit doch nur die Allzuvielen,
Auf das gar bald der wilde Kampf entfacht
Um Dinge, die wir niemals recht begreifen
An Rätseln voll, unlösbar, himmelweit
Auf die wir uns im Hader just versteifen
— Ein nimmermüder, aussichtsloser Streit —
Uns bleibt das Wissen nur um letzte Dinge,
Der Menschheit Sehnsucht höchsterstrebtes Ziel,
Daß es dem Armen Licht, Erkenntnis bringe
In dieses grauen Lebens eitlen Spiel.“

STIMME DER NACHT:

„Vergebens suchst du seinen wahren Sinn!
Damit wirst du das Rätsel niemals lösen,
Kein Wissen führt dich zur Erkenntnis hin,
Zu ew'ger Allmacht nie erforschem Wesen;
Schaust du jedoch zu tiefst in dich hinein,
In Demut auch zur Schöpferkraft, der höchsten,
Ahnst du den wahren Grund von deinem Sein
Dann bist du groß und damit Gott am nächsten!
Und weit von dir, da pochen fast verloren
Der Schöpfung Stimmen, die dir heimlich nahten,
An deiner Seele tief verschloss'nen Toren,
Um dir ein Stück Geheimnis zu verraten!
Erkenntnis ist wie eine gift'ge Frucht:
Nicht jeder findet, wenn er Gott gesucht!
Zwar schreien täglich eu're größten Weisen:
„Eilt nur herbei zu uns'res Wissens Quell,
Nur wir allein, wir können euch erweisen,

Der Dinge wahren Grund, so klar und hell;
Das Weltgesetz, das haben wir erschaut,
Trinkt von dem Born, der sprudelt hell und laut!
Doch schöpft ihr auch davon in vollen Zügen,
Die Weisheit rinnt euch aus der off'nen Hand!
Vergeblich naht ihr sie in hohlen Krügen,
Ihr habt damit nicht e i n e n Punkt erkannt,
Denn was ihr denkt und sinnt, was ihr errungen,
Des Wissens Durst, den habt ihr nie bezwungen!“

MENSCH:

„Auch du willst nicht als Höchstes gelten lassen,
Was uns als Wissen steht so hoch im Preis?
Was bleibt uns noch als Wahrheit zu erfassen,
Wenn man das Wissen nicht zu schätzen weiß?
Der Menschheit höchstes Gut, das man erringt,
Ist Weisheit nur, die uns die Gottheit sendet,
Mit der man selbst den Sternenhimmel zwingt;
Was bleibt dort übrig, wo das Wissen endet?“

STIMME DER NACHT:

„Wo Wissen endet, bleibt dir eines nur:
Der Glaube ist's, ein rätselvolles Land,
Das dir verhüllt das Wesen der Natur,
Mit einer dichten, grauen Nebelwand!
Doch wenn du glaubst, so laß es dir nicht rauben,
Viel Hoffnung liegt darin und Seelenkraft,
Ein frischer Quell der dich erquickt ist Glauben.
Ein Trost, der dir im Leid Vertrauen schafft;
Wer glauben kann, der ist als Bettler reich,
Sein Blick sieht froh hinauf zum Himmelszelt —
Ob leiden, ob genießen ist ihm gleich,

STIMME DER NACHT:

„Ich kenne dich, o Mensch und deine Art,
In deiner Seele herrscht ein irrer Wahn,
Der dich verfolgt die ganze Lebensfahrt
Und dir verdunkelt deines Geistes Bahn!
Was du erforscht, erdacht, was du ergründet,
War doch zum Schluß nur Menschenwerk allein;
Was dich auch sonst als Zweck ans Leben bindet,
Für jenes Größte war die Kraft zu klein;
Mit eurem regen Sinne und Verstand
Habt ihr das All entgöttert und erkannt,
Von Nord nach Süd seid ihr schon vorgedrungen,
Die ganze Erde scheint's, habt ihr bezwungen,
Doch eines blieb euch fremd und unerkannt:
Das ist des Urgrunds ewig dunkles Land!
Erforscht das All im Kleinen wie im Großen —
Das letzte Tor — „Erkenntnis“ — bleibt ver-
schlossen!“

MENSCH:

„Wer also bist du Geist, der zu mir spricht,
Der ruhelos durch Nacht und Schatten treibt,
Der lockend mir verbirgt sein Angesicht,
Damit kein Trost im Leide mir verbleibt?
Des Wissens Macht scheinst du gering zu schätzen,
Obgleich sie uns bisher das Größte war,
Was willst du denn an ihre Stelle setzen,
Daß uns der Gottheit Rätsel werde klar?
Soll denn des Wissens Kraft nicht weiter reichen,
Als bis zur Stelle wo das Licht erlischt,
Gibst du dem Irrenden kein sichtbar Zeichen,
Damit sich hell und dunkel nicht verwischt?“

Wo find' ich Ausweg hier aus dieser Enge,
Die mich bedrückt und meinen Odem schnürt?
Der Zweifel krallt in meine Brust die Fänge;
Das ist es ja, was mich ins Elend führt!“

STIMME DER NACHT:

„So wundersam von ew'ger Hand gewebt,
Verwirrt das Dasein des Geschickes Fäden,
Doch deinen Sinnen, deinen dumpfen, öden,
Ist Wirklichkeit nur das was in dir lebt;
Versuche doch die hehre Kraft begreifen,
Die alles schuf nach unerkannten Plänen,
Die Haß und Liebe gab, Verzicht und Sehnen,
Und ahnend nur wird dir vielleicht dann reifen,
Kannst du die Zeichen deuten und sie lesen:
Erkenntnis auch von meines Geistes Wesen. —
Ich sehe dich in deinem Wunsch und Wahn
Mit deines Sehnsens abgrundtiefem Ziel.
Du gleichst dem Schiffer in dem morschen Kahn,
Dem selbst das Meer erscheint als eitles Spiel.
Es lockte dich hinauf des Wissens Weg,
Geblendet bist du, Mensch, von seiner Macht,
Doch gar zerbrechlich ist der enge Steg
Und keine Helle folgt der dunklen Nacht;
Da scheinst du dich, indes die Zeiten rinnen,
In deiner Herzensnot zu schwer beengt,
Auf deine eig'ne Seele zu besinnen,
Die dir ein Gott, der Schöpfer, einst geschenkt!“

MENSCH:

„Doch wer ist Gott und wo ist er zu finden?
Laß mich doch ihn begreifen wie er ist;

Wie kann ich sonst den Zweifel überwinden?
So weis' ihn mir, wenn du der Stärk're bist.
Bedeutet Gott den Tod, ist er das Leben,
Kannst du mir zeigen hier sein Angesicht,
Was soll denn unser ganzes Erdenstreben,
Erhellet es nicht der Gottheit reinstes Licht?
Kann nicht der Menschegeist es je erfassen,
Was sich dem Sterblichen bisher verbirgt?
Soll ich hierin von jeder Hoffnung lassen,
Auf daß die ew'ge Sehnsucht mich erwürgt?
Zeig mir des Schöpfers ewig lichte Spur,
Ich will ihn schau'n, wenn auch im Traume nur!“

STIMME DER NACHT:

„Du gleichst dem Geist allein den du begreifst!
Du kannst ihn nur mit Menschensinn erkennen,
Selbst wenn du auch die ganze Welt durchstreifst,
Und magst du ihn mit allen Worten nennen:
Sein Wesen wirst du nimmermehr ergründen
Und seines Ursprungs Lösung niemals finden!
Du schaust und fühlst nur wirkend Gott im All,
Im Größten wie im Kleinsten überall.
In Schöpfung und Vernichtung, Werden, Sein,
In jedem grünen Blättchen, jedem Stein,
In dem Gedanken, den dein Hirn gebiert,
Und der dich hoch hinauf zum Himmel führt.
In Wind und Wetter, Regen, Sonnenschein,
Im unscheinbarsten Ding, auch noch so klein,
Im Sturm des Meeres, Fels und Klippenstrand
Erblickst du staunend seine Schöpferhand!
Vergeblich mühest du dich mit Fragen ab,
Die Antwort liegt in dir, in dir allein,

Sie führt dich sicher wie am Wanderstab
Durch deines Lebens engverschlung'nen Hain.
Nicht mit Vernunft siehst du der Gottheit Zeichen,
Nicht mit Verstand, wie es so mancher meint,
Des Rätsels Lösung ist nicht zu erreichen
Durch deinen Geist allein — so wie dir's scheint;
Du mußt es nur in deiner Seele fühlen,
Was dich empor zum Göttlichen erhebt,
Erkennen kannst du's nur und es erzielen,
Wenn dein Gedanke auch zur Höhe strebt;
Doch was in deinen inn'ren Weihestunden
Sich stumm erhebt aus deiner Seele Tiefe,
Was du geheim und ungesch'n empfunden
Als ob es laut nach einem Schöpfer rief,
Was dir im Herzen schlummernd schafft und webt,
Was zögernd erst, dann aber sichtbar lebt,
Was zag als Neuerlebnis dir entsteigt,
Darin der Schöpfer zum Geschöpf sich neigt,
Wenn dich zu tiefst erschüttert Schaffensnot
Alswie des Meeres Sturm ein schwankes Boot,
Vermagst du dann auf seiner Spur zu bauen —
Dann kann dein inn'rer Blick erst Gott erschauen.
Wenn Geist Gedanken schafft und Phantasie
In Bild und Wort, in Ton und Poesie,
Wenn du entrückt betrachtetest die Natur
Und wandelst staunend ihre ew'ge Spur,
Wenn du in allem was du siehst und denkst
Den Blick voll Andacht zu der Allmacht lenkst,
Und Ordnung siehst im Niedersten und Höchsten,
Dann bist du I H M, dann bist du Gott am
nächsten!“

MENSCH:

„Ist das ein Trost für Menschen die auch denken
Und Antwort für den ruhelosen Geist?
Auch du kannst nicht uns jenes Große schenken,
Das hier für uns die ganze Wahrheit heißt.
Weshalb reicht nicht zur lichten Höh' mein Sinn,
Warum sind wir des Wissens eitle Toren?
Wer bringt die Lösung, sprich, wenn ich's nicht
bin,
Ist ein Geschöpf zur Klarheit auserkoren?
Die Gottheit will ich seh'n und sie erfassen,
Das ist der letzte Wunsch, der mich durchglüht,
Mit uns'res Wesens Kraft zu lieben oder hassen
Bis uns zum Schluß der letzte Odem flieht!“

STIMME DER NACHT:

„In deiner Brust, da tönt ein scheuer Ruf,
Der Zweck und Wertung deinem Leben gibt,
Doch ob man haßt und ob man jemals liebt
Entscheidet Er, der deine Sehnsucht schuf;
Für jeden ist sein Schicksal längst bereit,
Nur sich bescheiden so in Glück wie Leid,
Dann wirst du erst die Wahrheit ganz erkennen,
Um nimmermehr dich je von ihr zu trennen.“

MENSCH:

„Du Geist, dess' Größe ich ergriffen ahne,
Damit er mich an meine Kleinheit mahne,
Sag' eines noch, bevor du mir entschwindest
Und mich nicht wieder voller Zweifeln findest:
Weshalb denn immer streben, immer leiden,
Weshalb verdüstert aus dem Leben scheiden,

Warum vergeblich um Erkenntnis werben,
Wozu der harte Kampf, wozu das Sterben?
Hat denn das Leben einen tiefen Sinn,
Wenn ich nicht einmal weiß wozu ich bin?“

STIMME DER NACHT:

„O Mensch, wie trüb dein inn'res Auge blickt,
Du schaust soweit wie deine Sehkraft reicht;
Der Schöpfung letzter Zweck ist dir entrückt,
Dein Urteil ist zu rasch, zu flüchtig, leicht;
Ahnst du denn nicht in dem verschlung'nen Netz
Ein unermesslich hohes Urgesetz?
Kein Stäubchen segelt durch die laue Luft
Und kein Atom vom schönsten Blumenduft,
Unmerklich fällt kein Haar von deinem Haupt,
Kein Ästchen, das im Winde sacht sich wiegt,
Kein Blatt im Wald, vom Wintersturm entlaubt,
Wenn es die ew'ge Allmacht nicht so fügt!“

MENSCH:

„Jedoch das Leben, magst du mir erklären,
Wozu besteht es und zu welchem Ziel?
Soll alles was vorhanden ewig währen,
Dem unerkannten Schöpfer nur zum Spiel?
Und ward es überhaupt denn nur geschaffen
Weil es dem Urgesetze unterliegt?
Weshalb gab uns ein Gott des Lebens Waffen,
Wenn sie der Tod trotz allem doch besiegt?
Man wird geboren, lebt und strebt und stirbt,
Uns scheint es sinnlos, blinder Zufall nur,
Da uns am Ende doch der Tod umwirbt —
Ich seh' von weiser Einsicht keine Spur!“

STIMME DER NACHT:

„Wohl einen Zweck hat hier ein jedes Leben
Wozu? das kannst du freilich nicht ergründen,
Verhüllt bleibt dir, was dir ein Gott gegeben,
Den letzten Grund, den kann dir niemand künden!
Doch daß du bist, muß wohl ein Ziel bedeuten!
Nur was sie braucht, das schafft sich die Natur.
Von Anbeginn bis in die Ewigkeiten
Besteht ein Zweck für jede Kreatur!
Du bist erzeugt, damit es sich vollende,
Was dir im Werden Gottheit aufgeladen,
Nun wanderst du zu unbekanntem Ende
Auf deines Daseins schweren, harten Pfaden;
Du weißt nicht wo, auch nicht wohin, wozu,
Ein fremdes Schicksal treibt dich seine Bahn,
Und erst im Tode findest du die Ruh
Nach schwerem Sturm — ein alter, morscher Kahn!
Von Urgeschickes Ketten hart umfaßt,
Um nur zu leiden bis zur letzten Rast;
Vergänglich ist die Form, vom Geist erwählt,
So wie die Blüte, der die Farbe fehlt.
Was gestern grünt wird heut zu dürrem Laub,
Was Sommers glüht das wird des Herbstes Raub,
Dem Geist ist Raum nur Schein und Zeit ein Blick!
Vergeht dann erst die Form die er beseelt
Dann kehrt er wieder in das All zurück!“

MENSCH:

„Doch wenn ich bin, wo führt der Weg zu Ende,
Was ist von dieser öden Fahrt das Ziel?
Vergeblich ringe ich im Kampf die Hände
Und fühl' mich nur als meines Schicksals Spiel;

Laß mich der Zukunft Umriß nur vermuten,
Denn unbegrenzt ist unser Forscherdrang,
Damit durch dieser Schatten graue Fluten
Ich um Erkenntnis nicht vergeblich rang!“

STIMME DER NACHT:

„Du stehst an eines Abgrunds engem Rand!
Das Leben und der Tod sind nah verwandt,
Der Pfad hinab ist schwer nicht zu erreichen,
Die Blumen kaum erblüht, auch sie erbleichen;
Siehst du den schmalen Weg voll blasser Nelken?
Die einst voll süßem Duft, auch sie verwelken;
Und die erglänzten in des Sommers Gluten,
Sie schleichen farblos hin durch dunkle Fluten.
Sieh' dort im Tale liegt das Schattenland
Wo jeder Müde seine Ruhe fand,
Wo aus dem Borne längst vergang'ner Zeiten
Die Wünsche sacht hinab im Strome gleiten...!“

* * *

Die Stimme schwieg. Verhauchend in der Nacht
Verlor der Ruf sich in die ew'gen Hallen
Alswie ein Laut in dumpfem Schlaf erlebt,
Wenn Traumgestalten sacht vorüberwallen;
Dem Schleier gleich, aus Mondenlicht gewebt,
Zerfloß das Traumbild als ich aufgewacht.
Die Zeiten fühlte ich mit zagen Schritten
Ins grenzenlose Schweigen still entflieh'n,
Verdämmernd sah ich Schattenbilder zieh'n
Ins graue Duster der Vergangenheit,
Und dort, in dieser dunklen Strömung Mitte —
Sah ich mich selbst in tiefer Einsamkeit!...

ROMANTISCHES EPOS

FATA MORGANA

I.

GRIGORI

In der Festungsstadt Suceava
Fürstensitz der alten Moldau,
An dem Strome gleichen Namens
Weit im Osten vorgelegen,
War die Jahresmesse festlich
Und mit vollem Glanz eröffnet.
Ungezählte Menschen kamen
Fern von aller Herren Länder
Um zu kaufen und die Waren
Die sie selbst zu Markte brachten
Recht ertragreich abzusetzen.
Auf der großen breiten Wiese
Die sich längs des Stromes dehnte,
Waren Zelte aufgeschlagen,
Schöngeschmückt in bunten Farben,
Und man konnte nach den Formen
Die sie hatten, nach dem Schmucke,
Den sie dem Beschauer zeigten
Auch gleich wissen, welchem Volke
Sie auf diesem Markt gehörten;

Damals stand noch dieses Land
In der Türken Oberhoheit
Und dem Sultan tributär.
Und so kamen viele Völker
Aus der Nähe und der Fremde
Her zu diesem Jahresfest.
Aus dem Reiche selbst gar viele

FATA MORGANA

I.

GRIGORI

In der Festungsstadt Suceava
Fürstensitz der alten Moldau,
An dem Strome gleichen Namens
Weit im Osten vorgelegen,
War die Jahresmesse festlich
Und mit vollem Glanz eröffnet.
Ungezählte Menschen kamen
Fern von aller Herren Länder
Um zu kaufen und die Waren
Die sie selbst zu Markte brachten
Recht ertragreich abzusetzen.
Auf der großen breiten Wiese
Die sich längs des Stromes dehnte,
Waren Zelte aufgeschlagen,
Schöngeschmückt in bunten Farben,
Und man konnte nach den Formen
Die sie hatten, nach dem Schmucke,
Den sie dem Beschauer zeigten
Auch gleich wissen, welchem Volke
Sie auf diesem Markt gehörten;

Damals stand noch dieses Land
In der Türken Oberhoheit
Und dem Sultan tributär.
Und so kamen viele Völker
Aus der Nähe und der Fremde
Her zu diesem Jahresfest.
Aus dem Reiche selbst gar viele

Mit Geweben, Stickereien,
Hemden, Gürteln, Hauben, Tüchern,
Und viel bunten Teppichen,
Die besonders die Rumänin
Wundervoll und kunstvoll webt.

In der Menge, die sich drängend
Auf der Wiese froh erging,
Sah man seltsam fremde Gäste;
Hier den dicken Lipovaner
Aus der nahen Ukraine,
Wie er Obst und süße Trauben
Allen anzubieten suchte,
Dort den Türken Kaffee brauend.
Und voll Würde ihn kredenzend,
Auch die besten Lederwaren,
Sattelzeug und Zaum und Zügel
Allen, die da kamen, preisend.
Die Tataren, reich bekleidet,
Die sich Waffen kaufen wollten,
Und die schönsten ihrer Pferde
An den Mann zu bringen suchten,
Den Armenier mit der Mütze,
Schwarz aus Lammfell, grob geformt,
Den Bulgaren vor dem Stande
Voll mit Käse angefüllt,
Mit Yoghurt, mit Milch und Honig.
Auch viel Juden selbstverständlich
Feilschend, kreischend, stets beflissen
Irgend ein Geschäft zu machen;
Dazu Sänger, fahrend Volk,
Spieler, Zauberer und Tänzer,
Die von weitem hergefunden,
Um die Messe zu besuchen.
Wo Verdienst und Unterhaltung
Reichlich zu Gebote stand.

Aber eines von den Zelten
Schien besonders alles Volk
Wie magnetisch anzulocken;
Viele hundert der Besucher
Stauten sich vor diesem Zelt,
Harrten trotz des Drängens aus,
Um zu hören und zu sehen,
Was vor jenem denn geschah.
War kein Wunder überdies
Daß die Menschen sich dort fanden,
Spielte doch und sang Grigori,
Seines Volkes bester Barde
Seine allerschönsten Doinen,
Sehnsuchtslieder seiner Heimat:
Freud und Leiden des Rumänen,
Glück und ungehemmte Tränen,
Alles was das Herz bewegt,
Was es fühlt und was es leidet,
Liebe, Sehnsucht, Schmerz der Trennung,
Tod und Leben, Lust und Trauer,
Alles dieses sagt die „Doina“
Dem Bewohner jenes Landes;
Und er singt sie wenn er leidet,
Wenn er hofft und wenn er träumt,
Wenn ein unaussprechlich Fühlen
Ihm das Herz im Busen preßt —
Immer ist es seine Doina,
Lied der Trauer und des Sehns,
Das ihm durch die Seele zieht
Wie ein kaum erträumtes Ahnen
Von dem unbekanntem Schicksal
Das ihn irgendwo erwartet,
Dem kein Mensch entrinnen kann.

Und Grigori war ein Meister
Auf der kurzen Hirtenflöte

Mit dem Sange alter Doinen
Die er nach dem Klang der Laute
Herrlich vorzutragen wußte;
Spiel und Sangeskunst Grigoris
War im ganzen Land berühmt;
Keine Hochzeit, keine Taufe
In den Häusern der Bojaren,
Keine Festlichkeit ringsum
Wo er nicht die Lieder sang
Nur auf seinem Instrumente
Das er sich aus Schilfrohr schnitt,
Auch die schönsten Sehnsuchtslieder —
Schmetternd, klagend wiederblies.
Lang und faltenreich sein Kleid,
Blaue Seide, bunt verziert,
Und darüber rot der Gürtel
Reich mit Gold und Purpurfäden
Kunstvoll, sinnig ausgenäht;
Wie ein Priester seiner Kunst
Schritt er würdevoll dahin
Von der Menge angestaunt,
Aber vielfach auch geehrt
Als ein Meister und ein Seher;
Blies er Doinen auf der Flöte,
Sang er dann ein Lied zur Laute,
Dann verstummte rasch die Menge
Horchend auf den großen Spielmann,
Den im Reiche weit und breit
Niemand in der Kunst erreichte.

Aber nicht nur er, der Meister,
Zog die Menge vor sein Zelt
Die sich vor dem Sänger scharte;
Nein, auch sie, die Anicutza,
Seine vielgeliebte Tochter,
Fast noch Kind und kaum erwachsen,

Sog die Blicke Jener auf,
 Die vor Neugier dort erschienen.
 Würdig, hoheitsvoll, begeistert
 So stand Meister Grigorasch
 Vor der Menge, die ihm lauschte,
 Ihm zur Seite wie ein Engel
 Schön und lieblich anzuschauen
 Schwebte seine Anicutza,
 Seine heißgeliebte Tochter
 In dem Tanze ihres Volkes.
 Das war nicht mehr Tanz zu nennen,
 Nein, ein Wiegen und ein Drehen
 Wundersam und sinnbetörend,
 Lockend wie mit süßen Tönen
 Nachtigall in Frühlingsnächten;
 Wer sie sah in diesem Reigen
 Dem vergingen schier die Sinne
 In den Fluten solcher Schönheit!
 Voller Anmut wußte Jene
 Zu dem Spiele ihres Vaters
 Wiegend sich im Tanz zu drehen.
 Das war wirklich ein Entzücken
 Als wenn gar vom Himmel droben
 Leis' herniederstieg ein Engel,
 Um den Menschen etwas Liebes,
 Wundersames darzubieten.
 Wie sie zierlich und gefällig
 Ihre schlanken Glieder regte
 Und auf ihrem jungen Antlitz
 Lächeln zart vorüberstrich,
 Kaum berührten ihre Füße
 Flüchtig nur den grünen Boden;
 In den Händen hielt sie lose
 Einen weißen Seidenschleier,
 Der im Drehen und im Wenden
 Lustig durch die Lüfte wehte,

Also schien es als ob jemand
Einen bunten Schmetterling
Mit dem feinen Seidennetze
Zart und hurtig fangen wollte,
Aber immer drehte sich
Um dem Netz sich zu entwinden
Jenes herrlich schöne Kind,
Was ihm immer auch gelang.
Bis es bei dem Klang der Laute
Mit dem Schleier in den Händen
Anmutsvoll und schönheitstrunken
Matt vom Tanze niedersank,
Wie die Blume blütenschwer,
Wie ein liebestrunk'ner Falter,
Der vom hellen Sonnenschein
Zu viel Licht und Wärme saugte.

Lauter Beifall prasselt' nieder,
Vor Entzücken rast die Menge,
Tobt und wirft die Silbermünzen,
Seidentücher, Seidengürtel,
Bunte Bänder, Perlenschnüre
Jubelnd zu der Tänzerin
Und ein Wahnsinn voller Freude
Scheint die Menschen zu ergreifen;
Also brandet wie die Flut
Im Gewittersturm das Volk,
Drängt zur Bühne, schreit und ruft.
Will noch einmal alles sehen,
Anicutzas Tanz vor allem, —
Bis Grigori auf der Laute
Leise wieder präludiert
Und dann eine von den schönsten
Doinen hier ertönen läßt,
Während die erregte Menge
Atemlos dem Sänger lauscht.

Tritt mit festem Herrenschrille
Jung ein Türke vor das Zelt;
Hochgewachsen, stolzen Blickes,
Auf dem Kopfe einen Turban,
Reich geschmückt mit Edelsteinen
Hat am goldgewebten Gürtel
Einen krummen Säbel hängen
Stellt sich vor das Mädchen hin,
Blickt es lange forschend an,
Daß die Wangen dieses Kindes
Vor dem Anblick tief erröten,
Sprach sodann mit weicher Stimme:
„Herrlich hast du heut' getanzt,
Wie im Paradies die Houri,
Also schwebtest du voll Anmut!
Niemals sah ich schöner tanzen!
Wie die Nachtigall am Morgen
Schmachtend ihre Lieder flutet
Und im Busche alles horcht,
Damit nicht ein süßer Ton
Von dem Sang verloren gehe,
Hast auch du mit deinem Tanze
Alles was die Schönheit nur
Still an Glück in uns erweckt,
Heute mir von dir geboten.
Diesen Beutel voll Ducaten
Nimm zum Dank für deine Kunst.“
Sprach's und warf dann seine Gabe
Hin dem Mädchen in den Schoß.

Tief errötend und beklommen
Wußte nicht das holde Kind
Was zum Dank es sagen sollte,
Kaum daß nur die Lippen bebten
Und das Auge strahlend blickte
Auf zum stattlich schönen Mann;

Sie erhob sich von dem Boden
Und mit weichem leisen Flüstern
Sprach sie mit verhalt'ner Stimme:
(Kosend klangen ihre Worte)
„Dank dir Fremdling für dein Lob,
Und nun will ich eigens dir,
Und nur dir zuliebe nochmals
Meinen Tanz hier wiederholen.“
Gab dem Vater einen Wink,
Daß er seine Laute spiele,
Und von Neuem drehte sich
Anicutza rund im Kreise,
Voller Lieblichkeit und Anmut
Mit dem Blicke zu dem Fremden
Gleich als wollt' sie sich berauschen
An dem Tanz und der Musik,
An dem Rhythmus holden Spieles, —
Wohl vielleicht auch an dem Fremdling,
Der im Glanze seiner Jugend
Frisch und herrlich vor ihr stand
Und bewundernd sie betrachtet.

„Schau zu tief nicht, junges Mädchen,
In die Augen eines Mannes,
Wo ein Feuer heimlich glüht,
Leicht kannst du an dieser Glut
Dir dein junges Herz versengen!
Dann mein Kind ist's viel zu spät
Es zu löschen und ersticken.
Hast du aber auch bedacht
Daß ein Heide Jener ist,
Daß ein kluges Christenmädchen
Wenn es Recht und Stolz empfindet
Einem Heiden nie gestattet
Um die Gunst von einem Weibe
Das nicht seines Glaubens ist

Mit dem Blick auch nur zu werben.
Blicke nicht zu tief, mein Kind,
Auf den Mann, der vor dir steht!
Denn dir droht ein tiefer Abgrund
Und du bist für alle Zeiten
Dir verloren wenn du fällst!
Siehst du nicht, wie Jener auch
Von dem Reize deiner Anmut,
Deiner Jugend, deiner Schönheit
Plötzlich hingerissen ward?
Weißt du auch was es bedeutet
Als er dir nach deinem Tanze
Eine rote Rose zuwarf,
Die er vordem sinnberauscht
Innig an die Lippen preßte,
Und als du dieselbe nahmst
Und — zum Zeichen deiner Gunst —
Gleichfalls an den Mund gedrückt?
Anicutza, Anicutza!
Ein Gewitter steht am Himmel,
Donner rollt schon durch die Wolken,
Und der nächste Blitz kann euch,
Dich und ihn vernichtend treffen.
Also ist es mit der Liebe
Wie mit den Gewitterzeichen,
Zeit noch ist es zu entfliehen,
Der Gefahr der ersten Regung,
Aber warte nicht zu lange,
Eile fort und immer weiter,
Denn der Blick aus jenen Augen,
Den du viel zu tief ergründet,
Er verfolgt dich gleich dem Samum
Dem man nicht entfliehen kann.
Anicutza — sei gewarnt!“

* * *

Aber wenn im jungen Herzen
Heiß das erste leise Fühlen
Sich wie zartes Knospen rührt,
Wenn vor diesem Frühlingssturme
Alle Sinne lebend werden,
Dann ist schwer Vernunft zu üben,
Und dem Zauber dieses Sturmes
Stark und klug zu widersteh'n.
Da denkt niemand an die Folgen,
Der Verstand versinkt in Schlaf,
Und die Flammen, kaum geboren
Flackern nicht mehr, nein, sie glühen,
Niemand kann sie mehr verlöschen.
Also schien es mit den Beiden
Und der Funke, der gezündet
Hell und rot in ihren Herzen,
Ward ganz plötzlich helle Glut.
Niemand schien es zu bemerken,
Nur des Vaters wachsam Auge
Ahnte etwas von Gefahren
Für sein junges, dummes Kind,
Nahm daher in eine Hand
Seine Laute und die Flöte
Und die Tochter führte er
Mit der and'ren stumm hinweg.
Es war Zeit nach Haus zu gehen,
Denn der Marktplatz er begann
Immer lauter noch zu werden,
Tanz und Spiel und Trank und Speise
Schien die Menge zu erregen,
Da war's besser fortzueh'n
Und den wilden Lärm zu meiden.
Ohnehin wird heim die Mutter
Sorge um die Tochter tragen,
Denn als alte Frau, sie wußt' es,
Soviel Schönheit, soviel Liebreiz

Bei dem jungen süßen Kinde
Ist für Männer sehr gefährlich,
Denn auch sie war einstens jung
Und als Schönste weit im Lande
Viel gerühmt und viel gefährdet. —

Acht der Tage, acht der Nächte
Waren einsam still vergangen;
In dem Hause des Grigori
Lag es wie Gewitterschwüle,
Wie ein unverhofftes Leid
Das verheerend kommen wollte,
Niemand wußt' weshalb, woher?
Anicutza sonst so fröhlich
Wie die Lerche in den Lüften
War ganz plötzlich stumm geworden;
Kein Gesang mehr und kein Lachen,
Das Grigoris ganzes Haus
Sonst mit Freude hell erfüllte;
Trüb die Augen, blaß die Wangen
Als wenn wo ein schwerer Kummer
Auf das Kind gesunken wäre,
Wie ein Reif zur Frühlingsnacht
Auf die schönste aller Blumen.
Sorgend frug die Mutter sie:
„Anicutza, liebste Tochter,
Sprich, was fehlt dir, sag' es mir!
Fühlst du, daß du krank geworden?
In den letzten Tagen meidest
Du den Schlaf und fast die Nahrung;
In der Nacht, wenn ich erwache
Da vernehme ich dein Ächzen
Wie wenn dir ein schwerer Traum
Und ein Alp den Atem preßte,
Sieh' ich will dir heute Nacht
Tee aus alten Wurzeln brauen,

Der dir sicher helfen wird;
Meine eig'ne Mutter selig
Lehrte mich des Heilkrauts Mischung
Du wirst sehen wie er nützt.“
Sah das Mädchen trübe drein
„Mutter, nein, es fehlt mir nichts,
Nur die Luft scheint mir zu schwül,
Ein Gewitter hoch am Himmel
Will sich mählich vorbereiten
Und wahrscheinlich ist es das,
Was ein wenig mich bedrückt,
Sei nur weiter unbesorgt,
Alles wird zum Guten werden.“

Ein Gewitter? Wohi, das war's,
Aber nicht am Himmel droben,
Sondern in des Mädchens Herzen.
Seit dem Tage, da am Markte
Vor dem Zelte ihres Vaters
Sie den jungen Ritter sah
In dem Glanze seiner Jugend,
Schön wie sonn'ger Maienmorgen
War's mit ihrer Ruh dahin,
Denn der dunkle, tiefe Blick
Seiner wundervollen Augen,
Seine vornehm, feine Haltung,
Seine Worte und sein Lächeln
Als er von Anitas Tanze
Ganz entzückt zu werden schien,
Konnt' sie nimmermehr vergessen,
Und seit dieser einen Stunde
Schwebte immer vor der Seele
Anicutzas jener Mann.
Freilich war er nur ein Heide,
Den man tief verachten sollte,
Tag und Nacht ihn stets nur meiden.

Und ihn hassen wie die Pest,
So gebietet's Christenpflicht
So der Anstand und die Sitte,
Aber, nein — das konnt' sie nicht,
Niemals würd' sie das vermögen.
Und wenn schon ein Heide, nun:
Ist's denn nicht derselbe Gott,
Der auch ihn wie sie erschuf,
Der die ganze Welt beherrscht,
Der den Menschen, Christ wie Heiden
In die Herzen blicken kann.
Wenn es Ihm, dem Himmelvater
Nicht gefiel, daß sie, die Christin
Auf den Heiden liebeich sah,
Und daß ihr die Sinne schwanden
Wenn sie seiner nur gedachte,
Weshalb denn hat Er geduldet
Daß in ihrer jungen Brust
Solch ein Sturm und solch ein Fühlen
Überhaupt entstehen konnte,
Niemals hätte sichs gefügt
Wenn dem Vater in dem Himmel
Jener tief mißfallen hätte,
Nur weil ihn ein and'rer Glauben
Hin zum Weltenschöpfer zog;
Weshalb also sollt' sie hassen,
Da der Himmel es nicht tat?
Nein, sie haßt nicht — denn sie liebte,
Jetzo fühlte sie's im Busen
Wie ein großes, helles Licht
Das ihr Auge und die Sinne
Unaufhaltsam blendete.
Ja, sie liebte ihn unsagbar,
Tag und Nacht und jede Stunde
War nur Jener ihr Gedanke,
Sah sie ihn mit ihrer Seele,

Ja, nur ihn und seine Schönheit,
Stolz wie einen Märchenprinz
Aus dem Reiche ihrer Träume.
Jeden Tag erblickt' sie ihn
Vor dem Garten ihres Hauses,
Irgend jemand dort erwarten,
Wen? Das fühlte sie schon längst;
Und wenn sie die ganze Woche
Tag um Tag den Mut nicht fand
Hinzueilen zu dem Jüngling,
Der dort an der Mauer stand
Und voll Sehnsucht in der Brust
Nach dem Hause, wo sie wohnte,
Blickte, hoffend, voll Erwartung,
War's die Scheu allein, vor sich,
War's die Achtung vor den Eltern,
War's ein Bangen, das sie hindert
Offen ihr Gefühl zu zeigen.
Doch es gibt im Menschenherzen
Etwas das noch größer ist
Und was alles überragt,
Seine Macht ist himmelstürmend,
Ihr kann nichts mehr widersteh'n,
Kein Bedenken, kein Verstand
Und das ist die große Liebe!
Sie erhebt dich in den Himmel
Und sie stößt dich in die Hölle,
Sie kann größtes Glück dir bringen
Selig dich auf Erden machen,
Und kann elend dich vernichten.
Glück und Leid sind stets beisammen
An einander eng geschmiegt,
Und ob du das eine findest
Oder dich das and're trifft,
Hängt allein vom Schicksal ab,
Das uns alle hier beherrscht!

Hoch erhaben ist die Liebe,
Macht den Menschen fast zum Gotte,
Schafft den Himmel ihm hienieden,
Und sie ist es die dich tötet,
Die dich namenlos zerrüttet,
Wie das welke Blatt im Herbst
Von dem Sturm vernichtet wird.
„Hüte dich mein armes Kind
Vor der Liebe, die dir droht,
Denn ob du das weiße Los
Oder gar das schwarze ziehst
Hängt von deinem Schöpfer ab,
Oder Zufall, wie man's nennt.
Niemand weiß den Grund zu nennen,
Der dein Schicksal so bestimmt,
Anicutza, sei gewarnt!“

Doch was kann ein armes Kind,
Das nicht urteilt und nicht denkt,
Das in seiner Brust nur fühlt
Wie es mächtig glüht und lodert,
Das auch nicht mehr löschen kann
Diese Flammen — sonst noch tun?
Fehlt die Kraft zum Widerstande
Ist das arme Herz verloren! —

Und am achten Tag am Abend,
Als sie wieder dort im Garten
Jenen Jüngling warten sah
Ließ sie länger sich nicht halten,
Keine Scham und nicht Vernunft,
Keine Überlegung mehr,
Kein Gedenken an die Eltern
Und an ihren schweren Gram,
Kein Erinnern an Mircél
Ihren lieben Spielgenossen

Und Gefährten ihrer Jugend,
Nichts mehr, nein, und nur das Eine,
Daß an jener Gartenmauer
Von dem Dunkel halb geborgen
Er, nur er dort ist und harrt
Er, dem ihre Sinne plötzlich
Lodernd heiß entgegen schlagen,
Der ihr ganzes Lebensglück
Sicher in den Händen hält.

Zu dem Jüngling trat das Mädchen,
Purpurglut färbt ihre Wangen,
Stand vor ihm mit heißen Blicken,
Keines Wortes war sie fähig.
Und der Mann faßt ihre Hand —
Lockend weich klang seine Stimme:
„Endlich bist du doch gekommen,
Anicutza, endlich, endlich!
Seit acht Nächten warte ich
Immer hier an diesem Platze
Und am Tage bleibe ich
In der Festungsstadt verborgen
Damit niemand mich erspähe
Und errät mein süß' Geheimnis.
Deinen Namen habe ich
Noch am selben Tag vernommen
Als du mir bei deinem Tanze,
Deiner Schönheit, deiner Anmut,
Herz und Sinn so arg verwirrtest.
Seit der Stunde sieht mein Auge
Nur das Bildnis jenes Tages,
Sieht nur dich und fühlt nur Sehnen,
Selbst die Sonne leuchtet nicht
Wenn du ihr den Glanz nicht leihst.
Und ich frage mich alltäglich:
Wie denn soll in meiner Heimat

Ohne dich ich weiterleben?
Ach, ich müßte dort verkümmern
Wie ein Blatt im Winterfrost,
Wenn dein Angesicht mir schwindet.
Nein, ich kann es mir nicht denken,
Daß ich ohne dich noch atme
Und mein Dasein fern von dir
Müßte mir zum Kerker werden,
Wo ich elend ging zu Grunde;
Sage, süßes Mädchen, sprich,
Fühlst du nicht die gleiche Regung
Tief in deinem jungen Herzen,
Kannst du ohne Ali Assad,
Also werde ich geheißten,
Weiter froh und sorglos leben?“

„Doch ich kenne dich zu wenig,
Ali Assad, mir fast fremd,
Wohl, ich will es gern bekennen,
Daß ich öfters dein gedenke,
Daß du in der ersten Stunde
Mir gefallen hast vor allen,
Ohne Scham will ich bekunden,
Daß, seitdem du mir entschwunden,
Mich ein seltsam Fühlen zwingt
Immer dich vor mir zu sehen;
Weiß auch nicht wie ich in Zukunft
Diesen Abschied kann ertragen;
Aber sage, was soll werden
Wenn ich außer Stande bin
Meine Seele frei zu machen
Von der Macht, die mich umgarnt?
Hier sind Heimat mir und Pflichten,
Was mir bleibt, wenn du nicht bist,
Ist die Sehnsucht nur im Traum.“

„Weshalb sprichst du denn vom Abschied
Süßes Mädchen Anicutza?
Was zu dir mich mächtig treibt
Ist nicht Abschiednehmen, nein,
Ist die große Herzensliebe,
Die du in die Brust mir senkstest,
Die Verstand nicht und kein Wille
Je daraus vertreiben kann;
Komm' mit mir in's ferne Land,
Wo an dieses Stromes Ufer
Eingebettet still im Garten
Mein Kastell gelegen ist;
Dort erwartet uns das Glück,
Ewig leuchtend, namenlos.
Zwar als Weib dich heimzuführen,
Das verbietet das Gesetz —
Doch ich bin ja frei und ledig,
Und in meinem Hause wirst du
Stets die erste und die letzte
Herrin sein und treu Geliebte.
Zög're nicht und wenn du liebst
So wie ich die Liebe fühle,
Dann entflieh' noch diese Nacht
Fort mit mir in meine Heimat.
Dort an jener Festungsmauer
In dem Schatten dunkler Nacht
Wartet der Kemál, mein Diener,
Mit den Pferden wohlgesattelt,
Jeden Abend seit acht Tagen;
Wenn der nächste Morgen graut
Sind wir längst auf fremder Erde
Und in voller Sicherheit.“

„Aber meine Eltern, Assad,
Werden schwer den Kummer tragen,
Wenn ihr einzig Kind zur Nacht

Ohne Wort und ohne Abschied
Von der Schwelle dieses Hauses
Heimlich still sich fortgeschlichen.“

„Deine Eltern werden trauern,
Denn sie werden schmerzlich dich,
Ihr geliebtes Kind, vermissen.
Aber sage, trauern nicht
Alle Eltern, überall,
Wenn sie ihre liebe Tochter
Einem Manne angetraut,
Der sie dann in seine Heimat
Nach der Hochzeit gleich entführt?
Trauern das ist Menschenlos,
Und mit Freuden eng verbunden,
Ist es nicht Naturgesetz,
Daß das Mädchen welches liebt,
Alles was ihr wert gewesen,
Haus und Eltern, ihre Heimat,
Ihrem Mann zulieb verläßt,
Den in's Herz sie eingeschlossen?
Siehst du, süße Anicutza,
Alles was du hier im Hause
Mir zulieb verlassen wirst,
Will in Zukunft hundertfach
Treu und innig ich ersetzen,
Denn ich liebe dich unsagbar
Und ich sterbe wenn ich dich
Nicht mehr lieben, zärteln darf!
Du bist Leben mir und Tod,
Beide sind in deiner Hand,
Wähle heute noch mein Mädchen,
Mir zum Troste oder Leide,
Komme oder lass' mich hier
In der Fremde untergeh'n.“

Stürzt das junge Menschenkind
Hin zum Jüngling an der Mauer,
Faßt die beiden Hände ihm
Und mit einem Sprunge ist sie
D'rüben und an seiner Brust.
„Alles sollst du sein, mein Assad,
Mir, mein Schicksal und mein Glück,
Denn, mein Herz, es fliegt dir zu
Wie der Schmetterling dem Licht,
Mach' mich selig wie ich dich,
Denn ich liebe dich unendlich
Ohne Ende, ohne Ziel.
Dir gehöre ich und will
Gleich zur Stunde mit dir fliehen,
Sei es bis an's End' der Welt.“
„Ja, wir fliehen in die Ferne,
Lieb' und Treu sei uns Geleite.“ —

Leise haucht es durch die Lüfte,
Wie ein Seufzer durch die Nacht,
Wie ein unterdrücktes Schluchzen
Und wie ungeweinte Tränen,
Die die Blumen dieses Gartens
Abschiednehmend zart umkosen
Und für einen Augenblick
Hüllt sogar der bleiche Mond
Hinter Wolken dicht sein Licht;
Nur ein kleiner Hund, er winselt
In dem Hause noch ein Weilchen
Bis auch er in seinen Träumen
Stiller wird — und dann verstummt.

ANICUTZA

Nach des Tages Unrast ist es
 Wieder stiller Abend worden,
 Alles ruht von seiner Arbeit,
 Seiner Mühe friedlich aus;
 Auch in Assads schönem Hause
 Hört man kaum noch einen Laut;
 Das Gesinde denkt an Schlaf,
 Nur der Kienspan an dem Herde
 Flackert noch im fahlen Licht.
 In der Kammer bei der Arbeit
 Sitzt Anita, fleißig stickend
 An dem Gürtel, reich verziert,
 Den für Assad sie bestimmte;
 Viel Gedanken bei der Arbeit
 Gingen still durch ihren Kopf,
 Die bald kamen, bald vergingen;
 Ein Gefühl jedoch, ein großes,
 Nahm Besitz von ihrer Seele
 Und dies eine es beherrschte
 Ihre Sinne und ihr Herz:
 Glück, ja Glück, das namenlose,
 Ohne Ende, ohne Wunsch,
 Assads Liebe, sie berauschend,
 Unersetzlich, wonnetrunken,
 Traum und Inhalt ihres Lebens,
 Alle Tage, alle Nächte,
 Unverändert wie die Sonne,
 Deren Licht uns wohligh wärmt.
 Alles kann man leicht vergessen
 Wenn man solches Glück genießt;
 Alles, Kindheit, Eltern, Heimat,
 Lieder, Laute, süße Töne,

Fast die Sprache seiner Jugend,
Denn nur Assad war ihr Heimat,
Ward ihr alles auf der Welt.
Wer denn konnte ihr ersetzen
Ihren Helden, ihren Abgott?
Gab es dort im Vaterlande
Jemals einen solchen Mann,
Stolz und kühn, so schön und tapfer
Und im Herzen treu und gut?
Auf den Händen trug er sie,
Liebesworte auf den Lippen,
Und das Leben hier im Hause
War ja doch seit vielen Wochen
Immer nur ein Honigmond.
Also denkend nähte sie
An dem bunten Seidengürtel
Und mit jedem Nadelstich
Wob sie ihre Liebe ein.

Plötzlich wollte es ihr scheinen
Als ob draußen vor dem Tore
Hunde jemand überfielen;
Scharfes Bellen, voller Wut
Und dann plötzlich — ganz erstaunlich —
Jammervolles Winseln, Heulen,
Als wenn dieser Unbekannte
Mit der Waffe in der Hand
Ihrer glücklich sich erwehrte.
Noch ein leises Hundekeuchen
Und dann nichts mehr, große Stille.

Da — was war das, wirklich seltsam
Klang ein Laut durch diese Stille,
Nein, ein Lied, ein fremdes war's,
Auf der Flöte wunderschön;
War es doch vielleicht nur Täuschung?

Nein, das Ohr vernahm auf's Neue
Diese innigsüßen Töne,
Dieses Lied der heißen Sehnsucht,
Diese Doina ihrer Heimat,
Das nur Einer weich und lieblich
Auf der Flöte spielen konnte,
Einer nur so schön und wonnig.
Auf sprang sie von ihrem Sitze,
Riß das Fenster auf und sah
Einen Mann im Garten stehen,
Der an einen Baum gelehnt
Nahe an der grauen Mauer
Mit dem Blicke auf das Haus,
Immerfort die Flöte blies,
Und erschüttert hört sie noch
Eine ihrer Lieblingsdoinen,
Die sie schon als Kind gesungen.
Welch ein Ton? Woher der Klang,
Und wer mocht' so spät am Abend
Vor dem fremden Hause spielen?
Und sie spähte scharf hinaus,
Dann ein Schrei des größten Schreckens
Auch vielleicht der größten Freude,
Auf den ersten Blick erkannt' sie
In dem Manne ihren Vater. —
In den Adern stockt ihr Blut,
Fast versagte ihr die Stimme:
„Wie, bist du es, lieber Vater?
Wie um Himmelswillen, sprich,
Kommst du nachts zu diesem Hause?“
„Nur zu dir, mein gutes Kind,
Nur zu dir, zu dir allein!“
Sprach der Mann vor ihrem Fenster,
„Die ich mondenlang schon suche
Mit den Augen, mit den Sinnen,
Mit dem Klange meiner Flöte

Und den Liedern meiner Heimat,
Die du einst so schön gesungen
Und noch nicht vergessen hast.
Ja, ich komme nur zu dir,
Habe endlich dich gefunden
Da ich fast das ganze Land
Immer spielend durchgewandert
Und vergebens dich gesucht.
Gott sei Dank, daß ich dich fand!
Noch im letzten Augenblick,
Da ich vor dem Tore stand
Bin ich der Gefahr entronnen
Hier mein Leben einzubüßen;
Manchmal war ich nahe dran,
In dem fremden Heidenlande,
Doch so nahe nie wie heute:
Drei der Malissorenhunde
Die mich wütend überfielen
Als ich diesem Haus mich nahte
Hab' ich glücklich still gemacht,
Wund're mich, daß ich's vollbracht
Dieser Wilden Herr zu werden,
Wäre mir mein Arm nicht fest,
Und die dolchbewehrte Faust
Um ein Haar nicht ganz verlässlich,
Läg' ich dort am Mauerrand
Sicher schon zu Tod zerfleischt,
Doch ich fürchte nicht Gefahr,
Bin's von Jugend an gewöhnt
Und den Dolch in meiner Hand
Bohrte ich in mancher Schlacht
Oft genug in's Herz der Heiden!
Eile denn, mein liebes Kind,
Öffne deines Fensters Gitter,
Hier ein Strick, den ich dir werfe,
Du gelangst damit ganz leicht

Von dem Raume, der dich birgt,
Sicher auf den festen Boden.
Im Gebüsche harrt mein Pferd,
Das entführt uns raschen Laufes
Durch die Wälder, durch die Täler,
Durch die Auen bis zum Strome,
Dann hinüber sicher schwimmend
— Unser Brauner ist verlässlich —
Und mit Gottes Hilfe sind wir
In acht Tagen heil daheim!
Denk' ich d'ran, wenn ich der Mutter
Glücklich ihre Tochter bringe,
So vergeh'n mir fast die Sinne!
Eile denn und nicht gezögert;
Jeden Augenblick kann Jener
Dem du in Verwirrung folgtest
Als er dich vom Markt entführt —
Der verruchte Hundesohn,
Möge ihn der Himmel strafen —
Von der Jagd nach Hause kommen;
Also fort und allsogleich,
Während uns die Finsternis
Beide vor Verfolgung schützt;
Schüttle Staub von deinen Füßen,
Damit nicht ein Fünkchen bleibe
Von dem Hof des bösen Heiden.“

„Liebster Vater höre mich:
Wie zerreißt mir doch dein Wort
Meine Seele wie mit Messern,
Und wie schmerzt mich deine Rede,
Als wenn rote Kohlengluten
Meine junge Brust versengten!
Wisse denn, ich liebe ihn!
Ja, ich liebe den Entführer,
Mit des Herzens heißen Flammen,

Mit der Seele, mit den Sinnen,
Mit dem letzten der Gedanken.
Ja, ich liebe, weißt du auch
Was es heißt, wenn man so liebt?
Eher soll der Tod mich nehmen
Und mein Leib in jenem Strome
Den du dort gewaltig siehst,
Tief versinken, unauffindbar.
Als daß ich den Mann verlasse
Dem mein Herz und Sinn gehört!
Tag um Tag und Stund' um Stunde
Horche ich auf seine Schritte,
Und auf seine liebe Stimme.
Nachts wenn ich im Traum erwache
Und ich höre seinen Atem,
Zittert mir das Herz voll Wonne
Und ich muß vor Seligkeit
Tränen ungehemmt vergießen!
Nein, mein Vater, wisse es:
Niemals könnte deine Tochter
Diesen Ort des Glücks verlassen,
Niemals dieses Hauses Schwelle,
Die voll Stolz mein Held betritt,
Den ich liebe, der mich liebt!
Höchstens dann — für Ewigkeit,
Wenn ich einstens todeswund
Meines Lebens Weg vollende.“

„Wie, was hör' ich und was sprichst du?
Ist das meine Anicutza?
Daß ich solch ein Wort vernehme
Und dabei nicht ganz erstarre
Wie vom harten Schlag getroffen
Kann ich selber noch nicht fassen.
Wenn du nicht des Vaters denkst,
Der dich mondenlang gesucht

Mit dem Lockruf seiner Flöte,
Mit der Sehnsucht seines Herzens,
Wandernd fort in Sturm und Regen,
Ort zu Ort und Haus zu Haus,
Forschend nach dem lieben Kinde
In dem Land verdammter Heiden
Von Gefahren selbst bedroht —
Dann gedenke doch der Mutter,
Die durch Tränen blind geworden
Und die elend sterben wird
Wenn ich heimwärts wiederkehre
Ohne ihr geliebtes Kind.
Hast du denn schon ganz vergessen
Wer zu Hause auf dich wartet
Bangen Herzens Tag um Tag,
Und in ruhelosen Nächten,
Wenn der ärmsten aller Mütter
Jeder Schlummer ängstlich flieht?
Ist denn deinem Sinn entschwunden
Wer alltäglich nach dir bangt,
Wenn dein Name nur erklingt,
Nach dir zittert, stöhnt und weint?
Denkst du nicht mehr an Mircél,
Den Genossen deiner Kindheit
Und Gespielen früh'rer Jahre,
Der für dich allein nur lebt?“

„Ach ich kann nicht, liebster Vater,
Jedes Wort aus deinem Munde
Dringt mir messerscharf ins Herz;
So begreife doch, ich kann nicht!
Drückt auch schwer und unbeschreiblich
Der Gedanke mir auf's Herz,
Daß ihr beide, meine Eltern,
So das Kind verlieren müßt,
Dennoch fühle ich im Busen:

Schwerer noch ist ihn verlieren,
Dem ich ewig angehöre,
Der mein Glück ist und mein Sehnen,
Den ich nie verlassen kann.
Sag' der Mutter, daß ich weine,
Wenn ich ihrer nur gedenke,
Sage allen in der Heimat
Die sich meiner noch erinnern,
Daß ich allen Gutes wünsche,
Glück jedoch und Seligkeit
Hat mich Gott hier finden lassen,
Beides halt' ich mit den Händen
Wie mit Klammern festgeschmiedet!“

„Also sprichst du meine Tochter,
Und du fühlst nicht, daß dein Wort
Mir die wunde Brust zerreißt?
Hätten doch des Hauses Wächter,
Jene Malissorenhunde,
Mich mit scharfem Zahn zerrissen,
Daß ich nicht in dieser Stunde
Solche Worte hier vernehme.
Augenscheinlich bist du ja
Nur von einem Wahn ergriffen,
Den ein Zauber dir gebracht.
Solche gibt es ja bekanntlich
Viele in der großen Welt,
In den Wäldern, in den Weihern.
In dem Steinbruch und der Wüste
Und sogar in uns'rer Luft.
Weißt du noch — in ferner Heimat
Spricht man oft von solchen Dingen:
Auf der weiten, öden Heide,
Die vor uns'res Stromes Ufer
Viele Meilen lang sich dehnt,
Sieht der Wand'rer in der Steppe

Und zumal an solchen Tagen
Da die Sonne glühend heiß
Baum' und Sträucher braun versengt'
Seltsam schöne Wandelbilder
Weit vor ihm am Horizont:
Häuser, Kirchen, Städte, Wälder,
In den allerreichsten Formen,
So daß Jener ganz verwundert
Vor dem Anblick steht und staunt,
Hat er vordem ja noch niemals
Etwas ähnliches erblickt.
Tief ergriffen starrt er hin,
Weiß auch nicht was es bedeutet.
Dreimal dann verneigt er sich
Vor dem zaubervollen Bild,
Macht das Kreuz — und spuckt dann aus,
Denn nur so vermag der Christ
Solches Gaukelspiel zu bannen.

Doch der Wissende erkennt's,
Daß nur leere Luftgebilde
Von der Sonne lichten Strahlen
Und der Hitze ausgebrütet,
Bunte Bilder leicht erzeugen.
„Fata“ nennt man sie „Morgana“;
Sicher ein verhextes Wesen,
Das die Sinne uns verblendet.
Wir im Volke wissen's besser
Und wir heißen die Erscheinung,
Die sich uns zuweilen bietet
Kurz und bündig: „Minciunosa!“
Denn ob Sonne oder Zauber,
Was sie zeigt ist doch nur Lüge
Und der Menschensinne Täuschung.

• Lügnerin

Also glaub' ich, Anicutza.
Daß auch dich im fremden Land
Irgend ein versteckter Zauber,
Den du nicht beschwören konntest,
Hinterrücks bezwungen hat;
Und das Luftgebild der Liebe,
Deines Glückes, deines Sehnsens,
Das vor deiner Seele dir
Wie das Herrlichste erscheint,
Liebes Kind, ist auch nur Trug.
Minciunosa ist am Werke
Und nichts and'res, glaube mir,
Sie, nur sie hat deine Sinne,
Deine Augen jäh geblendet.
Wie denn anders könnt' es sein,
Daß du eines Fremden wegen
Elternhaus und Hof verlassen,
Deine alte Mutter flichst
Und von deiner alten Heimat
Plötzlich nichts mehr wissen willst?
„Fata“ ist es, die „Morgana“,
Sie, nur sie hat dich betört
Und dir den Verstand verhüllt.
Reiße dich von jener los,
Die nur lügt und dich betrügt.
Minciunosa ist der Zauber
Dem du unterlegen bist,
Du und deine heiße Liebe
Zu dem Räuber meiner Tochter,
Den der Himmel strafen möge.

Und so frag' ich, dich beschwörend,
Kannst du so an denen handeln,
Deren liebstes Kind du warst.
Die den Schmerz dich zu verlieren
Nimmermehr ertragen werden.

Sprich noch einmal, Anicutza,
Meiner Augen letzte Freude,
Deiner alten Mutter Liebling,
Sprich es aus, daß du aus Trotz,
Lieblos deine Eltern mordest.“

„Ach, mein Vater, töte mich,
Um nicht endlos mich zu quälen,
Zieh' dein Messer aus dem Gürtel,
Hier die Brust und stoße zu!
Lieber sterben als so leiden,
Doch im Tode noch verhauchend,
Will ich meinen Assad segnen
Für das namenlose Glück
Das ich hier bei ihm gefunden;
Doch ihn hinterrücks verlassen,
Heimlich ohne Gruß und Wort
Und damit mein Glück zertrümmern,
Das ich mühsam aufgebaut,
Nein — das kann ich nimmermehr,
Lieber tot als ohne ihn!“

„Ist das deine letzte Antwort?
Gut, dann bleibe bei dem Heiden
Der mein Kind gestohlen hat,
Doch bevor ich von dir scheide,
Will ich dir mein letztes Wort
Für dein Leben hinterlassen:
Sei verdammt für alle Zeit,
Du bist nicht mehr meine Tochter
Und verflucht sei jene Stunde
Da dich deine arme Mutter
Schwer im Schmerz geboren hat!
Noch aus meinem dunklen Grabe
Will ich dir im Geiste fluchen,
Nirgends sollst du Ruhe finden —

Höchstens in des Stromes Tiefe
Der von deiner alten Heimat
Meerwärts hier vorüberflutet!
Was du Glück nennst, soll verdorren,
Wie das Blatt im Wüstensturm,
Und dein Herz, das nichts mehr fühlt
Für der Heimat grüne Fluren
Für die Lieder uns'rer Wälder,
Für die Eltern und die Freunde
Für die Sprache, die du einst
An der Mutter Brust gelallt
Soll zu hartem Eis erstarren,
Das kein Strahl der Gottessonne
Jemals mehr erweichen kann!
Sei verflucht in Tod und Leben!
Gott im Himmel wird es hören! —“

„Und der Himmel wird es hören“
Klang es dumpf und leis verhauchend
Aus dem Dunkel wie ein Echo
Einer schmerzbewegten Seele —
Leblos fast fiel Anicutza
Auf den harten Boden nieder,
Tränen stürzten aus den Augen,
Fast vergingen ihr die Sinne
Von dem namenlosen Leid.

* * *

Und in diesem Augenblicke
Trat in's Zimmer Ali Assad.
Niemals schien so wild und stürmisch
Ihr Geliebter als wie heute.
Flammend rot war sein Gesicht,
Und er stürzte wutentbrannt,
Zornig auf das junge Weib,
Faßt den Arm ihr voller Grimm,

Und mit heis'rer Stimme schreit er:
„Wer war hier in diesem Raume,
Sprich sofort — doch nur die Wahrheit,
Wehe wenn du Antwort weigerst
Oder mich belügen willst!
Sicher war hier nur ein Mann
Der dich, während auf der Jagd
Ich von meinem Hause fehlte,
Listig dich betören wollte.
Sieh den Strick am Fensterkreuz
Den er dir um einzusteigen
Mit geübten Händen zuwarf.
Er wohl war es, der vorher
Meine schönen Wächterhunde,
Die den Eintritt ihm verwehrten
Elend, ruchlos niederstach.
So denn handelst du mein Liebchen
In des Moslims reinem Hause?!
So wie alle Christenweiber
Stets nur heucheln und betrügen
Glaubtest du im fremden Lande
Die Gewohnheit fortzusetzen!
Weißt du auch was dich erwartet
Für die Schande und die Schmach
Die du mir hast zugefügt?
Wisse denn daß nur der Tod
Solchen Frevel tilgen kann,
Und mit dieser meiner Hand
Müßte ich dich hier erdrosseln
Wenn mich nicht Verachtung noch
Und der Ekel hielt zurück
Dir mit eig'ner reiner Hand
Deinen Henker abzugeben.
Sage doch wer war der Mann?!
Wenn du schweigst, so töt' ich dich!“

„Sprichst du so, o Ali Assad,
Mit den harten bösen Worten
Hier zu mir, die dich so liebt?
Wenn du mich für falsch erklärst
Und der schlechten Tat bezichtigst,
Daß ich jemals dich verrate,
Dann ist's besser gleich zur Stelle
Mir den Dolch in's Herz zu bohren.
Lieber ist mir schon der Tod
Als ein Wort aus deinem Munde
Das mich in den Wahnsinn treibt!
Wohl, ein Mann ist hier gewesen
Vor dem Fenster meiner Kammer,
Doch war dieser Mann mein Vater;
Das ist volle Wahrheit Assad,
Das ist meine ganze Schuld.“

„Wie? Dein Vater? ha! vortrefflich,
Wem erzählst du diese Mär,
Die du dir zurecht gelegt?
Und was wollte denn dein Vater
Von der allerliebsten Tochter?
Sag' zuerst, wie fand er dich,
Wer verriet ihm dieses Haus,
Gabst du selbst ein Zeichen ihm
Wo er dich zu suchen hätte
Wo und wann dich aufzufinden?
Nun erdichte rasch die Antwort!“

„Zu erdichten hab' ich nichts,
Sondern nur die Wahrheit künden,
Die sich zugetragen hat.“

„So erzähle mir dein Märchen,
Aber denke nicht daran
Daß ich deinen Worten glaube.“

„Ich berichte nur die Wahrheit,
Du magst dann dein Urteil fällen
Und mich strafen wie du willst,
Wenn du schuldig mich befunden.“

„Weiter, weiter, gib mir Antwort
Wie, auf welche Weise fand
Denn dein Vater dieses Haus,
Wer verriet ihm wo du bist?“

„Lange Monde zog mein Vater
Von dem Tage meiner Flucht
Durch das weite Hügelland,
Berg und Täler, fort und fort
Emsig fragend nach dem Kinde,
Das ihm plötzlich, unversehens
Über Nacht verschwunden war,
Und wenn er ein Haus entdeckte
Das ihm reich und stattlich schien
Nahm er seine Hirtenflöte
Aus dem Sack heraus und blies
Sehnsuchtsvoll die Doinen wieder
Die sein Kind, so hoffte er,
Aus dem Heimatland noch kannte.
Wenn die wohlbekannt Klänge
Sie, so dacht er, wiederhört
Dann wird sie zum Fenster eilen
Um den Spielmann zu entdecken,
Der mit seinem Lied und Klange
Ihr von ferner Heimatscholle
Stille Grüße überbrachte.“

„Weiter, weiter! Du erzählst ja
Wie die Weiber auf den Märkten
Märchen zu erzählen pflegen;
Unfaßbares wissen sie

Leicht aus ihrem Arm zu schütteln.
Trügen ist ja Weiberkunst!“

„Ich erzähle dir nur das
Was sich zugetragen hat;
Lug und Falschheit sind mir fremd!“

„Also weiter!“

„Und mein Vater,
Dem man schon daheim verriet,
Daß ich floh in dieses Land,
Zog mit seiner Hirtenflöte
Immerfort von Haus zu Haus,
Blies die allerschönsten Doinen
Seines fernen Buchenlandes,
Wandernd viele lange Wochen
Immer suchend nach der Tochter
Mit dem Klange seiner Lieder.
Und so wandert' er vergebens
Unbeachtet Sturm und Wetter
Bis am Ende schon verzweifelnd
Er durch Zufall, wie er sagte,
Dein Castell am Weg bemerkte.
Hier nun wollt' er noch versuchen
Fast zum letztenmal, so sagt er,
Mit dem Klange seiner Flöte,
Seinen Traum erfüllt zu sehen.
Sitzend da in Fensternähe,
Stickt' und näht' ich deinen Gürtel
Und nur die Gedanken flogen
Auf dem Wege dir entgegen.
Da, mit einem Male — seltsam —
Höre ich die Flöte blasen
Und erschüttert noch dazu
Eine meiner Lieblingsdoinen,

Die ich schon als Kind gesungen;
(Wie, was war das — und der Klang)
Und wer mocht' so spät am Abend
Vor dem Hause Doinen blasen?
Eilend lief ich zu dem Fenster,
Riß das holzverzierte Gitter
Halb zur Seite und erblickte
Einen Mann vorm Fenster stehen
In dem Gärtlein vor der Mauer.
Auf den ersten Blick erkannt' ich
Zum Entsetzen meinen Vater.
In den Adern stockt' mein Blut
Und die Stimme sie versagte —
Endlich faßt' ich mich und rief:
Bist es du, mein lieber Vater?
Was um Gotteswillen führt dich
Nachts zu diesem Hause, sprich!“

„Was mich herführt, das bist du,
Meine Tochter Anicutza,
Mondelang schon such' ich dich,
Und ich preise meinen Gott,
Daß ich endlich dich gefunden.“

„Weshalb aber suchst du mich
Hier wo ich mein Los geschmiedet
Hier mein Leben und mein Glück?“

Doch der Vater er erwidert:
„Nein mein Kind, das ist ein Irrtum.
In der Heimat ist dein Glück
Das dich dort, nur dort erwartet
Nicht im fremden Heidenland,
Und um dich mit mir zu nehmen,
Deiner Mutter dich zu bringen,
Dich — die letzte Lebensfreude

Einer alten kranken Frau,
Die sich bald zu Tode grämt
Und in ihrem Leid verzehrt,
Deshalb eben bin ich elend,
Mühsam durch das Land gewandert
Bis mich heute dieser Zufall
Hier dich endlich finden läßt.“

Also sprach zu mir der Vater,
Warf das Seil durch dieses Fenster
Daß ich gleich mit seiner Hilfe
Ungeseh'n die Flucht ergreife.
Aber ich — ich widerstrebte,
Bat den Vater heimzukehren
Und mein Glück mir ungefährdet
Hier im fremden Land zu lassen.
Bat ihn dringend, inniglich
Keinen Augenblick zu zögern
Und den Garten dieses Hauses
Gleich für immer zu verlassen
Damit nicht bei deiner Rückkehr
Selbst der kleinste blasse Schatten
Des Verdachtes auf mich falle.“

Schweren Herzens, bitterschwer,
Sprach ich so zu meinem Vater,
Ihm dem lieben, guten, treuen,
Der so viel für mich getan
In den Tagen meiner Kindheit
Voller Sonnenschein und Glück,
Der es wahrlich nicht verdiente
Aus dem Munde seines Kindes
Solche Worte zu vernehmen,
Die dem Armen in die Brust
Gleich wie Messerstiche drangen;
Heiße Tränen stürzten brennend

Mir beim Anblick aus den Augen,
Meine jungen Glieder bebten
Wie das Espenlaub im Herbste
Wenn das erste Stürmen braust.
Meine Sinne schwanden mir,
Und ich glaubte umzusinken
Leblos auf dem kalten Boden.
Doch im schweren Seelenkampfe
Zwischen Kindespflicht und Liebe
Die ich dir, nur dir bewahre,
Mußte sie, die Liebe siegen
Und für sie ich alles opfern;
Alles: Heimat, Jugend, Sehnen,
Gott verzeih mir's, was ich tat,
Aber ich — ich konnt nicht anders.
Also ging er schweren Herzens,
Er, der liebe, arme Vater
Ging mit brennend wunder Seele —
Und ein böser Fluch war alles
Was er mir noch hinterließ.“

„Ei, wie hast du, arge Schlange,
Mir ein Märchen schön erzählt!
Euer Volk ist ja bekannt
Fabeln, Märchen zu erfinden,
Doch ich glaube dir kein Wort.
Lüge klingt aus deinen Worten,
Falschheit sieht aus deinen Augen,
Und vergeblich suchst du jetzt
Dein Verbrechen zu verdecken.
Hé Kemál und Mohamed,
Kommt herein ihr braven Knechte,
Seht das Weib hier auf dem Boden;
Einen fremden Mann verlockt sie
Bis zu dieses Hauses Schwelle,
Um von tiefer Nacht gedeckt

Schande mir und Schmach zu bringen!
Doch zum Glücke und zum Preis
Uns'res Allerbarmers Allah
Kam ich g'rad zur rechten Zeit
Von der Falkenjagd zurück
Um das Unglück zu verhüten
Das hier meiner Ehre drohte.
Packt und fesselt sie, die Dirne,
Und sodann auf flinkem Kahne
Rudert bis zu Stromesmitte,
Dort versenkt die Sünderin
In des Flusses tiefstem Grund
Damit sie den Frevel büße
Den sie mir schon angetan.“

Stürzt das arme Weib verzweifelt
Hin zur Erde vor dem Herrn,
Klammert sich an seine Knie,
Und mit grellen schrillen Tönen
Ruft sie herzerreißend aus:
„Ali Assad, lass' mich hier!
Kniend auf dem nackten Boden;
Bei dem Gotte den du ehrst
Und bei meinem Herrn im Himmel,
Bei dem Glück das ich bei dir,
Mondelang so heiß genossen,
Bei dem Leben meiner Eltern
Und bei allem was mir heilig
Schwör' ich aus bedrückter Seele
Daß ich Wahrheit nur gesprochen,
Daß ich niemals dich belogen
Und daß Falschheit fremd mir ist;
Lass' mich hier in deinem Hause
Dir als letzte Dienerin
Alles was du willst, erfüllen;
Nur die Luft, die lass' mich atmen,

Die dich hier im Haus umgibt,
Deine Nähe, deinen Anblick,
Damit wär' ich überglücklich,
Und so ohne Schuld und Sünde
Möcht' ich alle meine Tage
Nur in deinem Schatten leben!“

„Fort mit euch und dieser Närrin“
Schreit zu seinem Knechte Assad,
„Pakt sie fest wie ich befohlen,
Damit nimmer ich erblicke
Falschheit hier in meinem Hause —
Und das ist mein letztes Wort!“

Assad stürzte aus dem Zimmer,
Wut im Herzen, Zorn und Rache,
Während Anicutza eilig
Ward gefesselt von den Knechten,
Mit dem Knebel in dem Mund
In die dunkle Nacht gestoßen
Durch den Garten zu dem Flusse,
Wo ein Kahn am Ufer stand;
Rasch hinein und fort gerudert
In die Finsternis hinaus.
Aber in des Stromes Mitte
Nahmen sie dem armen Weibe
Aus dem Munde fort den Knebel
Und Kemál sprach so zum Kinde:
„Höre mich was ich dir sage:
In dem nächsten Augenblicke
Sollst du in der Flut versinken,
Also lautet das Gebot;
Aber wenn du irgend etwas
Uns vielleicht noch sagen wolltest
Noch bevor dein Mund verstummt,
Eine Botschaft, einen Wunsch,

Ein Gebet vielleicht zum Höchsten
Sage es, wir wollen warten.“

Doch das Mädchen schrie verzweifelt:
„Seid versichert gute Leute,
Niemals hab' ich falsch gesprochen,
Niemals einen Eid gebrochen,
Und nur reine Wahrheit, Wahrheit,
Kam zu euch aus meinem Munde.
Von der Liebe fast geblendet
Die für Assad ich im Herzen
Tag und Nacht in Ehren trug
Hab' ich alles ihm eröffnet
Was mein Vater mir gesagt.
Wenn ich jetzt im Strom ertrinke
Und vor meinem Gott im Himmel
Der in Menschenherzen sieht,
Vor dem Throne stehen werde,
Dann will dort ich Klage führen
Gegen Assad, eu'ren Herrn;
Vor den Richterstuhl des Höchsten
Will ich ihn, den Mörder, zerren;
Gott allein, er kennt die Wahrheit,
Sagt ihm das, als letztes Wort,
Was ich noch vor meinem Tode
Hier für ihn allein gesprochen;
Nun noch ein Gebet zum Schlusse:
„Vater unser, der Du bist
In dem Himmel, sei gepriesen,
Dir allein ist nichts verborgen,
Und Du weißt es, daß ich schuldlos
Diesen grausen Tod erleide,
Meine Seele, streb' empor
In des ew'gen Vaters Gnade;
Für die Sünde meiner Jugend
Für die Torheit meiner Flucht,

Daß ich's Elternhaus verlassen,
Für die Tränen meiner Mutter
Die um mich sie heiß vergossen,
Und für allen Unverstand
Den mein dummes, junges Herz
Nur aus Liebe schwer beging;
Wenn ich nun zu Dir gelange
Sei barmherzig mit der Törin,
Hab' mehr Mitleid als die Menschen!
Vater, Sohn und heil'ger Geist
Nehmt zu Euch die Ärmste! — Amen. —“

Standen tiefbewegt die Knechte,
Hörten das Gebet der Kindes
Zitternd stammeln von den Lippen,
Und das Mitleid drang den beiden
Unversehens in die Herzen;
So ein junges Menschenkind,
Kaum zur Knospe erst gereift,
Von der Leidenschaft geblendet,
Ohne Trug und ohne Falschheit,
Und das sollte hier verenden
Wie ein Tier, das man ersäuft?
Einer blickte auf den andern,
Sagten sich kein Wort darüber,
Was ein jeder still sich dachte,
Und dann sprach nach kurzem Zögern
Zu dem Mädchen der Kemál:
„Höre Kind, wir sind nur Knechte,
Haben nichts als Pflichterfüllung
Wie uns unser Herr gebot.
Doch wir beide sind auch Väter,
Und auch uns lebt in dem Hause
Solch ein zartes dummes Kind,
Das Alláh behüten möge!
Für die Torheit deiner Jugend

Hast du wohl genug gebüßt
Und wir wollen — Gott verzeih es —
Diesmal ausnahmsweise nur
Das Gebot des Herrn nicht achten;
Zwar ist Sünde und Verbrechen
Was wir jetzt begehen wollen,
Aber Mitleid drückt das Herz,
Leitet uns zum Ungehorsam,
Und so hoff' ich, wird Alláh
Uns verzeih'n in seiner Güte.
Statt dich in die Flut zu werfen
Wie uns streng befohlen ward,
Wollen wir dein Leben schonen,
Um der süßen Kinder willen,
Die daheim wir selbst besitzen.
Dort am Ufer angelangt
Werden wir die Fesseln lösen
Und die Freiheit dir gewähren.
Gehe dann die Strömung aufwärts
Immerfort so Tag um Tag,
Bis du einst zu eurer Stadt
Nach Suceava wirst gelangen.
Strömt ja doch dasselbe Wasser,
Dort an eu'rer Festungsmauer,
Und der Weg, er führt dich sicher
Bis an's ferne Ziel und Ende.
So — da sind wir — Gott befohlen!
Aber eines noch zur Warnung
Da der Weg uns ewig scheidet:
Wage niemals, hörst du, niemals
In ein Türkenhaus zu kommen,
Der Moslime und der Christ,
Der an Mohamed nicht glaubt,
Niemals passen sie zusammen,
Denn ein Abgrund unermesslich
Trennt die Herzen dieser beiden.

So, nun weißt du's, merk' es dir,
Und jetzt fliehe was die Beine
Deiner Jugend leisten können.
Wenn die dunkle Nacht entschwunden
Und die neue Sonne wieder
Strom und Fluten hell beleuchtet
Mußt du meilenweit schon fern sein
In dem Lande deiner Väter,
Das wir g'rade jetzt betreten.
Leb' denn wohl — und fort — nur fort!“

* * *

Noch ein Seufzer durch die Nacht
Als wenn todeswund ein Tier
Auf den grünen Rasen fiel;
Als wenn große Abschiedstränen
Schwer und heiß zu Boden sinken —
Und die dunkle Finsternis
Deckt mit ihrem schwarzen Schleier
Land und Menschen, Schmerz und Leid. —

ASSAD

Ach — das war ein schweres Wandern
 An dem dürren Stromgestade!
 Felsenzacken, krumme Weiden,
 Risse, Gruben, Steingerölle;
 Öde, trostlos dieses Wandern!
 Schmerz im Herzen, wund die Brust,
 Und so lang, so lang der Weg!
 Wo das Ziel und wo das Ende?
 Viele Wochen, Schritt für Schritt
 Bis die Füße fast versagten;
 Arme Fischer gaben Brot,
 Gaben Obdach für die Nacht
 Wohl aus Mitleid für das Kind,
 Das ihr tiefes Herzeleid
 Hin an dieses Ufer trug.
 Wem entfloh es? Seiner Liebe?
 Kann der Liebe man entfliehen
 Die so tief im Busen lebt?
 Arme, müde Anicutza,
 Viel der Leiden mußt du tragen
 Weil du einmal glücklich warst!

Langsam schlich der Weg dahin,
 Viele Tage, viele Wochen,
 Stets am Uferrand des Stromes,
 Endlos weit und ach so traurig.
 „Dort so fern und kaum geahnt
 Lag die Heimat, lag das Haus,
 Waren Eltern noch daheim,
 Denen heimlich du entflohen,
 Waren Freundinnen und „er“,
 Der Mircél, der arme Junge,

Der vergebens sich bemühte
Und um deine Liebe warb.
Doch ein and'rer, fremd und Heide,
Hat dir deinen Kopf verwirrt,
Kaum erblickt, schon warst du sein,
Wie das junge Reh im Walde
Unverhofft und ahnungslos
Eines Jägers Beute wird.
Er war es, der dir dein Herz
Über Nacht gestohlen hat
Und mit ihm auch den Verstand.
Fortgeschlichen hast du dich
Aus dem Licht der süßen Heimat,
Alles hast du dort verlassen
Was bisher dir wertvoll war,
Und nach allem was geschah,
Was ist nun das Ende, sprich!
Geht dir nicht durch deinen Sinn
Was für Leid dir widerfuhr
In dem Hause des Geliebten,
Wo du Seligkeit gesucht
Und nun Schmach geerntet hast?
Doch! Man merkt es wie du zitterst,
Wie die heißen Tränen netzen
Dir dein Antlitz, bleich und fahl,
Wenn du jener Stunde denkst,
Da dich grausam dein Geliebter
In die dunkle Nacht verstieß
Und den Dienern Weisung gab
Dir dein frisches junges Leben
In dem Strome zu vernichten,
Der am Haus vorüberfloß.
Schrecklich war es und entsetzlich,
Schuldlos so und ahnungslos
Fast in einem Augenblicke
Glück und deine Seligkeit

Unerwartet zu verlieren,
Wie ein Blitz aus heit'rem Himmel
Wenn die Sonne, glühend leuchtend,
Auf die Erde niederführe,
Um das Schönste, was der Mensch
Wie mit einem Schlag zu töten!
Sich im Leben hat erworben,

Und was willst du nun beginnen,
Führt dein Weg dich wieder heimwärts?
Endlos lang, so trüb und traurig
Bis die Füße wund dir werden
Von den harten Kieselsteinen
Auf des Ufers dürrer Stegen.
Was erwartet dich daheim,
Welche Hoffnung bleibt dir übrig
Nach dem Fall, den du erlitten?
Alles was dich dort erfreute
Wirst du nicht mehr wiederfinden.
Nur die Eltern — wenn sie leben —
Sie allein, sonst niemand mehr,
Werden dich, die Totgeglaubte,
Innig in die Arme schließen.
Und die Tränen, die du weinst,
Mit den ihren eng vermischen;
Gar die arme alte Mutter
Wird bei deinem Anblick sicher
Glücklich jauchzend dich umfassen
Und der gramgebeugte Vater
Wird sein armes Kind nur segnen,
Denn der Eltern Liebe ist
Zäher noch als Stein und Eisen,
Fester als Granit und Stahl,
Alles kann sie stumm vergessen,
Alles tragen und verzeih'n.

Diese Wahrheit sei dein Trost
Und im Leid dein Weggenoss.“

Tage gingen, lange Wochen;
Träge zogen bange Stunden
Wie die Wellen in dem Strome
Unbemerkt dem Ziel entgegen.
Ach, das waren trübe Zeiten,
Ohne Hoffen, ohne Freude
Und im Herzen tiefer Schmerz
Wie ein Stachel in der Wunde
Immer bohrend, Tag und Nacht.

Endlich, endlich, dort die Stadt
Grau umhüllt von zarten Nebeln
Und aus diesen Schleiern ragt
Dom und Turm des Fürstenschlosses
Wie ein erster Gruß dem Fremden
Von der Ferne dir entgegen.

Heimat, süße, liebe Heimat
Und der Laut der Muttersprache!
Heimatluft und Heimatzauber,
Licht und Klang in Wort und Lied,
Wie berückst du Herz und Sinne!
Niemand kann sich deinem Eindruck,
Niemand deiner Macht entzieh'n!
Wie die Mutter an die Brust
Ihr geliebtes Kindlein drückt
Um ihm Nahrung zuzuführen
Und ihm neue Kraft zu spenden,
Also ist für dich die Heimat
Die auch dich, die lang Entbehrte
Liebreich an den Busen zieht,
Und dir alles gern verzeiht.
Denn im Herzen einer Mutter

Lebt nicht Groll und lebt nicht Rache,
Nein, nur Liebe und nur Güte
Und sie streichelt mild und weich
Dir den Gram von deinen Wangen.

Vor dem Tore von Suceava
Steht ein blasser, blonder Jüngling
Mit den Blicken hin zum Strome
Stets nach Osten fest gerichtet.
Der Mircél ist's und er wartet
Schon seit Monden auf dem Platze,
Ob sie doch nicht kommen wird
Anicutza, die geliebte,
Die er tief in's Herz geschlossen,
Die er heiß noch immer liebt
Wie dereinst und immer treu
Auch seitdem sie fortgezogen
Von der Heimatscholle weit,
Um im fremden Heidenlande
Ein erträumtes Glück zu finden;
Ach, wie hat er schwer gelitten,
Seit der Stunde, da sie floh,
Wer vermag den Schmerz ermessen
Den ein Herz erleiden kann?
Und er wartet Tag um Tag,
Schaut dem Strom entlang, beharrlich,
Immerfort und immer wieder
Voll Geduld und voll Vertrauen,
Daß sie eines Tags erscheine
Von der Sehnsucht heimgetrieben,
Von der Liebe angelockt
Zu dem Lande ihrer Kindheit,
Wo ihr einst die Wiege stand.
Wenn sie auch, wohin sie floh,
Irrem Wahn sich preisgegeben,
Könnt' sie denn, Mircél, den Jungen,

Ihren alten Spielgenossen
Mittlerweile ganz vergessen?
Ist denn die Erinnerung
An die lichten Kindertage
Ganz aus ihrem Sinn entschwunden?
Kann der Mensch sich so verändern,
Daß, wo's licht war finster wird,
Alles was uns lieb und teuer
In Vergessenheit versinkt?
Und so sitzt er an dem Strome
Blickt und hofft und sinnt und wartet.

Sieh da, eines Tags im Herbst
Kommt da jemand angeschlichen,
Nur ein Punkt ganz in der Ferne,
Aber immer näher, näher,
Bald war's leicht zu unterscheiden,
Daß ein Weib am Strande ging.
Wie, ein Weib auf solchem Wege?
War's am Ende Anicutza?
Seine Brust wird ihm so eng,
Vor den Augen scheint's zu flimmern.
Immer näher, immer näher,
Langsam, langsam und so zögernd
Kommt das Weib mit müdem Schritt
Schon erkannt' er die Gestalt,
Kann die Züge unterscheiden,
Und er kann nicht länger zweifeln,
Daß es Anicutza ist,
Das geliebte, süße Mädchen,
Das ihm einst so viel gewesen —
Dem er treu geblieben ist
Von dem ersten Tage an
Ohne Unterlaß bis heute.

Jauchzend stürzt der Junge hin
Zu dem Mädchen an dem Ufer,

Streckt die Hände ihm entgegen,
Möcht am liebsten es umarmen,
Tränen vor Entzücken weinen,
Überselig, übergücklich.
„Anicutza, teureres Kind,
Endlich ist mein Traum erfüllt,
Meine Sehnsucht und das Glück!
Mondelang erwart' ich dich
Hier an diesem öden Platze
Und mein Auge sah nur dich,
Sah nur dich im Schläfe wandern,
Wie du längs des Stromgestades
Deinen Weg zur Heimat nahmst.
Ach, nun bist du endlich da
Und mein Sehnen hat ein Ende.
Nichts wird uns in Zukunft trennen,
Weder Leid noch je ein Groll;
Deine Heimat, sie umfängt dich
Weich und innig mit den Armen,
Wie ihr zartes Kind die Mutter.
Gott, wenn das die Eltern wüßten,
Hätten sie es doch erlebt!“

„Wie, was sprichst du da Mircél?
Sind die Eltern denn gestorben?
Sag', erbarme dich und rede,
In der Brust stockt mir das Herz!“
„Ach, du liebe Anicutza,
Vieles hab' ich zu berichten
Was mit Trauer dich erfüllt.“
„Meine Eltern doch, so sag' es,
Was hast du vorhin gesprochen?“
„Deine Eltern sind nicht mehr,
Gott hat sie zu sich genommen.
Kaum war Vater heimgekehrt
Von der langen, schweren Reise,

Als die Mutter, schmerzgebeugt
Ihre müden Augen schloß
Und man sprach im Ort davon,
Daß ein tiefer Schmerz sie fällte.
Vierzehn Tage später war es,
Daß dein Vater niedersank,
Wohl von langer Fahrt gebrochen,
Doch am Tage vor dem Tode
Ließ er mich zu sich noch kommen.
Und mit leiser Stimme sprach er,
Kaum vermochte er zu flüstern:
„Hör' Mircél“, so klang sein Wort,
„Wenn nur jemals Anicutza
Deinem Herzen wert gewesen,
So verspreche mir noch eins,
Ehe ich die Augen schließe:
Kehrt mein armes Kind zurück,
Kommt zur Heimat sie noch wieder,
Dann empfangen sie in Güte,
Sage ihr kein böses Wort,
Denn ich ahne es und fühle,
Daß ein Unglück sie erwartet,
Großer Kummer, schweres Leid!
Meinen harten Fluch von damals,
Wild im Jähzorn ausgesprochen,
Nehme ich noch heut zurück.
Gott verzeihe mir die Sünde
Die mein Kummer und mein Gram
Voller Bitterkeit gebar.
Sei ihr Bruder und ihr Freund,
Wenn sie deiner je bedarf,
Nicht wahr, das versprichst du mir
Und der Herrgott wird dich segnen.“
„Tags darauf war er verschieden.
Komm wir gehen jetzt dahin,
Wo sie ihre Ruh gefunden,

Dort am Grabe deiner Eltern
Wollen wir gemeinsam beten“.

Stand das Mädchen stumm vor ihm
Wie zu hartem Eis erstarrt,
Blaß die Wangen so wie Firn,
Nur die Lippen bebten leise
Und die Augen groß und starr
Blickten auf den Spielgenossen.
Dann zur Seite des Mircél
Schlich sie stumm den Weg entlang
Durch das Tor der Fürstenstadt
Längs der langen, breiten Straße,
Hin zum stillen Ort der Ruhe.
An der Mauer stand ein Hügel,
Frisch das Erdreich noch darüber;
„Das ist deiner Eltern Grab,
Siehst du, Anicutza, da,“
Knieten beide auf dem Boden,
Er zu Füßen dieses Hügels,
Sie zu Häupten bei dem Kreuze,
Das sie schluchzend jetzt ergriff,
Heiße Tränen rannen ihr
Von den Wangen auf die Erde,
Drangen tief und immer tiefer
Bis dahin wo ihre Eltern
In den Särgen stille ruhten.
Waren Tränen es der Liebe,
Waren Tränen es der Reue,
Flehten stumm sie um Vergebung?
Wer kann in den Herzen lesen?

Beide knieten still und traurig
Lange bei dem frischen Grabe,
Keiner sprach auch nur ein Wort.

Es gibt Schmerzen, Leid und Trauer,
Wo das Schweigen alles sagt!
Dann erhob sich Anicutza,
Blickt' noch einmal stumm dahin
Wo die Eltern friedlich schliefen
Und dann schritten sie zusammen
Durch die lange, stille Straße
Weit hinaus durch's Festungstor
Bis zur Stelle an dem Strome
Wo sie eben sich gefunden.

Nahm das Mädchen tief bewegt
Ihres Freundes Hand und sprach:
„Höre mich Mircél, mein guter,
Was ich dir zu sagen habe:
Großes Leid im fremden Land
Hab' ich schuldlos dort erfahren;
Lass' mich schweigen was es war,
Denn wenn ich daran nur denke,
Stockt das Herz in meiner Brust.
Und die Füße brechen ein.
Mit dem Leid in meiner Brust
Bin den weiten Weg gegangen
Um zu Füßen meiner Eltern
Heiße Tränen zu vergießen
Und Vergebung zu erflehen.
Mit demselben großen Schmerze
Kehre ich dahin zurück
Wo ich einstens glücklich war,
Um so elend dann zu werden;
Hör' Mircél, mein lieber Knabe,
Meiner Jugend Spielgenosse:
Bin von Herzen dankbar dir,
Werde dir's auch nie vergessen,
Wie du gut zu mir gewesen.
Doch dich lieben kann ich nicht!

Einmal nur in seinem Leben,
Einmal nur vermag zu lieben
Wer ein treues Herz besitzt,
Sei's zum Glücke oder Leid.
Und die Liebe die mir Gott
Tief in meine Brust versenkte
Hab' ich einem nur gegeben,
Einem nur im fremden Lande,
Unvergeßlich, unersetzbar.
Diese Liebe hat mich einst
Bis zum Himmel hoch erhoben,
Um mich dann so ahnungslos,
Wie mit riesengroßem Hammer
Rotes Eisen in den Flammen
Auf dem Amboß, platt gedrückt,
Unbarmherzig zu zerschmettern.
Lass' mich jetzt darüber schweigen!
Aus dem tiefen Abgrund aber
Wo man mich hinabgestoßen,
Kann mich niemand mehr erretten.
Niemand mehr, auch du Mircél
Und auch deine Liebe nicht.
Habe nochmals warmen Dank,
Schliesse in's Gebet mich ein
Wenn du in der Kirche bist.
Willst du mir zum Schlusse noch
Meinen letzten Wunsch erfüllen,
So erwid're mir kein Wort,
Weine still sowie ich weine,
Reich' noch einmal mir die Hand
Und dann lass' mich ungehemmt
Meine Wege weiterzieh'n.
Frage nicht wohin, warum,
Denn ich weiß dir nichts zu sagen,
Als das eine vor dem Abschied:
Daß ein unbestimmter Drang

Den ich nicht zu deuten weiß,
Mich zurück zur Fremde zieht,
Weit von hier und unbekannt,
Wo ich Frieden finden werde
Und die Ruhe meines Herzens.
Lebe wohl, Mircél mein Guter,
Ich will dir die Stirne küssen
Vor dem Abschied hier am Strome
Und im nächsten Nachtgebete
Deiner denkend dir noch danken.
Das ist alles — lebe wohl!“

Sprach's und eilig ging sie fort
An des Flusses Ufer weiter
Und den gleichen Weg wie vormals,
Immer längs des Stromgestades
Unbekanntem Ziel entgegen.

Sprachlos stand der Knabe da,
Tränen netzten seine Wangen,
Wollte rufen, wollte schreien,
Bitten, sprechen, warnen, flehen,
Doch kein Wort und auch kein Laut
Konnten sich der Brust entwinden,
Als wenn schwere Krämpfe ihm
Atem und die Kehle preßten
Und er konnte nichts mehr sehen
Als ganz ferne die Gestalt
Seines Mädchens Anicutza,
Wie sie immer mehr verblich
In dem Nebel, den der Herbst
Über's graue Land gebreitet,
Dann entschwand sie seinen Blicken
Wie ein Traum der Morgenröte.
Schluchzend warf er sich zu Boden
Und ein tiefes, dumpfes Weh

Drückte ihm die Brust zusammen.
„Anicutza, Anicutza!“
Doch die Klage, sie verhallte
In den Lüften ungehört,
Nur des Stromes Wellen trugen
Diesen grellen Ruf der Sehnsucht
Leis verhauchend ihre Bahn. —

* * *

Ach wie traurig dieses Wandern
An dem dürren Stromgestade
Tag um Tag mit müden Füßen,
Schmerz im Herzen, wund die Brust.
Wo das Ziel und wo das Ende?
Wem entfloh sie, ach die Arme?
Ihrem schweren Herzeleid?
Kann man schon der Liebe nicht,
Wie denn erst dem Leid entfliehen,
Das mit festen Klammern sich
Schonungslos am Menschen heftet?
Jetzt war alles schon verloren:
Vater, Mutter waren tot,
Wohl aus Gram und tiefem Kummer,
Das ihr Kind heraufbeschworen.
Was tat jener, der noch lebte,
Dem sie einst sich hingeben,
Mit Gedanken, mit den Sinnen,
Mit dem Reichtum ihrer Seele
Und mit allem was sie hatte?
Was mag jener heute denken?
„Assad, Assad, Vielgeliebter,
Der du mir das Glück gebracht
Um es grausam mir zu rauben,
Hast du mich schon ganz vergessen?
Nagt kein Vorwurf dir im Busen,
Fühlst du nicht zuweilen Reue

Über deines Mädchens Los?
Wo doch jeder Augenblick
Mir das Glück, das ich genossen,
Vor die Seele wiederzaubert
Wie ein Traum der Sommernacht?
Was denn war's, das mich dereinst,
Als du an der Gartenmauer
Heiße Liebe mir geschworen,
Urgewaltig zu dir zog?
Mich, das dumme, junge Ding,
Das mit dir zur Nacht entfloh,
Alles was mir lieb gewesen,
Blind und treulos, still verlassend
Um nun jetzt nach solchem Schmerz
Tiefstes Herzleid zu erfahren?
Was denn ist es, das mich wieder
Hin zu dir, mein Assad zieht,
Wie mit festen, spitzen Angeln,
Die an meinem Herzen hängen?
Meine Seele fühlt nichts mehr
Als nur Sehnsucht und den Drang,
Dich nur einmal noch zu seh'n,
Sei es auch von ferne nur,
Mit dem letzten meiner Blicke;
Hält mich nicht das Schamgefühl
Über das, was ich erlebt
Dort im Hause meines Liebsten,
Hält mich nicht der Mädchenstolz
Ab vor solchem feigen Schritte?
Mahnt mich mein Gedächtnis nicht:
Wie ich dort entwürdigt ward,
Als man mich wie einen Hund,
Den man nicht mehr schonen will,
Nächtlich aus dem Hause stieß
Und den Knechten übergab
Um mein Leben zu vernichten?

Nein, mich hält jetzt nichts zurück,
Alles hab' ich schon verloren,
Nur allein den Glauben nicht,
Daß die Wahrheit siegen muß,
Das ist meine letzte Hoffnung
Und des Lebens letztes Ziel!
Vor die Augen meines Assad
Will ich einmal noch, nur einmal
Schuldlos treten wie ich bin,
Will ich nochmals ihm bezeugen,
Daß ich niemals ihn belogen
Und daß Falschheit fremd mir ist.
Wenn er hört, wie ich gelitten,
Auf dem Wege den ich ging,
Was ich dort in meiner Heimat
Neu an Leid und Gram erlebt,
Wie ich meiner Eltern Grab
Auf dem Kirchhof vorgefunden
Und dann trostlos es verlassen
Um zu ihm zurückzukehren,
Der mein Abgott einst gewesen!
Wird ihn nicht die Reue drücken
Über das, was ich erduldet
Oder wenigstens das Mitleid
Mit dem armen, jungen Weibe,
Das nicht Heimat hat noch Eltern,
Das ein schweres Los getrieben
In ein unabsehbar Unglück,
Um im Kummer ohne Grenzen
Und in seinen Tränenfluten
Ohne Rettung zu ertrinken?
Kann ein Mensch so grausam sein
Jemand ohne Grund zu morden,
Den nicht Schuld noch Sünde drückt?
Früher oder später werden
Sicher ihn Gedanken mahnen

Und das Los, das ich erlitt
Wird ihn alle Nacht bedrücken,
Denn so fordert es das Recht,
Das ein Gott in jeden Menschen
Tief in's Herz hat eingegraben.“

Also grübelnd alle Tage
Schlich das arme Mädchen weiter
Längs des Ufers stumm dahin,
Diese eine Hoffnung nur
Tief im Herzen lebte noch,
Immer wieder der Gedanke:
Assad einmal noch zu sehen
Und aus seinen Augen Reue,
Tiefe Reu' herauszulesen;
Hat sie dieses noch erlebt,
Dann ist auch der letzte Wunsch
Ihres Lebens voll erfüllt.
Mag dann kommen, was das Los
Ihr noch vorbehalten hat;
Wenn sie Assad wiedersieht
Voll von tiefer Seelenqual,
Sei es Mitleid, sei es Neigung,
Wie dereinst zur Frühlingszeit,
Als die Rosen ihrer Liebe
Prangend schön und rot erblühten —
Dann ist alles was sie noch
Gutes von dem Dasein hoffte
Und ersehnte, ganz erfüllt.

Tage kamen, Wochen gingen
Und der Weg schien ohne Ende;
Mählich färbte sich das Laub
Mit des Herbstes bunten Farben,
Regenschauer stürzten nieder,
Dichte Morgennebel hüllten

Land und Strom, so Strand wie Wälder
Ein mit ihren grauen Schleiern
Und das Wandern endlos fast,
Manchmal schienen alle Kräfte
Anicutzas zu versagen.
Nur das Herz es pochte stärker,
Gleich als wollt' es sich beeilen,
An das Ziel noch zu gelangen.
Wird die Kraft hiezu noch reichen,
Wird das arme Kind nicht stolpern
Und in eine Grube sinken
Wie sie zahlreich an den Ufern
Jedes Menschen Schritte hemmt?
„Anicutza, eile dich,
Denn auch deine junge Kraft
Geht mit raschem Schritt zu Ende!
Allzuviel hast du gelitten,
Allzuviel für deine Jugend,
Wo du Glück und Leid gefunden.
Raste etwas, Anicutza,
Um dir neue Kraft zu sammeln,
Aber dann nur immer weiter,
Wenn du noch in diesem Leben
Fern dein Ziel erreichen willst!“

Und am Abend eines Tages,
Da die Sonne mählich sich
Rot zum Untergange neigte,
Siehe da — ein Weib, es schlich
Mit den müden, schwachen Füßen
Sieh am Uferrande hin,
Wie nach langer, schwerer Reise,
Als wenn nur ein Strahl von Hoffnung
Sie auf ihren Beinen hielt.
Müde sank sie auf den Boden
An des Stromes Uferrand.

Und mit matten Augen blickt sie
Ohne Hoffnung rings umher;
In der Ferne ein Kastell
Weiß wie Firn vom Berge blickend;
War das nicht des Assad Haus
Und der Garten dicht daneben?
Welche Freude, welch' Entzücken,
Es noch einmal zu erblicken,
Ja, das war es ganz wahrhaftig,
Ihres Assad trautes Heim,
Wo sie einst so glücklich war
Und nach endlos langem Wege
Doch noch einmal wiedersah.
Helle Tränen rannen ihr
Voller Rührung sanft hernieder
Und ihr Auge saugt noch einmal
Dieses Anblicks Schönheit ein.
Aber, ach, die Kraft versagt,
Füße wollen nicht mehr weiter,
Alles wund und abgescheuert;
Auch das Herz pocht nur noch leise,
Wie mit letzter Willenskraft,
Nur ein zages, leises Klopfen
In der Brust, man hört es kaum,
Wie die Wanduhr eines Tages
Nicht mehr schlagen kann, nur ticken,
Gleich als wollte ihr der Atem
Mählich stocken und versagen.
„Ach du arme Anicutza,
Weither bist du still gepilgert
Um das Häuschen deines Glückes
Vor dem Tode noch zu sehen,
Schweres hast du still getragen;
Leid und Gram und tiefen Kummer,
Hast du gern auf dich geladen,
Nur um einmal, noch vor'm Ende

Bis zum Orte zu gelangen,
Wo dich einst die Liebe lockte,
Wo du Glück gesucht, gefunden!
Da nun bist du, sieh dich um,
Deine Sehnsucht ist erfüllt,
Aber ach, das Schicksal ist
Unbarmherzig und ist hart,
Weil es Großes dir geboten,
Und es deinen Wunsch erfüllt,
Wirst du schwere Buße tragen;
In dem Anblick deines Glücks
Schleicht das letzte Leid zu dir
Und des Todes kalte Finger
Werden grausam dich umfassen;
Denn das Glück verlangt Vergeltung,
Nichts gewährt es ohne Reue!“

Lag das arme Kind im Grase
An den Weidenbaum gelehnt,
Immer matter ward ihr Auge,
Immer schwerer ging ihr Atem,
Ihren Blick auf's Haus gewendet
So beim Niedergang der Sonne
Sah sie still in's rote Licht,
Nichts erwartend als den Tod.

* * *

Sieh, da sprengt auf schwarzem Rosse,
Hell in seinem Waffenschmuck,
Zu dem Platz ein Reitersmann,
Ihm zur Seite ein Gefährte,
Wohl ein Diener, auch zu Pferde,
Sehen dort das Menschenkind
Müde an den Baum gelehnt,
Bleich, ermattet, krank vielleicht.
Wer denn mochte wohl dort rasten?

Sicher nur ein armer Pilger,
Der vom langen Weg gebrochen
Ruhe sucht am Stromgestade.
„Sieh doch nach, wer dort verweilt“
Rief der Ritter zu dem Knechte,
„Schläft er etwa, lass' ihn ruh'n,
Aber vielleicht braucht er Hilfe,
Trunk und Nahrung — sieh doch nach!“

Leise nähert sich der Diener
Der Gestalt am Weidenbaum,
Sieht sie eine Weile an,
Dann erwidert er erschreckt,
Wie von einem Pfeil gestreift:
„Herr, es liegt ein Mädchen hier,
Wie es scheint so lebt es noch,
Doch es atmet fast unhörbar,
Und der Tod ist wohl nicht fern;
Herr — verzeiht wenn ich es sage,
Dieses Weib im Grase hier
Hab' ich einmal schon gesehen;
Wo? das weiß ich nimmermehr,
Aber trägt mein Auge nicht,
So war's sicher hier im Lande,
Seht doch selbst und dann vielleicht
Werdet ihr die Lösung finden.“

Stieg der Rittersmann vom Pferde,
Nähert sich dem Weib am Baum,
Sah es lange prüfend an —
Dann mit einem Male rief er —
Jubel klang durch seine Stimme —:
„Das ist doch die Anicutza,
Mein geliebtes Mädchen ist es;
Welche Freude, welch Entzücken!
Seh' ich deutlich, ist's nicht Täuschung?“

Dich, die lang schon Totgegläubte
Hier auf diesem Platz zu finden?
Ach, ist das ein Freudentag,
Und Alláh, Er sei gepriesen
Daß Er mich erleben ließ
Dich in meinen Arm zu schließen;
Anicutza, Vielgeliebte,
Die ich grausam einst verstoßen,
Dich, die schuldlos treue Braut!
Hat es Gott doch so gewollt,
Daß ich dich noch wiedersehe!
Ach, wie bist du blaß und bleich,
Wohl von diesem langen Wandern.
Komm' Geliebte, stütze dich
Fest auf mich, wir wollen dort
In dem Hause, das du siehst,
Wo wir einst so selig waren,
Ruhe finden und das Glück!“

„Und das Glück“ erwidert sie,
Kaum ein Lispeln war vernehmbar,
„Ja, das Glück, in deinen Armen,
Assad, meines Lebens Wonne!
Lange Monde habe ich
Immer nur davon geträumt,
Doch ich werd' es nicht mehr finden,
Nur die Ruhe und den Frieden
Werde ich bei dir erlangen —
Denn das Glück, es ist vergänglich,
Und die Ruhe nur ist dauernd
In dem Schoß der Ewigkeiten.
Assad, Liebster, sag' es mir
Ehe ich die Augen schließe,
Glaubst du noch daß ich dich treulos
Damals nachts getäuscht, betrogen,
Daß ich nicht die Wahrheit sprach

Als mein Vater mich beschwor
Dich in Eile zu verlassen
Und mit ihm vom Haus zu flieh'n,
Sag' mir Assad, daß du glaubst
Was ich damals dir vertraute,
Das wird meinen Tod erleichtern.“

„Was denn sprichst du, süßes Mädchen,
Von dem Tode und von Abschied?
Hab' ich deshalb dich gefunden,
Und von dir mich gleich zu trennen?
Nein, mein teu'res, liebes Kind,
Du wirst leben, glücklich werden,
Wie dereinst in meinem Hause
Wir das höchste Glück genossen.
Doch erst will ich Antwort geben
Dir mein Lieb auf deine Frage:

Groll erfüllt mich, wenn ich denke,
Was ich dir an Unrecht tat,
Nächtelang hab' ich geweint,
Halb vor Scham und halb vor Sehnsucht
Und die Tage die verbracht' ich
Wie wenn mir der reine Irrsinn
Mein Gehirn ergriffen hätte;
Meinen Jähzorn, den Entschluß
Dich aus meinem Haus zu weisen,
Schuldlos dich und ohne Fehl,
Hab' ich hundertmal verflucht;
Viele Tage hab' verzweifelt
Jede Nahrung ich verweigert,
War wie oft schon nah' daran
Mich in jenen Strom zu stürzen,
Den ich dir in Zorn und Wahn
Einst zu deinem Grab erwählte.
Zum Skelett war ich verdorrt,

Niemand konnte mich erkennen,
Ein Gerippe, fahl und bleich
Schlich ich durch die Räume hin,
Wo mich alles an dich mahnte,
An den Liebreiz deines Wesens,
An den Duft von deinen Haaren,
An den Laut von deinem Munde
Und die Lieder deiner Heimat,
Die du mir so oft gesungen.
Ach, entsetzlich war mein Leben,
Immer Tag und Nacht zur Qual.

Da geschah es, daß Khemál,
Weißt du noch, mein alter Diener,
Unversehens schwer erkrankte;
Keine Hoffnung gab es mehr,
Ihn am Leben zu erhalten.
Trostlos siechte er dahin.
Eines Abends nun da ließ
Mich Khemál zu sich berufen.
Setzte mich zu seinem Lager
Gab ihm manches gute Wort,
Und zum Schlusse frug ich ihn
Was er noch am Herzen habe,
Einen Wunsch vielleicht für sich,
Für die Frau und für das Kind,
Sorgen würd' ich alle Zeit
Für das Wohlsein seiner Lieben.“
„Ach, mein lieber Herr“ so stöhnt er,
Schluchzen drang durch seine Worte,
„Schweres hab ich zu gestehen,
Was mir lang mein Herz bedrückt,
Eu're Güte, eu're Sorgen,
Hab' ich schmähhch einst mißbraucht,
Gott verzeihe mir die Sünde,
Doch bevor ich schmerzgebeugt

Elend, sieh von hinnen gehe,
Will ich euch noch eines beichten.
Für die Tat, die ich begangen,
Wird Alláh nach meinem Tode
Einst mich voll Erbarmen richten;
Doch verspricht mir, Herr, noch eins:
Mohammed, mein Kamerad,
Er wird leben, Herr, vergeb' ihm,
Was er tat in jener Nacht,
Da wir jenes fremde Mädchen
Euch gehorchend töten sollten;
Unwert waren wir der Gnade,
Die ihr uns so oft erwiesen,
Denn, wir haben den Befehl
Den ihr gabt, doch nie erfüllt.
„Anicutza“, schrie ich auf;
Anicutza, ja sie lebt,
Auf dem Strom in uns'rem Kahne,
In der Mitte angelangt,
Wollten wir, wie ihr's befohlen,
Sie in dessen Wogen stürzen,
Aber, ach, das arme Kind,
Schrie und weinte, rief und schwor,
Daß sie schuldlos sterben würde,
Dann zu ihrem Gott im Himmel
Sprach sie ein Gebet so innig,
Daß bei diesem Anblick wir
In den Augen Tränen fühlten,
Wir gedachten uns'rer Kinder,
Die auch jung und dumm geblieben,
Die vielleicht ein gleiches Los
Irgendwo bedroht, erwartet;
Mitleid füllte uns're Seele,
So ein junges Menschenkind,
Das vor ihrem Gott verzweifelt
Ihre Unschuld grell beschwor,

Wie ein böses Tier im Strome
 Unbarmherzig zu ertränken — !
 Und so banden wir sie los
 Von den Fesseln, setzten sie
 Dort am and'ren Ufer ab,
 Mit der Weisung, ohne Zögern
 Immer fort und fort zu fliehen,
 Und der Mahnung, niemals mehr
 Diese Fluren, dieses Land,
 Haus und Garten zu betreten.
 So — das ist die ganze Wahrheit!
 Viele Nächte hab' ich schlaflos
 Und in Kränkung zugebracht,
 Daß wir damals den Befehl
 Des Gebieters nicht befolgten;
 Richtet uns, o Herr, dafür,
 Und für uns'ren Ungehorsam!“

„Sprach's und sank erschöpft darnieder
 Bleich und fahl sein Angesicht,
 Stockt der Atem und das Herz
 Wie im Angesicht des Todes,
 Der sich seinem Bette nahte.
 „Eines noch vernahm Khemál,
 Das wie linder Balsam ihm
 Und dies Eine war das Wort,
 Seine Sinne neu erfrischte,
 Das ich jubelnd zu ihm sagte:
 „Liebster du, Khemál, du braver,
 Wie denn sollt' ich dir noch zürnen,
 Daß du jenes Kind geschont,
 Das im Jähzorn und im Groll
 Unbarmherzig ich verstoßen,
 Niemals würd' ich euch drum strafen,
 Gott im Himmel hatte euch
 Damals als ich sie vertrieb

Und dem Tod im Strome weihte,
Eu're Sinne hell erleuchtet.
Welchen Lohn habt ihr verdient,
Daß ihr mir das Herz befreit
Von der Last der schwersten Reue
Die mich Tag und Nacht beschwert!
Seid bedankt und seid gesegnet!“

Diese letzten Worte hatte
Noch Khemál im Ohr vernommen,
Gleich als wenn aus weiter Ferne
Sanfte Laute zu ihm drangen,
Dann umfing ihn wie ein Schatten
Stumm des Todes letzter Schlaf,
Und die Fittiche des Boten
Senkten leise sich hernieder. —

* * *

Kaum vernahm ich was Khemál
Mir vorm Tode noch bekannte,
Nahm ich nur mir Zeit dazu
Ihm die Augen zuzudrücken,
Gab sogleich dann den Befehl
Alles für die weite Reise
Unverzüglich zu besorgen,
Denn mich faßte ein Gedanke,
Dieser eine nur mit Macht
Und erfüllte mir die Seele:
Ohne Zögern, Tag und Nacht,
Hin zu dir, zu dir zu reiten,
Um in Liebe und in Reue
Deine Knie zu umfassen,
Und Verzeihung zu erfleh'n,
Für die schreckliche Verblendung
Die mein Jähzorn nur verschuldet,
Für die furchtbar schwere Kränkung

Die ich damals dir bereitet.
Ach, Alláh hat mich erhört,
Daß ich, als ich dich verstoßen
Nächte lang so elend war
Und ihn um Vergebung bat
Für das schreckliche Verbrechen
Das ich schwer an dir beging.
Sieh' nur, wie Er gütig ist
Er, der große Allerbarmer:
Ließ die Stunde mich erleben
Daß ich dich, mein Herzenslieb,
Hier in meinen Armen halte.
Aber jetzt — nun wollen wir
Gleich zu uns'rem Hause eilen,
Wo ein neues großes Glück
Freudig dich und mich erwartet.
Komm' mein Kind, erhebe dich,
Lass' uns keine Stunde mehr
Hier am dürren Strand verlieren,
Mohamed, er wird dir helfen
Dich im Sattel festzuhalten,
Und das Pferd — das kennst du ja,
Bist ja oft auf ihm geritten,
Wird dich heil nach Hause tragen.“

„Ach mein Assad“ sprach das Mädchen,
Lispeln konnten nur die Lippen,
„Wie barmherzig ist der Himmel,
Daß vor meinem letzten Scheiden
Er mich einmal noch dein Antlitz,
Deine Augen, deinen Mund,
Die Gestalt noch sehen ließ,
Die ich namenlos geliebt,
Deine Stimme, die ich höre,
Die wie Zauber mich berückte
Und die lieben, guten Worte,

Die du eben ausgesprochen.
Was mein Vater damals sagte,
Er, der gute, liebe, treue,
Als er mich in deinem Hause,
Das durch grüne Bäume schimmert,
Nach mir forschend aufgefunden?
Zauber sei's, der mich umfange,
Sinnestäuschung, armes Kind,
Fata sei es, die Morgana,
Die nur lügt und nur betrügt,
Minciunosa, Lügnerin,
Die die Wahrheit nicht verträgt,
Sie, nur sie hat dich verblindet!“
Ach wie anders war es wirklich.
Liebe ist's, die mich auf's neu,
Als ich fern am Elterngrabe
Meinen letzten Abschied nahm,
Etwas Mächtiges und Großes,
Was ich nicht zu deuten wußte,
Von der Heimat zu dir trieb
Und an dieses Ufer führte.
Was es war, ich könnt's nicht sagen,
Liebe, Sehnsucht, Todesahnung,
Etwas was ich nicht verstand,
Was jedoch so mächtig war,
Daß ich nicht mehr widerstand.
Gott hat mein Gebet erhört,
Dich noch einmal zu erblicken,
Dich noch einmal zu umarmen,
So wie damals, weißt du noch,
Als die ersten Rosen blühten
Und ein namenloses Glück
Mich umging und mich berauschte.
Nun ist alles, was ich wünschte,
Was ich im Gebet erflehte,
Ganz vollendet und erreicht;

Meine Zeit ist abgelaufen
Und des Wiedersehens Stunde
Mahnt mich an das Abschiednehmen.“

„Sprich nicht so, geliebtes Mädchen,
Du bist von dem Wege müde,
Doch in uns'rem schönem Hause
Wirst du sicher bald genesen;
Komm, wir wollen es versuchen
Dich auf's schwarze Pferd zu heben,
Das dich früher oft getragen;
Hörst du wie es scharrt und wiehert,
Weil es seine Herrin kennt?
Und in kurzem sind wir heim,
Wo dich Liebe heiß umfängt,
Freude, Glück und neues Leben!“

„Nein, mein Assad, lasse mich
Hier an diesem Strome weilen;
Mich erwartet hier der Engel,
Der die Menschen von dem Leide
Und vom Dasein still befreit.
Daß ich dich noch einmal sehe,
Dir in's Antlitz blicken durfte,
Ist mein letztes, großes Glück.
Lass' mich dir im Arme ruh'n
Bis mein Auge still verbleicht,
Bis der letzte Lebensodem
Schwindet aus der wunden Brust;
Sieh', es geht die Sonne unter,
Dort am roten Firmamente,
Doch am nächsten Morgen wird sie
Voller Licht und Glanz erstehen.
Also kann die treue Liebe
Nimmer ganz in Nacht versinken.
Was so groß war und so innig,

Nimmer kann es sterblich sein,
Denn die Liebe, sie ist ewig,
Wie der Schöpfer es bestimmt.
Und das ist mein letzter Glaube,
Daß wir einst uns wiedersehen.
Dort wo keine Sünde mehr
Und die Reue nicht besteht;
Lebe wohl mein treu Geliebter,
Denn schon fühle ich die Schatten
Jenes, der uns ganz erlöst
Leise sich herniedersenken.
Sieh' nur, wie sie zaghaft flattern,
Seine großen, schwarzen Schwingen,
Dort aus der Unendlichkeit,
Immer näher, immer näher,
Schon berühren sie das Ufer,
Streifen jenen Weidenbaum,
Der mir hier als Stütze dient.
Ach, ich fühle schon das Ende.
Doch die letzte Bitte muß ich,
Dir, mein Assad, rasch noch künden:
Wenn ich hier die Augen schliesse,
Von der Erdenlast erlöst,
Lasse mir mein Grab am Strome
Hier am Uferrand bereiten!
Dort versenket mich zur Ruhe,
Und pflanzt Blümchen auf mein Grab.
Immer liebte ich dieselben,
Veilchen und Vergißmeinnicht!
Wenn dann dieses Stromes Wellen
Nah um meinen Hügel zieh'n,
Werden sie mir, leise rauschend,
Meiner Heimat Lieder bringen
Und den süßen Laut der Doinen,
Wie sie einst mein guter Vater
Wundervoll zu singen wußte;

Dieser Gruß aus weiter Ferne
Wird als schönster Grabgesang
Mich im Tode noch erfreuen.“

„Anicutza, Anicutza,
Sprich nicht so, ich atme kaum,
Hör ich dich so düster reden;
Leben wirst du, leben mußt du,
Wenn mir nicht nach solchem Gram
Wahnsinn mein Gehirn vernichtet.
Mädchen, liebstes Herzensmädchen,
Habe Mut und fasse dich,
Sieh', dein Assad ist bei dir,
Der dich nicht verlieren kann,
In der Stunde, da voll Reue
Er dich wieder hier gefunden.
Anicutza, höre mich,
Schau mir einmal noch in's Antlitz,
Daß ich nicht verzweifeln muß,
Aus dem Glück des Wiedersehens
In das Elend hin zu stürzen.
Anicutza, Anicutza!“

* * *

Leise senkten sich die Lider
Über halb erlosch'ne Augen,
Still verhauchend stockt der Atem
Und die Arme, die so innig
Ihres Liebsten Hals und Brust
Wie zum Abschied eng umschlungen,
Lösten sich ganz langsam nieder,
Fielen sachte auf den Körper,
Müde streckten sich die Glieder
Wie nach langem, langem Wandern
Hin zu friedlich sanftem Schlummer
In die Ewigkeit der Zeiten.

Roter Strahl der Abendsonne,
Fern am dunklen Firmamente,
Er versank in Dämmerung;
Nur ein letztes Leuchten noch
Lag am Himmel wie ein Gruß
Eines wunderschönen Tages,
Der für immer leis verschwand.

ANHANG

zur zweiten Auflage

SONETTE, GEDICHTE, BALLADEN

FREUNDSCHAFT

Zu einem Strauß, gebunden und gepreßt,
Reicht dir die Freundschaft diese Blümchen hin,
Ein Gruß an dich von hohem Bergesgrün
Und zum Gedenken an dein Wiegenfest.

Das Almenrausch, gepflückt vom Felsennest,
So edel und so zart als wie dein Sinn,
Das Veilchen blau, wie stets dein Auge schien,
Das deiner Seele Blick mich sehen läßt.

Sowie der Berge schmuckes Edelweiß
Laß uns're Freundschaft unbeirrt und rein,
Als deines Herzens Schutz im größten Harm

Und deines Lebens schwererkämpften Preis
In Treuen stets dein bester Reichtum sein;
Wenn du sie fühlst, dann bist du niemals arm!



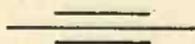
SEHNSUCHT

Durch dichten Forst, auf ungebahnten Wegen
Im Winter, rauh und kalt, so ging ich hin,
Voll tiefen Frieden war mir Herz und Sinn,
Kein Ästlein knarrt, kein Blättlein wollt' sich regen;

Der Gottheit nah und ihres Schaffens Segen,
Wovon ich selbst ein kleiner Teil nur bin,
So wandelt ich im Frieden, wie mir's schien
Auf dunklen Forstes hart beeisten Stegen.

Gedanken gingen traulich mir zur Seite;
Da flog ein Traum wie Nebeldunst zur Nacht,
Umhüllt die Sinne mir so zart und mild;

Die Sehnsucht war's, mein treuliches Geleite,
Sie löst des Traumes zarten Schleier sacht
Und spiegelt mir sein wahres, klares Bild!



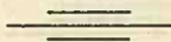
DU BIST DER LENZ

Du bist der Lenz, der nun mit Blütenpracht,
Mit Sonnenlicht und füßem Vogelsang,
Dess holder Reigen wonnevoll erklang,
Erstanden ist nach langer Wanderschaft.

Du bist der Lenz; die Rose selbst erwacht,
Sie öffnet ihre Knospe, keusch und bang,
Wenn Nachtigall ihr füßes Locklied sang,
So weich wie Fliederduft in Maiennacht.

Du bist mein letzter Lenz in Freud und Leid,
Dein Auge ist des jungen Frühlings Sonne,
Die lachend durch das Grau des Himmels bricht —

Die mich beglückt für jetzt und Ewigkeit,
Die mir das arme Herz erfüllt mit Wonne
Und mich umkost als helles Lebenslicht!



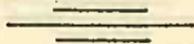
MAHNUNG

Es ist schon gar zu lange, lange her;
Kaum daß ich noch nach einem lauten Tag
In Stille deiner mich entsinnen mag;
Die Wunde heilt — ich denke dein kaum mehr.

Was soll Erinnern? Es ist alles leer,
Was einst wie Zentnerlast am Herzen lag,
Denkst du denn noch der Nächte an dem Hag?
Vergiß sie doch, die Reue drückt zu schwer!

Nur neulich, als ein junges blondes Ding
Sich unbemerkt in meine Sinne stahl
Und jene sich mir froh am Arme hing,

Taucht plötzlich auf ein holder Traum vor mir:
Ich nannte d e i n e n Namen auf einmal —
Die Seele nur, die Seele rief nach d i r !



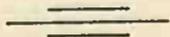
ZUEIGNUNG

Gib deine Seele mir, ich will sie tauchen
In zartesten Empfindens reinste Flut,
Darin sie ewig wohlgeborgen ruht,
Will Sonnenschein auf ihre Schatten hauchen.

Was kann man denn zum Glücklichsein noch brauchen
Als einer reinen Seele bestes Gut,
Dein Glück und Hoffen sind in sich'rer Hut,
In sie allein, magst du dein Schicksal tauchen.

Und willst du ihr vollendet dereinst gleichen,
Gib dein Vertrauen mir, ich will es tragen
Ins Reich der Liebe, groß, unendlich weit,

Dorthin, wo wir Unsterblichkeit erreichen,
Wo Menschenstimmen nicht mehr trostlos klagen,
In ew'gen Weltenmeers Unendlichkeit.



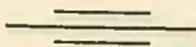
SCHATTENBILD

In meiner Brust ertönt ein zarter Sang;
Ich hört ihn wohl, doch wie von fernen Weiten;
Gleichwie erlöst vom Sproß der Ewigkeiten,
Ein Hauch, kaum mehr, ein wesenloser Klang.

Ich fühlte fast wie er aus inn'rem Zwang
Und aus der Fülle längst verblich'ner Zeiten
— Als wollte er Aeonen überschreiten —
In dieser Enge um sein Dasein rang.

Doch pocht' vergebens er ans Lebenstor,
Die Riegel blieben allezeit verschlossen,
Erstickt im Keim der ersten Regung Laut,

Der sich in Nebelschleiern scheu verlor;
Denn was der blassen Ahnung nur entsprossen,
Das fühlt die Seele nur, die 's stumm erschaut.



TRAUER VERZICHT

Der Rose letzter wonn'ger Duft verweht
Bei abschiedstillen Blütenfommerwende
Und in des Tales tiefem Erdgelände
Ein kalter, feuchter Morgennebel steht.

Und der im Lenz durchs Meer von Wonnen geht
Und hofft, daß er hierin sein Glück noch fände,
Dem droht Enttäuschung und der Hoffnung Ende,
Bis er zum Schlusse um Erlösung fleht.

Denn glaubtest du, daß du im Wonnemeer
Vermochtest noch zur Herbsteszeit zu schwimmen
Umweht von ihrer Reife heißen Gluten —

Dann schlägt dein Herz vielleicht schon hoffnungsleer
Bis selbst die Lebensfunken matt verglimmen
Und bis die letzten Tropfen sacht verbluten!



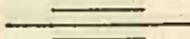
WO DU NICHT BIST

Wo du nicht bist, da ist die dunkle Nacht,
Dort ist des Herzens tiefste Einsamkeit,
Und alles Glück nur mehr Vergangenheit,
Die Sehnsucht zehrend, glühend nur entfacht.

Die Quelle, die im Walde murmelt sacht,
Versiegt im Schatten dieser trüben Zeit;
Wo du nicht bist, da ist nur Dunkelheit,
Durch die kein Strahl des Himmelslichtes lacht.

Denn nur mit dir da finde ich das Leben,
Die Kraft zum Kampf, zum Siegen und zum Glück,
Mit dir allein kann alles ich vollbringen.

Das Schickfal mag getrost die Fäden weben,
Mein Los, ich seh' es nur in deinem Blick,
Mit dir vereint werd' ich das Schwerste zwingen.



ERGEBUNG

Wie kurz bemessen ist doch Menschenleben,
Wie Blütenhauch in erster Frühlingszeit,
Und wie ein stummes Bild, so zart und weit,
Das die Gedanken flüchtig wiedergeben.

Aus des Erinnerns Nebel will sich heben
Ein Schattenriß aus der Vergangenheit,
Der nur des Himmels Sonnenleuchten scheut
Wie eine Mahnung an verfehltes Leben.

Was dich verfolgt durch alle lichten Tage,
Das ist die Reue, daß du sie verloren
Im dunklen Strome längst verwehter Stunden.

Es grünt kein Baum auf wüstem, kahlem Hage,
Und keine Hoffnung vor des Todes Toren,
Wenn du dich selbst, mein Freund, noch nicht gefunden!

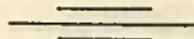
RESIGNATION

Erst seit ich völlig mit mir selbst gebrochen,
Hab' endlich nun mein Ich zurückgefunden,
Fühl' ich vernarben meine alten Wunden
Und stets das Herz in stillem Frieden pochen.

Erst seit ich allem fremd, seit vielen Wochen
Mich selbst von jedem Zwange losgebunden,
Erkenne ich in stillen Weihestunden:
Mich kann fortan kein Schicksal unterjochen.

Erst seit es still in meiner Brust geworden,
Erklingt ein sanfter Ton, fast lockend, leise,
Daß ferner nichts mehr meinen Frieden störe,

Ertönt in feinen, heimlichen Akkorden
Der Einsamkeiten wunderliebe Weise,
Daß ich nur mir, nur mir allein gehöre.



AN DIE MUSE

In meines Zimmers Einsamkeit,
Wenn Abendschatten leise sinken
Und des Gedankens breite Schwingen
Zu weitem Ätherflug sich rüsten —
Erscheint mit unhörbarem Schritte,
Von mildem Abendglanz umflossen,
Die Muse mir als Traumgestalt
Und setzt sich still zur Seite mir;
Ich fühle ihrer Nähe Zauber
Und ihres Wesens reinen Hauch,
Ich blicke in ihr treues Auge,
Von Veilchenschimmer zart umflort,
Und seh' das Lächeln ihres Mundes,
So süß wie Blumenduft im Frühling,
Als glitte zart die Hand der Fee
Mir kosend über Stirn und Wange — —

Nichtsühl' ich mehr vom Leid des Tages,
Nichts von dem Kummer dieser Welt,
Der hundertfältig uns bedroht
Und uns die kargen Sonnentage
Des Lebens tief und schwer umwölkt;
Ich fühle nur, daß sie mir nah'
Mit ihrem sinnend milden Auge,
Mit ihres keuschen Wesens Anmut,
Und ich erliege diesem Zauber
Des weltentrückten Selbstvergessens
Und bin im Banne dieser Stunde
Für kurze Zeit ein glücklich Kind!

So sehn' ich, wenn von Tages Arbeit
Und Sorgen schwer das Herz bedrückt,
Mir dann herbei des Abends Weihe
Und meiner Stube Dämmerung,
Um dich, du Holde, zu empfangen,
Die du dem einsam stillen Träumer
Die schönsten Stunden inn'ren Lebens
Durch deine hehre Lichtgestalt,
Die nur mein geistig Aug' erblickt,
Geboten hast in reicher Fülle!

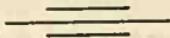
AM KLIPPENSTRAND

Einfam am Klippenstrand
Sitz ich alleine,
Singe mein traurig Lied,
Klage und weine

Über mein altes Leid,
Das mir schlug Wunden,
Über mein kurzes Glück,
Das mir entschwunden.

Weit übers blaue Meer
Leuchten die Sterne,
Zählende Sehnsuchtsqual
Lockt in die Ferne.

Doch — hart wie der Klippenstrand,
Dürr wie die Heide —
Das ist des Menschen Los
In seinem Leide!



TRUG

Was ein Menschenherz verloren,
Sehnend, blutend, Stück um Stück,
Kehrt im Leben nicht zurück,
Und es glauben nur die Toren
An ein dauernd Menschenglück!
Einmal taucht es nur empor,

Was das Schicksal dir erkor
Aus dem Meer der Ewigkeiten —
Dann versinkts für alle Zeiten!

Ward dir je ein Glück beschieden;
Voller Licht, dann sei zufrieden!
Ob dein Herz im Bangen bebt:
Frage nicht was es gewebt,

Ob der Reinheit Ätherflug,
Ob die Treue oder Trug;
Glücklich scheint nur der hienieden,
Der nicht nach der Wahrheit strebt —
Und der glaubt, solange er lebt!!

DIE FLUCHT

Schmerzverzerrt, das Antlitz düster,
Eilt durchs weite Heideland
Einer, der das Glück gesucht
Und es nicht mehr wiederfand.

Krähen kreisen in der Luft,
Raben krächzen schrill und laut
Und sie rufen: „Warum hast du,
Armer Tor, auf Treu gebaut?“

Mädchentreu ist wie der Sand,
Den der nächste Wind verweht,
Ist wie frischer Blütenduft,
Der im Herbste schnell vergeht;

Ist wie jene graue Welle,
Die vom Sturme aufgeweckt,
Und wie jener Stern am Himmel,
Den ein Wolkenzug verdeckt.

Mädchentreu ist Köhlerglaube,
Märchen aus der alten Zeit,
Ewig wechselnd, ewig täuschend,
Heute — und in Ewigkeit!

Willst du, daß dein Herz dir bricht,
Weil ein Augenpaar getrogen,
Willst verzweifelnd du verderben,
Weil ein Mädchenmund gelogen?

Sieh' die Blätter und die Blüten,
Wie sie rasch der Sturm entlaubt —
Und doch haben sie erst kürzlich
An den Frühling noch geglaubt.

Und der helle Sonnenschein
Färbte bunt das reiche Laub;
Kommt jedoch der Herbst gezogen —
Dann wird alles wieder Staub!

Jeder Kummer, jeder Gram,
Jede Freude, die man träumt,
Schwindet wie der Jugendglanz,
Den zu nutzen man versäumt!

Trockne deine heißen Tränen,
Die das Schicksal dir beschert,
Wisse denn: „Die Mädchentreue —
Keine Träne ist sie wert!“

Also rufen Kräh' und Raben,
Kalter Sturm bläst durch die Heide,
Und der Arme flieht dahin,
Angetan im dünnen Kleide,

Fieht und flieht, als jagten ihn
Rachegeister durch die Felder,
Durch die Wiesen, Moor' und Sümpfe
Und durch dunkle Buchenwälder.

Ihm zur Seite schattengleich
Wandelt seines Herzens Jammer,
Und es tobt und pocht darin
Wie mit einem Riesenhammer,

Der das Blut zum Sieden bringt,
Der die Brust zu sprengen droht,
Der den Atem stocken macht,
Kalt und grausam wie der Tod.

Und der Sturm, er bläst dazu
Kalt und scharf durch Wald und Heide:
„Armes, junges Menschenkind,
Fliehst du auch vor deinem Leide,

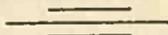
Schneller als der Wolke Schatten
Über Berg und über Fluren,
Schneller als des Windes Eile
Folgt das Schickfal deinen Spuren;

Rascher als der Wind der Steppe,
Rascher als der Rosse Tritt,
Rascher als der Welle Brausen
Folgt das Leid dir Schritt auf Schritt:

Wo du fliehst, dort folgt es dir,
Festgeschmiedet an dein Herz,
Wo du bist, da meldet sich
Ungefragt dein tiefster Schmerz!“

* * *

Bleich, mit kaltem Schweiß bedeckt
Eilt durchs weite Heideland
Einer, der das Glück gesucht
. . . Und es nicht mehr wiederfand! . . .

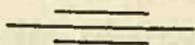


ERKENNTNIS

Des Menschen Schicksal ist oft bitter hart:
Das Beste, was man mühsam sich errungen,
An dem man hängt mit aller Lebenskraft,
Mit dem man innerlich verwachsen scheint,
Wird oft mit einem Schlage hingestreckt.

Vor kurzem warst du reich, du sahst es kaum,
Und nun ganz plötzlich bist du bettelarm.
Denn jener Reichtum, der uns hoch erhebt,
Der uns zugleich das größte Glück bedeutet,
Ist einzig und allein die Liebe nur!

Nicht Reichtum ist's und auch kein Edelstein,
Und mag er auch der Welt voll Pracht erscheinen,
Der deine Freude überreich gestaltet;
Nur sie ist es, nichts andres, sie allein!
Du magst an manchem darben was dir fehlt,
Besitzest du die Liebe — bist du reich !!



FRANZ SCHUBERT

(1828—1928)

Wie tönt der Wienerwald voll Melodien,
Es singt und jauchzt in jedem grünen Busch,
Und manches Vöglein, schein geduckt im Nest,
Verwundert sich bei diesem Jubilieren;
Ja selbst im Weidlingbach, dort tief im Tal,
Horcht die Forelle auf und hüpfet und schnell
Voll Freude hoch im bunten Wellenspiel.

Die Sonne strahlt auf silberhellen Tau,
Die Buchenkronen wiegen sanft ihr Haupt,
Ein leises Rauschen zieht durch Baum und Strauch —
Geheimnisvoll wie zartes Blätterflüstern,
Und blauer Himmel hüllt die ganze Pracht
In ein Gewand voll Zauberfäden ein.

FRANZ SCHUBERT wandelt durch den grünen Hag,
Er horcht auf dieses Waldes heimlich Singen,
Und seiner Seele Ohr voll Innigkeit
Vernimmt gespannt der Sänger Jubelchor.
Und was er dort empfing an Melodien,
Was er hievon in seinem Herzen barg,
Das gab er wieder meisterlich zurück
Dem ganzen Volk als echtes Wiener Lied.

O Wienerwald, du Stätte edlen Schaffens,
Von hohen Geistern, sängerfüllt und hehr,
Wieviel an Schönheit hast du Wien geboten,
Das dann der ganzen Welt zu eigen ward.

Und du, ein Fürst im Reiche der Musik,
Wie tief und innig hast du hingehorcht
Auf dieses Waldes wonnig süßes Raunen.
O Schubertlied! Du füllst das alte Sehnen
Mit neuem Inhalt wundersam und mild,
Wie zieht es mich zu dir, dem ewig Schönen,
Gleichwie zu einem trauten Landschaftsbild.

Was du gefühlt und was du dort gesungen,
Von eines Gottes Hauch zu tiefst berührt,
Was deinen Tönen wundermild entströmt,
Was du gedacht, geträumt, was du empfunden,
Unsterblich bleibt's für jetzt und immerdar.

So hat das Schicksal dich fast unbewußt
Aus einem Schulgehilfen, arm und still,
Zu einem Kunder auserwählt der Kunst,
An der sich heut' die ganze Menschheit freut;
Von deinem Reichtum herrlichster Musik
Mit vollem Herzen hast du uns beteilt;
Schon hundert Jahre schöpft aus diesem Quell,
Aus diesem zauberhaften Wunderborn,
Die ganze Menschheit unaufhaltsam fort
Und wird noch lang auf seinen Grund nicht kommen;
Denn unermesslich tief, dem Meere gleich,
So ist das Menschenherz, so auch sein Drang,
Wenn es nach Schönheit sich und Freude sehnt.

Und wenn dich auch schon längst die Erde deckt,
Und alles trauert, was dich einst geliebt,
Der Genius der Kunst, er wacht und sinnt,
Erhellet vom hehren Licht der Ewigkeit,

Und streut die Lieder, die du einst vertont,
In alle Herzen aus, damit der Mensch,
Vom Leben und vom Leiden hart bedrückt,
In ihrem Klang die Freude wiederfindet,
Ergebung, Frieden, Trost — vielleicht das Glück!

O SCHUBERT FRANZ, sei du uns tief bedankt
Für alles das, was du der Welt vermacht;
Bewundernd fühlt sie es in ihrer Brust,
Was dir ein Gott an Melodie verlieh'n,
In nimmermüder Schaffenskraft gezeugt.
Dich grüßt die Menschheit, die du reich beschenkt,
Und ein Jahrhundert beugt vor dir sein Haupt
Und deiner Werke ewig jungem Zauber.
Was du geschaffen, überlebt den Tod —
Dein Lied, dein Sang, sie werden immer blüh'n,
Unsterblich, so wie du, für alle Zeit.

GRUSS AN DIE VERGANGENHEIT

Wie könnt ich dein vergessen, du holde Jugendzeit?
Ich häng' mit festen Banden an dir in Freud und Leid,
Was du mir einst geboten, reicht für ein Leben aus,
Im Frühlingsblütenzauber, in Frohsinns Saus und Braus!

Wie könnt ich dein vergessen, du Burschenherrlichkeit?
Es blinkten unsre Augen in Herzensseligkeit,
Das Dasein, ach, so golden, und hell der Sonne Schein,
Das Lied in froher Kehle, im Becher Maienwein.

Wie könnt ich dein vergessen, dich, erstes Liebesglück?
Noch heute pocht mein Herz, denk ich an dich zurück!
Ist auch der Traum zerronnen und silbern mir das Haar,
Dein Bild blieb unverändert, so licht, so wunderbar!

Wie könnt ich dein vergessen, du gold'ne Maienzeit?
Da mir erstrahlt voll Zauber der Jugend Fröhlichkeit!
Bis dann vom Sturm verweht und von der Jahre Last
Zerdrückt zu Boden sinkt das Blatt zur letzten Rast!

Wie könnt ich euch vergessen, die längst verblichen sind?
Auf deren Gräbern kaum noch eine Träne rinnt,
Das gleiche Banner wars, das schirmend uns umhüllt,
Das gleiche Glück und Leid, das einstens uns erfüllt!

So ist sie längst vorüber, die wunderschöne Zeit,
Da Jugend froh verschönte mir die Vergangenheit;
Das Leben neigt zu Ende, das Herz allein blieb jung
Und schöpft sich neue Kraft aus der Erinnerung!

DER ARME SCHOLAR

Die Stadt ist so groß und die Menschen ihm fremd,
Er nährt sich von kärglichen Lektionen,
Zerrissen die Schuhe, geflickt das Hemd,
Beim Essen stets kleiner die Portionen.
Der Winter ist hart, das Kämmerlein klein
Und Sturm durch die klappernden Fenster weht,
Er kriecht, wenns dunkelt, ins Bett hinein
Und friert sich durch, so lange es geht.

Die Heimat ist fern und die Eltern so arm,
Sie leben ja selbst in Sorge und Harm;
Sie können nicht helfen und können nicht nützen
Und niemand kann ihn vor Entbehrungen schützen.
Der Hunger nagt böse am leeren Magen,
Die hohlen Wangen sich blaß verfärben,
Er darf entsagend doch niemandem klagen.
Er möchte ja leben, nicht elend verderben.
Das Leben ist grausam, da muß man schon sagen:
Studieren und darben — ist bitter zu tragen.

Doch abends, wenn draußen der Wintersturm stöhnt,
Im Zimmer der eiserne Ofen erkaltet,
Wenn Brot er nur und Wärme ersehnt,
Und unter der Decke die Hände faltet,
Damit die Finger dem armen Narren
Bei diesem Froste nicht völlig erstarren
— Dann lebt er in seiner Entbehrung und Pein
Nur von der Hoffnung, von ihr nur allein!

Sie ist das einz'ge auf trauriger Fahrt,
Was vor Verzweiflung den Ärmsten bewahrt;
Er malt sich die Zukunft in rosigem Licht,
Wo's ihm an Gutem nicht mehr gebricht:

Der Tisch gedeckt und die Kleidung fein
Und Licht und Wärme und Sonnenschein,
Wo Tage verrinnen ohn' peinvolle Sorgen,
Er nimmer sich grämt von heute auf morgen.
Und wenn er so sinnt und dichtet vermessen,
Da hat er fast Hunger und Kälte vergessen!

Und kommt ein Brief von der Mutter Hand:
„Wie gehts dir, mein Kind, im fremden Land?
Hast du zu essen, im Ofen noch Glut?
Ein böser Winter, der meint es nicht gut;
Bist du auch versorgt mit Kleidern, den warmen?
O möge sich Gott der Ärmsten erbarmen!
Uns mangelts an Licht, an Nahrung und Kohlen,
Ich klage sonst nie und dir nur verstohlen;

Uns quälen des Alters Leiden so schwer;
Wir humpeln zwar noch, doch gehts fast nicht mehr;
Die Kinder freilich, sie hülften uns Beiden,
Doch können sie selbst die Not kaum erleiden.
Es ist doch ein Jammer auf dieser Welt,
Wenn es dem Menschen mangelt an Geld;
Und du in der Fremde um kärglichen Lohn;
Wie schwer ich mich gräme um dich, mein Sohn!
Was gäb' ich dir nicht, wenn ich es nur könnte,
Daß ich ein bess'res Los dir vergönnte!“

Dann faßt ihn zu tiefst ein Weh und ein Sehnen,
Das Brieflein benetzt er mit heißen Tränen,
Und schreibt dann nieder mit bebendem Zagen:
„Sei unbesorgt, Mutter, ich kann nicht klagen!“

EIN EINFACH LIED

Nun ist der Sommer auch vorbei,
Der Herbst kommt angefliegen
Und sanft wie Abschiedsmelodei
So rauscht's durch Wald und Wogen.

Im tiefen Tale grün und weit
Dort weidet eine Herde,
Die welken Blätter längst bereit,
Sie fallen sacht zur Erde,

Der kleinen Vöglein sehnend Lied
Ist auch schon stumm geworden,
Und ganze Scharen wandermüd'
Sie ziehen fern vom Norden.

Sie haben uns mit ihrer Kunst
Manch Liedlein vorgesungen,
Und nun in Herbstes Nebeldunst
Da ist ihr Sang verklungen.

Was ist nun alles, was uns blieb,
Für dieses Jahres Rest,
Wenn das, was uns dereinst so lieb,
Im Herbst uns jäh verläßt?

Wenn sich um Wald und frisches Grün
Des Winters Mantel legt
Und das, was uns so lieblich schien,
Sich nicht zum Leben regt?

Schon seh' ich Blüten, fast verdorrt,
Das Laub will gelb sich färben,
Es ist ein hartes Abschiedswort,
Das Wort vom frühen Sterben!

ERLÖSUNG

Wenn dich ein schweres Leid bedrückt
Und dir das Herz schier brechen will,
Erfüllt von namenlosem Schmerz,
Daß das, was du als Glück empfunden
Für dich auf immer unerreichbar,
Dann denke dran, daß das Geschick
Unwandelbar sein Ziel erstrebt,
Und daß der Wahn des Augenblicks,
Der dir die Sinne jäh geblendet,
Nicht ändern kann den Lauf der Welt,
Der sich nach ehernen Gesetzen
Seit Ewigkeiten streng vollzieht.

Dann nimm in solchen trüben Stunden,
Da dir das Herz erstarren will,
Den Wanderstab zur Hand, bekränzt
Mit roten Blüten jungen Mohns,
In dessen Adern alles schlummert
Was dir Vergessen bringen wird,
Und trete ein, mit ihm vereint,
In jenes Land verwelkter Träume,
Wo dich das Leid verlassen wird.
„Nirwana“ heißt es, Land des Sehns,
Für alle, denen Kümmernisse
Und schwere Sorgen hier beschieden,
Für alle, denen eitles Hoffen
Auf dieser Welt ihr kurzes Dasein
Und ihres Herzens Lebensodem
Wie Laub im Herbst hat verdorrt.

Der Weg ist steil und eng der Pfad
Und mühevoll das weite Wandern.
Doch hast du, endlich angelangt,
Erreicht des Lebens höchsten Preis,
Hinschreite zu dem dunklen Fluß,
Den du im Palmenhain ersiehst,
Und tauche in der Lethe Fluten
Dein ganzes, kummervolles Herz.

Und wenn du dann das Land betrittst,
Das man „Nirwana“ heißt, „Vergessen“ —
Dann bist du frei von aller Qual,
Die sich so schwer wie Zentnerlast
An deine Seele festgeschmiedet,
Und freudig grüßt und wonnevoll
Die helle Sonne dich am Morgen.
Du kehrst zurück dann in die Welt
Zu deines Lebens Zweck und Ziel,
Zur Arbeit und zur heil'gen Pflicht,
Die deines Wesens wahrer Adel
Und Stolz und Ehre ist für immer,
Die höher ist als all dein Leid,
Das dir dein Herz in seinem Wahn
Vorgaukelt gleich dem Traumgebilde,
Und höher ist als all' dein Schmerz,
Den deiner Seele Heiligtum
Geheimnisvoll und still verschlossen
Im Innersten verborgen hält.

Bewahre es gleich jenen Blumen,
Die du vom Totenkranz gepflückt,
Und die, vom Strauße abgelöst,
So bald zerfallen und zerbröckeln;

Doch das, was dich so arg bedrückt,
Und was du niemals ändern kannst,
Das lasse dort im Land der Träume,
Am still verschwieg'nen Letheufer.
Denn edel zwar ist süßes Hoffen
Und allzeit heilig ist der Schmerz
Um das, was tief hinabgesunken
Ins Reich der Nimmerwiederkehr;
Doch edler noch ist der Verzicht,
Gepaart mit stiller Herzenswehmut
Auf das, was niemals dir erreichbar. — —

Und fragst du mich, wo ist das Land,
Das mir Erlösung bringt und Trost,
Wo ist der Quell, des dunkle Fluten
Vergessen schaffet meinem Leid,
Wer führt mich hin, wer weiset mir
Den Weg zu ihm, so antwort' ich:
Die Zeit ist es, nur sie allein
Wird dich die rechten Wege weisen
Und dich den steilen, engen Pfad
Geleiten fest und gut und sicher;
Denn niemand weiß wohin er geht,
Noch kann er je das Ziel ermessen.
Die Zeit allein ist Meisterin
Im Heilen — und auch im Vergessen!

A B W E H R

Laßt dem Dichter seine Weisen
Klingen wie er sie empfand,
Wie die Stimmen ihn, die leisen,
Reich aus den Gedankenkreisen
Drängen zum ersehnten Land;

Will er Frühlingslicht besingen
Oder bunte Blütenpracht,
Lockt's ihn heimlich einzudringen
In das Dunkel, darzubringen
Lobgesang der Sternennacht,

Zieht des grausen Todes Nähe
Sein Gefühl so mächtig an,
Wie der frische Quell die Rehe
Und der Wintersturm die Krähe,
Laßt ihm seine freie Bahn!

Laßt ihn sagen, laßt ihn singen
Wie's ihm Gott gegeben hat;
Der nur kann sein Ziel erringen,
Seine Seele aufwärts bringen,
Der der Allmacht stumm sich naht!

Der in seiner Herzenswahrheit
Also singet wie er fühlt
Und mit seiner Sinne Klarheit,
Unbeirrt von Raum und Zeit
Hin zur Parnaßhöhe zielt —

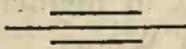
Stummen Blickes und verschwiegen
Voller Ehrfurcht, voller Dank,
Still empfinden und sich fügen
Bis zu Odems letzten Zügen
Ist des Dichters schönster Sang!

EINST UND JETZT

Wenn in früher Jugend Wallen
Herzen zärtlich, jauchzend schlagen,
Wenn im Busch die Nachtigallen
In dem Dämmer sehnend klagen,
Wenn das Licht der gold'nen Sonne
Heller leuchtet, blinkt und wärmt
Und die Seele voller Wonne
Freudig pocht und selig schwärmt,
Wenn die Blüten reicher prangen
Und des Waldes Pracht beginnt,
Wenn von zarten Mädchenwangen
Sanft der Sehnsucht Träne rinnt —
Dann ist auch des Glückes Stunde
Mit der Jugend fest im Bunde,
Die in deinem Herzen liest —
Und dich grüßt!

Doch die Tage, sie vergehen
Wie der Duft von weißem Flieder,
Und die Stunden, sie verwehen
Wie zur Nacht der Vöglein Lieder,
Es vergilben Blüt' und Blätter
In des Herbstes Morgenschauer
Und des Winters rauhe Wetter
Hüllen ein die Welt in Trauer;
Alles Suchen, Hoffen, Sehnen,
Das die Seele einst empfunden
Wie die heißesten der Tränen
Hat sie fast schon überwunden;

Mählich senken sich die Schatten,
Kurz noch währt des Leidens Frist;
Auch das Herz wird bald ermatten,
Das vom Leben müde ist —
Und vergißt!



WIEDERSEHEN

Als ich dich kürzlich wiederfand —
Vergangen waren Jahre —
Da dacht' ich an das Jugendland,
An das, was beide uns verband,
An's Glück, das wunderbare!

Es klangen sacht in meiner Brust
Die alten, füßen Weisen,
Von Jugendlieb und Jugendlust,
Von denen ich — ach — scheiden muß',
Vom Sehnen, stillen, leisen!

Die Lippe heiß, beredt der Mund,
So tönnten uns're Lieder,
Vom Sing und Sang im Freundesbund,
Vom Frohsinn und vom Herzen wund,
Vom blühend weißen Flieder!

Von Gloria und Kling und Klang
In einsam dunklen Gassen,
Vom sehnend heißen Minnesang,
Der sich dem Herzen wund entrang,
Vom Hoffen und Verlassen!

Wo ist das jetzt? Wie weit, wie weit,
Liegt alles Jubilieren,
Die Jahre lagern drüber breit,
Verklungen ist die gold'ne Zeit,
Die wir so rasch verlieren!

Doch fiel auch Reif in Sommers Nacht,
In trüben Abschiedsstunden,
So hat mein Herz, hell angefacht,
Im Kampf des Schicksals dunkle Macht
Besiegt und überwunden.

Und heut, da ich dich wiederseh'
Da klingt das Lied mir wieder,
Es rührt sich fast das alte Weh,
Am Baume krächzt die schwarze Kräh'
Den Abschiedsruf hernieder:

„An Jugendträumen rührt man nicht,
Zerfallen sind die Blüten,
Verlöscht ist längst das helle Licht,
Für Alte paßt nur der Verzicht —
Wenn Herbstesstürme wüten!“

O hartes Wort und doch so wahr —
Ich fühl's, du willst nur künden:
Man soll, was einst so wunderbar
In einem Herzen schien und klar,
„Vergessen und verwinden!“

NIXENZAUBER

Saß an dürrer Klippe Strand,
Weither stürzten Wogen,
Aus dem weiten fremden Land
Tosend hergezogen!

Saß und sann und träumte auch
Wie schon oft im Leben,
Ist ja doch Poeten Brauch
Hirngespinst zu weben.

Sank der Abend klar und rein
Immer tiefer nieder,
Roter Strahlen Zauberschein
Färbt die Wellen wieder,

Brausend her in breitem Band
Kaum noch nachzuzählen,
Daß sie mit dem dürren Strand
Eilig sich vermählen.

Sieh doch! Hoch ein Wellenschaum,
Mächtig stürzt er vor,
Und aus ihm taucht zart wie Flaum
Nackt ein Weib hervor.

War kein Irrtum oder Traum,
Aug und Blick war licht,
Stauend atmen konnt ich kaum,
Starr mein Angesicht.

Schwamm die Nixe zum Gestein,
Setzt sich mir zur Seite,
Sah ganz zierlich aus und fein,
Wie kein Weib von heute.

Leib und Haar so wonniglich,
Stumpf ein rosig Näschen,
Anstandshalber deckt sie sich
Zu mit ihrem Flößchen.

Und sie spritzt die kühle Flut
Keck mir ins Gesicht,
Lacht dazu voll Übermut,
Fürchtet sich auch nicht.

Staunend sah ich sie vor mir,
Konnt' ja in den Fluten
Solches Märchenfabeltier
Wirklich nicht vermuten.

Wandte sich ganz nahe fast
Zag zu mir heran:
„Hör' doch, Träumer und Phantast,
Blicke gut mich an!

Bin ich lebend oder tot?
Wenn ich dich verführe,
Fühlst du in dem Abendrot,
Daß ich existiere?

Bin ich so, wie du geträumt,
Rehslank meine Glieder,
Wie die Woge weiß umschäumt,
Frei von Zwang und Mieder?

Sieh die Wangen, zart und weich,
Ungeschminkt die Sitten,
Und die Haare duftig, reich,
Niemals noch geschnitten!

Starrst du mich so seltsam an,
Armes Menschennährchen;
Wisse denn, du alter Mann —,
Wir sind keine Märchen!

Wir sind auch von Fleisch und Blut
So wie eure Schönen;
Freiheit ist das höchste Gut,
Das wir uns ersehnen!

Unermeßlich ist das Reich,
Das wir dort bewohnen;
Ach — wie besser ging es euch
Tief in uns'ren Zonen!

Geh und sag es ihnen allen,
Was du hier geschaut,
Märchen mag der Welt gefallen,
Aber sag es laut:

Daß wir keine Hexen sind,
Reitend auf den Besen,
Rascher als der schnellste Wind;
Lauter Fabelwesen!

Daß wir wirklich auch noch leben
Meerestief versenkt,
Hören nur mit Widerstreben
Wie man von uns denkt.

Hast du schon bei euren Weibern
— Sag es unumwunden —
Und den eingeschnürten Leibern
Solchen Reiz gefunden?

Freilich, wir entblößen sie
Keinem flachen Simpel,
Wie das Frosch- und Krötenvieh
In dem Wiesentümpel;

Denn nicht jeder hat das Glück
Von euch armen Narren,
Daß mit frohem Liebesblick
Wir in Sehnsucht harren,

Dem im blauen Wellenspiel
Wir die Reize zeigen,
Dem wir lockend — nicht zu viel —
Uns in Anmut neigen;

Darf ja nur ein Dichter sein,
Vollerfüllt mit Träumen,
Ihm geht alles leicht und fein,
Sehnen, Sinnen . . . Reimen!

Schreibe doch, was du erlebt
Hier an diesem Strande,
Was im Sinnen du gewebt;
Wahrheit ist nicht Schande!

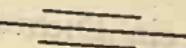
Dem Poeten glaubt man ja,
Wenn er Schönes dichtet,
Wenn er, was er staunend sah,
Wortgetreu berichtet!“

Sprachs mit rosig, frohem Mund,
Lacht recht ungebunden,
Taucht dann tief in Meeresgrund —
Und ist schnell verschwunden!

Und ich steh und blick umher,
Festgebannt zur Stelle — —
Sehe keine Nixe mehr,
Nicht den Leib, so helle!

* * *

Seltfam, wie die Welt es liebt
Irren Weg zu gehen — — —
Daß es wirklich Nixen gibt
Hab ich doch gesehen! . . .



AN EINEN DICHTER

Aus den Gedanken formst du hehre Bilder
Und du erhebst mit ihnen dich empor
In jene Höhen, wo die Götter wohnen.
Ein Strahl von ihrem Glanze trifft auch dich
Und schafft dir einen Schein von Seligkeit,
Wie ihn nur der empfindet, der im Flug
Mit seiner Phantasie und seiner Kraft
Dem Dunst der Erde rasch entfliehen kann.

Wem diese Gabe einst verliehen ward,
Dem hat die Welt nichts Edleres zu bieten!
Wie kalt und farblos, hohl und wesenlos
Erscheint sie einem, der zum Parnaß drängt!
Weshalb denn klagst du sie verdrossen an,
Daß sie dir fremd, daß sie dich nicht begreift,
Daß unbewegt Gedanke und dein Wort
An ihrem Ohre schal vorüberzieht?
Ist denn das Wesen aller Menschen gleich?
Hat dir ein Gott die Gabe nicht verlieh'n
Viel höher hier zu sinnen und zu fühlen?
Ein Nebel, der den Alltag tief verschleiert —
Er scheidet dich von allen jenen ab,
Für die dein Wort nur stumm und auch dein Laut
Wie grau dem Blinden Licht und bunte Farben;

Wie kannst du fordern, daß sie alle fühlen,
Daß sie den Strahl des Urlichts so empfinden
Wie du und jene, die dir geistig gleichen?
Wie anders könntest du dich unterscheiden
Von allen, deren Wesenheit dir fremd?

Hast deine Welt du dir nicht selbst erschaffen,
In der die Seele dir so heimlich lebt?

Wenn himmelwärts empor die Blicke streben
Zu jenem unvergleichlich hehren Licht,
Das vielen and'ren ewig dunkel bleibt,
Dann kann dem Auge, das zur Höhe zielt,
Die Niederung im Grunde wenig bieten.
Dem Dichter, der mit seines Fühlens Kraft
Der Welt entfliehend, hoch im Geistesflug
Der Phantasie Unendlichkeit erstrebt,
Hat diese Erde wenig nur zu sagen.

Was du erschafft mit des Gestaltens Kraft
Zieht die verwandten Geister mächtig an
Und führt sie fort zum Reich des ew'gen Lichts,
Der Gottheit nah und ihrem Heiligtum —
Unfaßbar hehr, gewaltig und erhaben;
Das ist des Dichters allerschönster Lohn!
Sei dessen eingedenk! Wie zarter Hauch
Von frischen Fliederknospen, kaum erblüht,
Wird dich die Welteneinsamkeit umschweben
In deinem eig'nen unbegrenzten Reich,
Wo die Gedanken ihre Fäden spinnen
Und deine Seele wird im Ewig-Reinen,
Von allem losgelöst, was dich bedrückt,
Von allem Niedern, Flachen und Gemeinen!



ERFÜLLUNG

Blätter fallen sachte welk zur Erde
Wie die Tränen über alte Wangen,
Eine Mahnung, daß bald Winter werde,
Seit die Vöglein längst ihr Liedlein sangen,

Blatt auf Blatt, es senkt sich stumm darnieder,
Hin zur Ruh' für eines Winters Dauer,
Und die Wälder rauschen hin und wieder,
Ihre Weise voll von stiller Trauer;

Was gegrünt, das ist nun gelb geworden,
Was gelebt, geblüht, will Abschied nehmen,
Frost und Nebel ziehen schon vom Norden
Und ins Menschenherz viel Leid und Grämen.

Tief darin da ist ein Spruch geborgen —
Nur im eig'nen Schmerze kannst du lesen:
„Nichts erreicht ein größ'res Maß von Sorgen,
Als verlieren, was dir lieb gewesen!“

Doch das Schicksal kennt ja kein Erbarmen,
Blickt nicht milde auf des Menschen Leiden,
Kennt die Reichen nicht und nicht die Armen,
Alle müssen trennen sich und scheiden,

Wenn die Stunde der Erfüllung naht,
Wenn die Seele sich zur letzten Rast
Hoch emporhebt auf des Schöpfers Rat
Nach des Lebens kummervollen Last.

Und wie bald dann wirst auch du so fallen,
Wie das Blättchen, das der Wind verweht,
Denn beendet ist dein Erdenwallen
Wenn der Tod gereifte Ähren mäht! —

WINTERBILD

Silberflocken auf den Bäumen,
Alles weiß in weiß gedeckt,
Wie ein großes Leichentuch,
Das man auf die Toten deckt.

Ringsum düster, still und stumm,
Friede liegt auf Wald und Flur,
Alles Leben ruht nun aus,
Friedlich schlummert die Natur.

Hie und da nur eine Krähe
Krächzet ihren Leidgesang,
Mahnt an frühes Abschiednehmen
Und an kurzen Erdengang.

Heimlich rauschen Blätterkronen,
Lispeln still von Sturmes Weh —
Und am Rand der jungen Tannen
Äst ein junges, zartes Reh.

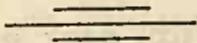
Fällt ein Sprösslein sacht zu Boden
Von des Daseins Mühen matt,
Hat genug im Herbst gelitten,
Ist so dürr und lebenssatt.

Muß bald andern Sprossen weichen,
Die der neue Frühling bringt,
Sowie abends Vöglein schweigen
Und ein andres morgens singt.

Alles ist ja zu ersetzen,
Nur vielleicht die Liebe nicht,
Die, verloren, hoffnungslos
Menschenherzen biegt und bricht.

Leise haucht es wie ein Grüßen,
Wenn des abends Lüfte weh'n,
Ist es vor dem Tode schon
Oder vor dem Wiederseh'n

Dort in feligen Gefilden,
Die man ahnt, doch niemals sieht,
Wenn die arme, wunde Seele
In das Reich der Ruhe zieht!



IM SEMINAR

Wie tief die Nacht; am hohen Turm der Stadt
Tönt spät ein dumpfer Schlag; um diese Zeit
Schläft sorglos jeder in dem Alumnat
Und niemand wacht in dieser Dunkelheit.

Und doch — ein einz'ger starrt so sehnsuchtsschwer
In diese Finsternis und voll Gedanken
Und seine Pulse jagen hin und her,
So pochend wie bei einem Fieberkranken.

Schon schrillt nach langer, trüber, öder Nacht
Die helle Morgenglocke mahnend, grelle,
Und ruft sie alle, die erst aufgewacht,
Zum ersten Dankgebet in die Kapelle.

Dann sitzen sie am Tisch, ganz nah gerückt,
Im Flackerschein, studierend in der Runde,
Ein jeder schweigt und mancher eingenickt,
Nichts stört im Raume diese Arbeitsstunde.

Nur jener sieht mit seinem trüben Blick
In dieses Düster dunkler Spukgestalten,
Gedanken hält kein Reglement zurück
Und niemand hemmt der Phantasie Gewalten!

So sinnend muß der Einsame sich fragen:
Wozu die lange Zeit der herben Qual,
Wozu das Warten hier und das Verzagen
Und trübe Stunden endlos, ohne Wahl?

Und welchen Zweck für diesen armen Toren,
Wenn sich das eig'ne Ich dagegen stellt?
Zum Kleriker, da bin ich nicht geboren,
Noch ist der Geist mir frei und weit die Welt.

Noch fühle ich der Seele heißes Sehnen,
Das lange schon für andre Ziele lebt
Als Litaneien ewig herzustöhnen,
Indes der Wunsch in mir nach Höh'rem strebt.

„Zur Probe hat man zwar dich hergesandt,
Es wird schon geh'n“ — so sprach ein weiser Mund —
„Wo Zweifel deine Seele hemmt, ermannt
Der feste Wille dich und macht gesund.“

Ich tat, was weiser Rat für mich bestimmt,
Ließ meiner Sehnsucht Wünsche ungeboren.
Ein Recht auf sich, das man sich selbst nicht nimmt
Hat keine Flügel und ist bald verloren!

Die Stunden schleichen, Tage, bange Wochen,
Es flieht den Jungen scheu des Nachts der Schlummer,
Die Farbe blaß, das Auge wie gebrochen,
Durch tief verborg'nes Leid und Herzenskummer.

„Wie lange noch, bis ich der Pein entsprungen,
Die täglich mir an meinem Herzen nagt,
Die Anstaltsprobe ist ja längst mißlungen,
Was auch ‚der weise Mund‘ dazu noch sagt!“

Der Morgen dämmert, dichte Nebel zieh'n,
An meinen Fenstern wallend grau vorbei,
Und ich — ach ich — wie gerne wollt' ich flieh'n
Aus dieser Anstalt dumpfem Einerlei.

Nur eines noch hält scheu mich davon ab:
Der Mutter Wunsch, dem meine Sorgen galten,
Und das Versprechen, das ich ihr einst gab:
Sechs Monde in Geduld hier auszuhalten!

Schon schreckt mich des Präfekten mahnend Wort:
„Was denken Sie und starren in die Luft?
Im Studium, da geht's nicht weiter fort,
Man sieht es ja, wenn Sie der Lehrer ruft!

Es mangelt schon sogar im Alphabet,
Hebräisch ist wahrscheinlich kein Plaisir
Für einen, der das Träumen nur versteht
Sonst aber nichts! Was tun Sie schließlich hier?

Wer keine Lust zum Priesterstand besitzt,
Dem steht die Welt für and're Dinge frei,
Vielleicht, daß er der Menschheit etwas nützt,
Es muß nicht jeder in die Klerisei!“

O gold'nes Wort, das ich schon längst empfand,
Vernehmend jetzt mit meiner Seele Ohr,
O meiner Sehnsucht lichtetes Zukunftsland
Wie drängt es mich zu dir, zu dir empor!

Dort winkt Erlösung mir, vielleicht das Glück,
Das ahnend mir durch meine Seele zieht,
Es ruft und mahnt ein mächtiges Geschick
Zu neuem Schaffen, wo die Freiheit blüht.

Die Tage flieh'n und auch die Probezeit;
Sie endet bald, ist kaum noch zu ertragen,
Dann aber fort aus dieser Dunkelheit
Und weit hinaus zu lichten Sommertagen!

Was mich erwartet dort im neuen Leben?
Ich weiß es nicht und niemand kann es wissen,
Die Parze wird an meinem Schicksal weben
Und was dann kommt wird eben kommen müssen!

Denn was wir hoffen, schaffen, was wir leiden,
Auch unser Los ist längst vorher bestimmt,
Was nützt es uns zu suchen oder meiden —
Wenn uns ein Gott in seine Obhut nimmt!

AN EINEN FREUND

(Gedenkblatt)

Wenn sich die müden Augen plötzlich schließen
Zum letzten Schläfe tief in Grabesnacht,
Und wenn vom Mund, der einst gescherzt, gelacht,
Die letzten Abschiedsworte hauchend grüßen,
Dann wird mit einem Male der Verlust,
Den wir erlitten, uns erst voll bewußt,
Wenn jene Augen sich für immer schließen.

Ein frisches Blatt sinkt auf den Boden nieder,
Das fest zu halten schien am dürren Ast — —
Nun liegt es da, geknickt zur letzten Rast
Und niemals mehr sieht es den Frühling wieder;
Der Wintersturm, er rüttelt an den Bäumen
Und macht die Zweige frei für neues Keimen
Und dürre Blätter sinken lautlos nieder. —

Das Auge hell und klar, die Brust so weit,
Ein Bild von Frohsinn und von Manneskraft,
Gleichwie ein Sprosse edler Ritterschaft,
So strömt' dein Leben einst in Fröhlichkeit,
So klang das Lied aus deiner feuchten Kehle,
So war voll frischen Lebens deine Seele,
Wie eine reife Frucht zur Herbsteszeit.

Da rührt das Schicksal an das junge Reis
Und mitten aus dem vollen Lebensglück
Da rief es dich in jenes Reich zurück,
Von dem noch niemand zu berichten weiß;
Es fährt der Blitz aus blauen Ätherwellen
Und läßt den stärksten Baum zur Erde fallen —
Und reißt ihn fort aus der Genossen Kreis. —

Es spinnt ein Netz die Parze Tag und Nacht,
Das eines Menschen Schicksal fest umgarnt
Und niemand ist geschützt, noch auch gewarnt
Vor seinem Los, das jene ihm gebracht;
Was immer man gewebt an Hoffnungsträumen,
Die ewig jung im Menschenherzen keimen — —
Des Schicksals Blick hält unerbittlich Wacht! . . .

Vor Todespforten schweigt des Menschen Wissen!
Kein Wesen kann den Rückweg wiederfinden,
Kein sterblich Mund des Rätsels Lösung künden
Und wer's erstrebt wird sich gedulden müssen,
Bis jedermann, vom Kinde bis zum Greise
Sich rüsten muß zur letzten, langen Reise,
Mit mattem Gang auf müden Wanderfüßen.

Im tiefen Schläfe bist du hingesunken!
Es pocht mit dürrer Hand der Sensenmann
Und fordert das, was niemand wehren kann,
Und löscht des Odems letzterglühten Funken;
So hat auch dich mit seinen Todeskrallen
Der letzte Bote heimlich überfallen
Und lautlos bist du, armer Freund, gesunken.

Die Jahre werden flieh'n, der Aschenrest,
Der dort im Grabe ruht, ist bald entschwunden,
Verharscht sind auch gar bald des Herzens Wunden,
Wenn wieder einer uns so jäh verläßt;
Jedoch dein Geist, er lebt im engen Kreis,
Und deiner Seele, deiner Ehre Preis,
Wir feiern ihn bei diesem Totenfest.

Was du hier allen warst in frohen Tagen,
Das trägt ein jeder tief in seiner Brust,
Und jenes Grab, in dem du ruhen mußt,
Es birgt das beste Herz, das je geschlagen;
Ein froh' Genoss' in frohbewegter Stunde
Und ehrenfest als Bester in der Runde,
Den Freunden Freund in allen Lebenslagen!

Und wieder tönt das „Dreigesellen“-Lied,
Auch heute ernst im Trinkkollegium
Und wieder kreist der Becher still herum,
Wenn einer jäh vom Kreis der Freunde schied;
Es zog ein Bursch — doch ohne Saus und Braus —
So zogst auch du aus diesem frohen Haus
In Ewigkeit in's Schattenreich hinaus.

PROLOG

Zur Gedächtnisfeier des 150. Geburtstages Ludwig van
Beethovens

Willkommen Euch, Ihr werten Festgenossen,
Die ihr erschienen seid am heut'gen Tage
Den Genius van Beethovens zu grüßen;
Zum Wiegenfeste dieses Allergrößten,
Den sein Jahrhundert aller Welt geboten
Im unermesslich weiten Reich der Töne,
Den Klängen lauschend seiner Symphonien,
Die tief in seiner großen Seele lebten.
Beugt Euer Haupt vor dieses Meisters Größe!

* * *

Vor 150 Jahren war's, als uns
Die holden Musen droben vom Olymp
Mit unerwartet selt'nem Gut beschenkten,
Das ausgestattet schien, der ganzen Menschheit
Ein volles Füllhorn nie geahnter Schönheit,
Wie einen Strom von Gold und Edelstein,
Für alle Zeiten dauernd darzubringen.
Beethoven ward geboren! Ein neuer Stern
Am Firmament war leuchtend aufgegangen,
Bis er die Welt mit seiner Strahlen Glut,
Mit seiner Töne Macht so hell durchwärmte.
Die Muse der Musik, die Pate stand
An seiner Wiege, Führer ihm und Freund,
Ward ihm Genosse durch sein ganzes Leben,
Sein reichstes Gut und Inhalt der Gedanken. — —

Was zögernd nur im jungen Knaben keimte,
Das reift' im Manne aus zur vollen Tat.

In Tönen strömt' in unerreichter Fülle,
Was er empfand, was sehnd ihn bedrückt,
Die kargen Freuden seiner Jugendjahre,
Die bange Hoffnung, der Entsagung Schmerz,
Der Groll der Einsamkeit im geist'gen Schaffen —
Und alles dies, es drängt wie ein Vulkan,
Wie Feuergarben aus des Berges Tiefe
In ungehemmter Kraft ans Tageslicht.

Die Welt von damals, sie verstand ihn nicht;
Vom Schicksal ward nur wenigen vergönnt
Die Größe dieses Heros kaum zu ahnen,
Nur einzelnen, sie völlig zu erfassen;
Doch rastlos ging sein nimmermüder Weg
In steile Höhe zur Unsterblichkeit.
Erst da ward sich die ganze Welt bewußt
Von seines Werks Bedeutung, Tat und Wesen
— Und mählich stieg van Beethoven empor,
Wie ein Gigant im Himmelreich der Töne
In das Bewußtsein seiner Zeitgenossen. —

Was er uns gab und was er hinterließ
Gehört nun voll der ganzen Menschheit an;
Kein Volk auf Erden, das kulturberührt,
Deß Leben sich mit Schönheit und mit Kunst
Umkleidet hat, ist fremd ihm je geblieben.
Mit seinem Namen und mit seinen Werken
Ist Volk zu Volk aufs innigste verknüpft —
Was eines nur im Reiche der Musik
An Geistesgrößen jemals sich errungen,
Das wird Gemeingut für die ganze Welt!
Wenn Politik im Haß die Völker trennt,
Im blut'gen Groll sie scheidet und im Streit,

Wenn alles was uns einmal heilig war
Zertrümmert wird, der stille Herd, das Band,
Das es vereint im Guten wie im Bösen,
Wenn angesichts des ganzen Erdenjammers
Der Genius der Menschheit tief in Scham
Sein Antlitz hüllt in dichte graue Schleier,
Wenn die Verzweiflung sich ins Herze schleicht
Und nirgends leuchtet der Erlösung Licht,
Dann ist es die Musik, nur sie voran,
Die sachte die verwirrten Menschenseelen
In süßem Wohllaut zu einanderführt
Und sie daran gemahnt, daß uns ein Gott
An e i n e m nur gemeinsam, einem nur
Gebietet teil zu nehmen: an der K u n s t,
Die uns nicht scheidet, sondern uns verbindet,
Die aller Menschen Gut ist, aller Freude!

Die Kunst ist es, die einst die Welt verföhnt,
Nicht Politik, nicht Haß und Streit und Groll!
Die Menschheit dürstet nicht nach Waffenlärm,
Nicht nach dem Ruhm der Kriege und der Fehden,
Die uns zum Jammertal das Dasein schaffen,
Zu einem Meer von Leiden und von Tränen.
Nein, nein, die Welt ersehnt des Friedens Segnung,
Sie dürstet nur nach dem, was ihr das Leben
Zu einem lebenswerten formen kann;
Nach Kunstgenuß, der wie ein Strahlenkranz
Das arme Herz erhellt und es durchwärmt;
Und Kränze windet er aus grünem Lorbeer
Nur dem, der in der Kunst ihr Schönheit bietet,
In Himmelsphären ihre Seele hebt
Und sie des Tages Leid vergessen macht.

Van Beethoven! Du wurdest auserkoren,
Die Welt mit deinen Werken zu beschenken,
Die unvergessen bleiben so wie du —
Im Herz der ganzen Erdenmenschheit lebst
Ein Riese Du, ein Übermensch in Tönen.
Aus Deinem Busen drang des Wohlklangs Strom
Wie ein kristall'ner Quell, so hell und rein,
Und sprudelt fort in allen Menschenherzen.
Gesegnet sei der Tag, da Dich die Musen
Vom hoh'n Olymp der Menschheit zugesandt,
Gesegnet sei die Stunde der Geburt.

In tiefer Ehrfurcht denkt die Welt daran,
Da einst ein neuer unbekannter Stern
Von Himmelshöhen auf die Erde schien,
An der Apollo ungesehen stand
Und Klio Runen in sein Schicksal grub:
„Hier wächst ein Kind heran, das einst der Welt
Ein reiches Gut an Schönheit und an Klang,
Ein unvergänglich Gut bescheren wird!“
Und Ihr, die Erben seid von seinem Schaffen,
Beugt dankerfüllt das Haupt und Euer Herz
Vor dieser Größe und Erhabenheit:
Vor Beethovens unsterblichem Genie!

WEIHEGRUSS

zur Enthüllung des Goethe-Denkmales in Marienbad
am 17. Mai 1932

In diesem Tal, von Wäldern eingehüllt,
Im zarten Grün der Wiesen und Gehänge,
Der dunklen Fichten, sturmerprobt und fest,
Hat — GOETHE! — einst Dein rüst'ger Fuß gewandelt,
Und heute noch, nach vollen hundert Jahren,
Da schwebt von Deines hehren Wesens Zauber
Ein Hauch von Schönheit und von Deiner Kraft,
Und unvergänglich wie der Lauf der Zeit
Auf unferes Waldes einsam stillen Wegen.
Dort spürt' Dein nimmermüder Forschergeist
Gedankenschwer dem Sinn der Dinge nach:
Nach Ursprung des Gesteins im Randgebirg',
Nach seiner Schichtung und Zusammenhang
Mit dem Gesetz der ewigen Natur
Im Wechselspiel des Werdens und Vergehens,
Nach dem Geheimnis uns'res Wunderquells,
Den ungesehn zu tiefst die Nymphe braut
Im Schoß der Erde, aller Welt verborgen,
Seit Urgedenken unaufhaltsam strömend,
Um kranken Menschen Heilung darzubringen
Von schwerem Siechtum und des Leibs Gebresten.
Und damals schon, prophetisch hat Dein Wort
Der Zukunft und Bedeutung uns'res Orts
Fast ahnungsvoll Geleit und Ziel gegeben!

So bist Du denn in Deines Wesens Größe
Vom Hauch der Gottheit wundersam umstrahlt,
Für uns, in dieser grünen Waldesstille
Ein wahrer Schutzherr und Symbol geworden,
Und wer Dich sucht mit seines Herzens Kraft,
Der findet Deine Spuren unverwischt
Auf jedem Steg in unsrer Wälder Schatten,
Auf grünen Matten und auf Felsgestein,
Das Deinem Forscherblick sich frei enthüllt'.
Geweih't ist jede Scholle, jeder Pfad,
Den einst in Einsamkeit Dein Fuß betrat,
Und mancher Baum in enger Waldesschlucht,
Den still bewundernd nur Dein Aug' erblickt —
Er steht noch heute da, so knorrig, hart,
Mit seinen Wurzeln tief im Erdreich fest
Und trotzend jedem Blitz und Wintersturm,
Als hätte ihn des großen Schöpfers Hand
Für eine Ewigkeit dahin gestellt.
Hier hast auch Du Gesundheit einst gefunden
Aus tiefem Born, der rieselnd hier entspringt,
Hier, allumfassend hat Dein hehrer Geist
Still dem Geheimnis der Natur gelauscht —
Und einst — da flog im Schatten unsres Tanns
Ganz unvermerkt der kleine Gott vorbei
Und schnellte im Flug den Pfeil von ungefähr
Fast ahnungslos in's sehnsuchtsvolle Herz!
Es jubelte, es hoffte — und es litt
Vom Hauch der letzten Liebe wund berührt! . . .

Wer kann des Herzens tiefsten Sinn ergründen?
Ein jeder wandelt auf des Lebens Wegen
Mit seinem Sehnen, seinem Leid allein!

Und es umgibt in Lust und auch in Qual
Nur starre Einsamkeit geheimstes Fühlen!
So hast auch Du, als von des Gottes Pfeil
In banger Stunde stumm Dein Herzblut rann,
In Dich allein Dein großes Leid verborgen:
Und nur in unvergessen schönem Wort
Kaum angedeutet, was Du hier erlitten.
Ach — diese Elegie, der dann die Nachwelt
Den Namen hinterließ: „Marienbad“,
Sie bleibt ein Denkmal uns für alle Zeit,
Ein Heiligtum für einen großen Schmerz!

Nur einmal kommt des Tags die Morgenröte!
Und steigt die Sonne auch am Horizont
Und strahlt ihr Licht hinab in heiße Gluten,
Die ganze Welt mit ihrem Glanz umhüllend —
Die Anmut und der Zauber dieser Stunde,
Sie kehren, ach, in solcher Pracht nicht wieder!

So ist denn auch Marienbad noch heut'
Erfüllt von des Erinnerns reichem Gut
An Dich, Du Größter in des Geistes Reich,
So bist Du denn mit Sinn und Herz zugleich
Zu innigst tief mit diesem Ort verbunden!
Vor Deinem Bild, das uns so vieles sagt,
Und das der Nachwelt Liebe und Verehrung
Auf diesem grünen Wiesengrunde schuf,
Verbeugt sich alles, was Dir danken will:
Die dunklen Fichten unsrer grünen Wälder,
Die Du gesucht, bewundert und geliebt,
Der Genius des Wunderborns im Tal,
Dem Du so oft und sinnend nachgeforscht,

Um seiner Kraft Geheimnis zu ergründen,
Und jene vielen, die nach Dir erschienen,
Die kamen, gingen und die kommen werden,
Sie blicken dankerfüllt zu jenen Höh'n,
Von denen einst der Schöpfer Dich gesandt
Um diese Welt mit Schönheit der Gedanken
Voll Tiefe und Erhabenheit zu füllen!

So grüßt Dein hehres Haupt die ganze Welt
Und beugt in Ehrfurcht sich vor Deines Geistes Größe!!

LIEBE UND FREUNDSCHAFT

Einstens auf dem weiten Wege,
Den das Leben einsam wandert,
Trafen Liebe sich und Freundschaft
Wie von ungefähr im Walde.
Kalt war's, denn des Nordens Stürmen
Blies durch Dorn und Busch und Heide,
Als wenn Eis in feinen Nadeln
Aug' und Wangen stechen würde;
Menschen froren ganz erbärmlich,
Denn an solchen Wintertagen,
Wenn vom Gletscher her die Winde
Niedersausen, frieren alle. —

Kaum erspäht die Liebe jene,
Deren Namen „Freundschaft“ lautet,
Als sie eilig auf sie zutrat,
Gleichsam als wenn Schutz sie suchte
Vor der Kälte bei der Fremden,
Und mit zitternd leiser Stimme
Sprach sie eilig diese Worte:

„Hilf mir Armen! Schier erfrier' ich;
Denn des Winters grausig Wüten
Hat — ich fühle es — vernichtet
Alle meine Lebenskräfte,
Und die Glut in meinem Innern
Ist im Froste fast verlöscht.“

„Ach, mein Kind, wie siehst du aus?“
Sprach die fremde Frau im Forst,
„Und wie kommst du halb entblößt
Her in diesen dichten Wald?“

Hüllen doch den jungen Körper
Fast nur dünne Schleier ein!
Das gibt freilich keinen Schutz
Vor des Winters harter Pein;
Willst du sagen wer du bist,
Wie es kommt, daß du so hilflos
Einsam hier und so verlassen
Auf dem Wege mir begegnest?“

„Wer ich bin, ich sag' es dir:
„Liebe' werde ich genannt,
Amor ist mein Schutzpatron,
Dem du sicher schon im Leben
Mit dem Köcher, Pfeil und Bogen
Stets in seinem Jagdreviere
Schelmisch lächelnd, zärtlich lockend,
Irgendwo begegnet bist.
Schmählich hat er mich verlassen.“

„Wie denn sprichst du, Kind, Gott Amor,
Dessen Treue man so rühmt,
Hat dir das Geleit gekündigt
Gar in diesen bösen Tagen?“

„Nun da sieh' was Treu bedeutet
Selbst bei solchem Schutzgefährten!
Kaum war Winterszeit gekommen
Und der Tannenbaum beschneit,
So erkaltete im Froste,
Wie im späten Herbst die Rose,
Meines Amors heiß Empfinden;
Was ich hatte, gab ich willig
Von dem Feuer, das mir glühte,
Aufgespeichert seit dem Frühling,
Aber schließlich war der Vorrat

Sommerüber stark verbraucht
Und bis nächsten Maienmonat
Dauert leider es noch lange.
Bange seh' ich in die Zukunft,
Denn im starren Winterfrost
Hat mich Amor — sagen muß ich's —,
Treulos und in Schmach verstoßen.“

„Ohne Feuer, ohne Wärme
Kann ich keine Liebe brauchen!“
Rief er: „Geh' und suche nun
Zuflucht dir bei guten Leuten!
Wenn die Blumen wieder blühen
Auf den Feldern, auf den Wiesen,
Und die ersten Veilchen recken
Ihre blauen Himmelsblüten,
Dann bist wieder du willkommen!“
Sprachs und spannte seinen Bogen,
Legt' den Pfeil auf dessen Sehne,
Setzt sich selber drauf und schnellt
Das Geschoß mit sich von dannen,
Und in weitem Fluge flog er
Meinen Blicken unerreichbar
In den blauen Äther fort.
Also irr' ich jetzt vereinsamt,
Frierend, zitternd durch die Lande,
Wenn ich bald nicht jemand finde,
Der sich meiner hier erbarmt,
Sieht mich — fürcht' ich — nicht mehr wieder
Lebend noch der nächste Lenz.
Sage an, du gute Frau:
Kannst du mir zur Winterszeit
Nur ein wenig Wärme leihen,
Die ich dir mit Zinseszinsen
Später sicher wiedergebe?“

Drauf erwiderte die Fremde:
„Liebes Kind, wohl teil ich alles
Was ich habe, mit dir Armen,
Vorher aber mußt du wissen:
Was ich gebe, geb' ich gerne,
Doch an Rückerstattung denk' ich
Niemals hier auf dieser Erde;
Das ist so die Wesensart
Einer ‚Freundschaft‘, die ich bin,
Und des Namens, den ich trage.
Deine Glut jedoch im Sommer,
Die in hohen Flammen lodert,
Heiß und sengend wie der Hölle
Glühend Brodem, solche Glut
Hab' ich freilich nie besessen;
Niemals fang' ich leichthin Feuer.

Freundschaft bietet ja nur Wärme,
Aber diese ist beständig,
Wie im Frühling so im Winter,
Immer gleich und stets dieselbe
Tropenglut und Wüstensamum
Kann ich wirklich schlecht vertragen,
Und ein gar zu hohes Fieber
Schlägt sich leicht mir auf die Nerven.
Dafür aber leid' ich niemals
Wärmehunger und Entbehrung
Und so brauch' ich folgerichtig
Nicht zu warten auf den Frühling
Noch auf erste Veilchenblüten
Auf dem feuchten Grund des Waldes.
Willst du mehr von mir noch wissen
Geb' ich gerne dir Bescheid.“

Antwort gab darauf die Kleine:
„Sage mir doch, liebe Freundin,
Da du voller Güte bist,
Hast du Dank dafür von jenen,
Denen willig du geholfen,
Folgt dir nie ein hartes Wort,
Das nur Bosheit ausgespien?
Denn was mich betrifft, so weiß ich
Viel darüber zu erzählen,
Und für das, was ich gewähre,
Habe ich gar oft zu leiden.
Seltsam sind doch diese Menschen!
Wenn sie Höchstes sich erstreben
Sind im nächsten Augenblicke
Sie schon fähig auch ihr Bestes
Achtlos in den Wind zu schlagen
Und zu Boden tief zu treten.
Folgt nicht Argwohn deinen Spuren,
Nicht Verleumdung und nicht Neid,
Wie der Schatten einem Licht?“

Doch die Fremde, sie erwidert:
„Nein, des Argwohns scharfer Stachel
Ist für mich ganz ungefährlich
Und Verleumdung, die so oft
Einer Liebe drohend folget,
Mich umkreist sie nur von ferne,
Niemals tritt sie mir zu nahe.
Wir sind eben ganz verschieden;
Wenn du brennst und glühst und sengest,
Kann ich immer nur erwärmen;
Wenn du mit dem Schutzgefährten
Amor, deines Glücks Genossen,
Menschenherzen lodern machst,

Daß sie wahnsinnsgleich entflammen,
Kann ich mit den Wärmestrahlen,
Die mir reich im Busen wohnen,
Herzen höher schlagen machen,
Aber nicht in Sinnesgluten,
Sondern froh im Selbstbewußtsein,
Daß sie von den Gütern bestes,
Daß sie F r e u n d s c h a f t sich erworben,
Die in ihrer klaren Reinheit
Schönstes Gut des Lebens darstellt.“

„Sind wir also so verschieden,
Da die Liebe und die Freundschaft
E i n e m Herzen doch entstammen?
Mir erschien es, daß wir beide
Viele Ähnlichkeit besitzen;
Denn zuweilen kommt es vor,
Daß man mich, nur mich gesucht,
Um dann schließlich dich zu finden;
Umgekehrt entsteht aus Freundschaft
Manchmal erst die große Liebe.“

„Nein, mein Kind, es ist doch anders!
Wir sind scheinbar nur so ähnlich,
Weil wir beide Freude bringen
Jenen, die uns gerne suchen;
Aber unser tiefstes Wesen
Ist im Grunde doch verschieden.“

„Möglich, daß du richtig urteilst;
Wie denn wäre es zu deuten,
Daß, wenn ich der Menschen Herzen
Auch nur zart und flüchtig streife,
Sie dann plötzlich höher schlagen,

Voll Erregung stärker pochen?
Rosig färbt sich manche Wange
Und die Augen leuchten auf,
Gleich als hätten etwas Großes,
Etwas Schönes sie erblickt,
Wie den Schimmer eines Glückes,
Den sie vordem nie gesehen;
Ist es nicht bei dir dasselbe?“

„Es ist ähnlich und doch anders!
Gerne will ich dir, mein Kind,
Diesen Unterschied erläutern:
Für die Liebe paßt ein jeder,
Dem die Sinne leicht erregbar,
Und der darin alles findet,
Was er von dem Leben fordert,
Reich an Glanz und gleißend Zauber
Reich an Seligkeit und Täuschung!
Aber für die wahre, reine
Herzensfreundschaft ist nur jener
Hier empfänglich, der im Menschen
Viel mehr sucht als flücht'ge Neigung,
Der nicht mit den Augen liebt,
Nicht mit Worten, nicht mit Blicken,
Sondern mit dem größten Gute
In der Tiefe seines Wesens:
Mit der Reinheit seiner Seele!

Und noch etwas, was uns scheidet:
Du bist rasch in deinem Werden,
Rasch im Blühen und Verwelken!
Keine Blume, keine Blüte
Ist wie du so sehr empfindlich.

Ich jedoch — ich brauche lange
Bis aus unscheinbarem Keime
Sich die Pflanze erst entwickelt;
Aber dann, wenn ich gewachsen,
Blüh' ich voll und üppig auf,
Kraftvoll bis ans End' der Zeiten,
Spende Kühlung und auch Wärme,
Hellen Sonnenschein und Schatten
Dem, der mich gehegt, gepflegt
In den Jahren meines Werdens.“

„Ach, wie sprichst du schön und klug,
Da die Welt dich so erfahren
Und so wissend hat gemacht;
Mittlerweile aber fühl' ich,
Daß der Frost mich schier vernichtet;
Wenn die Freundschaft wirklich Wärme
So im Überfluß besitzt,
Eile rasch, um mir zu helfen,
Da ich sonst bei dieser Kälte
Sicher noch zu Eis erstarre!“

„Komm und schmiege dich, Genossin,
Armes, halberstarrtes Kind,
Warm und eng an meine Brust,
Und empfang' statt der Gluthen,
Die dir jetzt im Winter fehlen,
Meines Wesens warm Empfinden,
Meiner Treue reinen Odem,
Der dich schützt vor dem Erfrieren
In des Winters hartem Grauen,
Denn auf dich nur angewiesen
Kannst du schwerlich gut gedeihen!“

Sprach die Liebe zu der Freundschaft
Enger sich an diese schmiegend:
„Ach, wie wöhlig ist's bei dir,
Sei von Herzen mir gesegnet,
Und ich weiß nun, daß ich dir
Vielen Dank des Lebens schulde;
Was denn wär' aus mir geworden,
Wenn ich auf dem weiten Wege
Dich nicht angetroffen hätte?
Alles, was im heißen Sommer
In mir blüht und sengt und lodert,
Hat mich ja zur Winterszeit
Wie mit einem Schlag verlassen.
Und so komm' ich zur Erkenntnis,
Daß, wenn ich gedeihen soll,
Ich doch nie auf eig'nen Füßen
Ganz allein und nur für mich
Durch die Welten wandern darf.
Deinen Schutz und deine Hilfe,
Deine Wärme, deine Güte,
Deine Größe, deine Reinheit,
Kann und darf ich nie entbehren!“

„Ja“, erwidert ihr die Freundschaft,
„Du hast recht und wahr gesprochen;
Ohne Freundschaft ist die Liebe
Nur ein üppig rasches Blühen,
Flüchtig wie das Licht der Sonne,
Zwischen dunklen Wolkenmassen,
Das verlöscht, eh' es erwärmt;
Nur ein Strahl von fernen Sternen,
Welche zwar dein Aug' erfreuen,
Aber keine Wärme spenden:

Ohne Freundschaft ist die Liebe
Nur wie Duft von Tuberosen,
Süß betäubend, doch gefährlich,
Mild berauschend, doch vergänglich;
Willst du aber Menschenherzen
Dauernd froh und glücklich machen,
Ohne Gram und ohne Kummer,
Doch auch ohne eitles Hoffen,
Recht vom Grunde aus zufrieden,
Dann verbinde dich mit mir:
Mit der Innigkeit und Reinheit
Reich für alle Jahreszeiten,
Reich für Freude und für Trauer,
Reich für jedes Lebensschicksal;
Das ist echte, rechte Freundschaft!“

* * *

Rastlos dreht das Rad der Zeiten
Seine Speichen rund im Kreise
Und der Tag, er bringet jedem
Mannigfache Kummernisse,
Bringet Hoffen und Enttäuschung,
Bringet Gaben hundertfältig,
Die der Menschen Sinn erfreuen;
Doch von allen diesen Gaben,
Die des Lebens Schicksal bietet,
Weiß ich eine als die größte
Und weiß keine mir so kostbar
Als die Freundschaft treuer Seelen.

— — — — —
Viele Güter hat das Leben,
Vieles Schöne, vieles Edle,
Doch die wahre Seelenfreundschaft
Ist das schönste Gut auf Erden!

DES WEISEN SPRUCH

Auf seines goldnen Thrones Pfuhl
Saß stumm des Herrschers Majestät;
Vor ihm die Großen seines Reichs
Bei vollen Tafeln, schwerkgeziert
Mit Silber und mit Prunkgerät
Und reich bedeckt mit Speis' und Trank.

Da trat mit ehrfurchtsvollem Schritt
Ein Kämm'rer vor des Fürsten Thron
Und neigt das Antlitz tief herab,
Die Stirne an des Thrones Stufen
Und spricht: „Erhab'ner, weiser Chan,
Gebierter, Herr und Licht der Welt!
Vor deines Zeltes Eingang steh'n
Drei Brüder, deines Reiches Diener,
Des großen Häuptlings Tamar Kinder,
Der letzte Nacht verstorben ist.
Sie sind im Streit um ihres Vaters
Geerbten Gutes, das er sterbend
Den Söhnen hinterlassen hat.
Und jeder von den Dreien sagt es,
Daß ihm allein gebühre nur
Des Vaters unermesslich Reichtum.
Sie fleh'n zu dir, erhab'ner Herr,
Du wollest nach des Mahles Ende
Vernehmen ihres Hauses Zwist
Und richten dann in deiner Weisheit!“

„Führt sie herein“, ruft aus der Chan.
Und demutvoll, jedoch im Schmuck

Der vollen Rüstung, schwerbewehrt
Mit Schild und Bogen, Schwert und Köcher,
Wie sich für Häuptlings Sprossen ziemt,
Das Knie gebeugt, so treten sie
Vor ihres Herrschers stolzen Thron
Und werfen auf den Boden sich,
Um huldigend sich dem zu nah'n,
Von dessen strengem Richterspruch
Sie Recht erfleh'n. „Warum der Streit?“
Frug jetzt der Fürst, „sagt an — und kurz!“

Da sprach der Älteste von ihnen:
„O Herr, vernehmt, was uns bedrückt:
Drei Brüder sind wir; letzte Nacht
Starb uns der Vater. Reiches Gut
An Herden, Rossen, Zelt und Waffen
Ließ er zurück als Erbe uns.
Doch — ach — zugleich ein böses Wort,
Das uns'res Streites Quelle ist,
Und jedem an die Seele greift
Wie eine Glut, die sengend brennt.
„Nur einer“, sprach er, „ist mein Sohn,
Der rechte, mein' ich, mir gehörig,
Die and'ren zwei hat nur die Schmach
Und Schande mir ins Haus gebracht;
Den Einen segn' ich, Fluch den Zwei'n!“

— — — — —
„Und so im Zorne rafft' der Tod
Den Vater uns hinweg, bevor
Er diesen ‚Einen‘ uns genannt
Und damit klar uns offenbart',
Daß dieser EINE — Erbe nur

Und rechter Sohn dem Vater war.
Wir stritten hart, da noch im Zelt
Des Vaters toter Körper lag,
Und kommen nun zu dir, o Chan:
Entscheide du in deiner Weisheit
Vor allen Großen deines Reichs
Und allem Volke, das versammelt,
Den Streit! Dein Diener hat gesprochen.“ —

Der Herrscher sah die Brüder an,
Das Haupt gestützt und lange schweigend.
Dann plötzlich aus den Augen schoß
Wie grauer Blitz der Blick auf sie;
Und langsam sprach er: „Höret mich!
Ich kannte euren alten Vater
Als Meister kühn im Waffenspiel,
Und niemand meines großen Volks,
Dess' ganzer Ruhm die Kriegskunst ist
Und das mit Pfeil und Wurfgeschöß
Die Welt erbeutet und besiegt,
Hat je die Pfeile so geschneilt
Dem sich'ren Ziele zu wie er;
Drum lautet so mein Richterspruch:
Des Vaters r e c h t e r Sohn ist nur,
Wer ihm gefolgt in seiner Kunst.
Das schärfste Auge, straff der Arm,
Den Pfeil am sichersten ins Ziel!
Erprobt es nun und jener nur
Ist Erbe eures Vaters Gut,
Der hier den besten Schuß getan!
— Des Schusses Ziel . . . wähl' ich euch selbst!
Denn prüfen will ich, ob auch Mut

Und Kraft in euren Herzen wohnt.
Den Vogel hoch im Flug, ein Tuch,
Geworfen rasch von flinker Hand —
Ist Knabenwerk; solch' eitel Spiel
Ist nicht für euch! Ich wähle heut'
Ein ander' Ziel, wie keines noch
Ihr je geschaut — und dieses ist,
Vernehmt es wohl: des Vaters Leib,
Des toten Vaters kalter Leib!!
Herbei mit ihm und bindet ihn
An jenes Baumes dürren Stamm:
Beginnt nun gleich und jener, der
Der rechte Sohn des Vaters ist,
Der treff' ihn gut! Das ist mein Spruch!!“
Man schleppt des Vaters Leichnam her
Und fesselt ihn; das Volk erstarrt
Vor Schreck und blickt betroffen, stumm
Auf dieses seltsam' Schauspiel hin.

Der erste nun der Brüder nahm
Mit finst'rem Auge sein Geschöß,
Prüft' trotzig seines Bogens Kraft
Und spannt' bedächtig dessen Strang.
Weit vorgebeugt und starren Blicks,
So stand, des Pfeiles Knauf am Ohr,
Er zielend nach des Vaters Leib — — —
Und jetzt . . . ein Klang, dem Seufzer gleich,
Wie Klage-ton von blassen Lippen,
Der schmerzenvoll zum Ohre dringt,
So tönt es von des Sohns Geschöß —
Und in des toten Vaters Brust,
Dem Herzen nah, stak tief der Pfeil.

Des Volkes Spannung löste sich
 Aufatmend in ein leises Murmeln,
 Das schwül wie heißer Steppenwind
 Vor nahendem Gewitter ging
 Umher im Kreis. — — Doch raschen Schritts
 Nahm jetzt der Zweite seinen Stand,
 Warf einen Blick voll Hohn auf den,
 Der grad den ersten Schuß getan,
 Und dann voll Übermut aufs Volk,
 Das ihn umgab mit starrem Staunen;
 Erhob den Bogen, spannt' ihn dann
 Mit sich'rer Kraft, als gält's ein Spiel,
 Den Pfeil darauf und zielt — — und zielt — —
 Ein schriller, weher Laut, als flög'
 Durch dürres, welkes Laub verscheucht
 Ein Vogel angsterfüllt davon . . .
 Und — losgeschneilt vom Strang der Pfeil
 Stach mitten in des Vaters Herz!! — —

Und auf den Jüngsten blickt' das Volk
 Voll Neugier, was nun kommen wird;
 Denn in des Bogens Kunst gepriesen,
 War er bekannt als bester Schütz'
 Im ganzen Land; zu spalten scharf
 Der Brüder Pfeil mit seinem Pfeil
 Vom Knauf zum Eisen war ihm Spiel.

Den Bogen nahm er, nahm den Pfeil,
 Blickt auf den Leichnam dort am Stamm
 Und prüft und spannt und prüft und spannt —
 Doch schlaff sinkt ihm der Arm herab
 Und kraftlos das Geschoß zur Erde;

Und aus den Augen stürzen Tränen,
Dann vor dem Herrscher fällt er nieder:
„Und sei dein Thron, o Chan, der Preis
Für dieses Ziel, das du gesteckt,
Treff Schande mich und Tod, ich kann
Nicht zielen auf des Vaters Brust!
Verteil das Erbe jenen beiden,
Die ihren Meisterschuß getan;
Ich will voll Müh in Arbeit leben,
Doch nach dem Vater schieß' ich nicht,
Und ließest du, o Herr, mir auch
Die Hand zerspalten und zerhau'n
Mit deines scharfen Schwertes Schneid'!“

Aufschrie das Volk! Wie Blitzesfunke
Vor jeder Seele stand's: „D e r ist!
Das ist der rechte Sohn und Erbe!“
Kaum merkbar lächelte der Fürst,
Als zuckt' nach schwerem Ungewitter
Am Firmament ein Wetterleuchten . . .
Dann sprach er also: „Wohl, du bist's!
Bei meinem Bart! — — Untrüglich zeugt
Des rechten Vaters Blut in dir!
So nimm denn auch des Vaters Erbe,
Das dir zu Recht gebührt! — — Doch ihr,
Ihr beiden dort, erwieset euch
Unwürdig und dem Vater fremd
Und euer Herz sprach nicht von Lieb'
Für den, den ihr den V a t e r nanntet;
Nur Gier nach Gold, nach Hab' und Gut,
War eures Schusses Zweck und Ziel!
Hinweg! Für immer aus den Augen!

Weh' euch, wenn ich euch je erblicke
In meines stolzen Hofes Kreis.
Das ist mein Spruch!“

Und alles schrie
Laut jubelnd, tosend und verzückt
Vor dieses Spruches Majestät:
„Hier hat ein Gotteswort gerichtet,
Nicht Menschensinn hat es vollbracht!
Im Herzen schlummert unbewußt
Ein mächt'ger Drang, und immer zieht
Das Blut zum Blut; welch' hehres Schauspiel!
Gesegnet seist du, großer Chan,
Und deine Weisheit sei gepriesen!!!“

DER DUNKLE RITT

Der Vorhang fiel — vollendet war der Weg. —
Die Glocken, die den düst'ren Trauerzug
Mit Tönen dumpf geleiten, sind verstummt,
Nur noch ein leises Zittern, Seufzern gleich
Erklinget, kaum vernehmbar, hauchend fast,
Wie letztes Abschiedsflüstern durch die Luft, —
Dann fällt der Vorhang und das Spiel ist aus!

Die Seele aber schwingt sich hoch empor
Zu jenen Höhen, wo die Götter wohnen,
Dort in Olympos unsterblichen Gefilden,
Wo viele schon vom alten Freundeskreis,
Vom Leben müde und der langen Fahrt
Nach hartem Kampf zur letzten Rast gelangten.

In dichtem Nebel scheint die Welt gehüllt,
Kein Blatt auf krummen Weiden will sich regen,
Die trübe Luft mit grauem Dunst erfüllt,
Durch den sich stumm nur Schatten still bewegen;
Kein Vogelsang, kein blasser Sonnenstrahl
Und alles rings im Kreise bleich und fahl,
Das Herz bedrückt von Düsterkeit und Trauer,
Als stünde es vor einer schwarzen Mauer,
Gewaltig, hoch, von ragender Gestalt
Gleich einer dunklen Zwingburg von Basalt;
Davor des Flusses düster schwarze Flut,
An dessen Ufer Boot und Fährmann ruht.
Man fühlte nur, vom jähen Tod gefällt:
Hier ist der erste Schritt zur Unterwelt!

Es drängen sich zum Strome bleiche Seelen
Als gilts die Fahrt ins unbekante Weite,
Doch niemand kann des Weges Richtung wählen,
Sein Schicksal wandelt jedermann zur Seite,
Nur sein Gesetz befiehlt in dieser Stille;
Der Tote schweigt und tot ist auch sein Wille!

Der Charon kam, er winket mit der Hand,
Und deutet hart gebietend auf den Kahn,
Die Schatten steigen ein, am Uferrand
Da gleiten sie die dunkle Wasserbahn,
Den grausen Strom entlang und alles stumm,
Nur düst're Einsamkeit im Kreis herum.
Des Todes Fährmann rudert wortlos leise
Die Flut hinab zu seinem dunklen Ziel;
Wie trostlos öde scheint die letzte Reise,
Wie hart der Mann an seines Kahnes Kiel!
Man fühlts und doch, man muß das Leid bezähmen,
Die Welt versinkt bei diesem Abschiednehmen . . .

Da endlich leuchtet es wie Morgenrot!
Der Himmel klärt sich, schwere Wolken schwinden,
Die Felsenberge aus Basalt geformt
Sie öffnen weit die grauen, mächt'gen Pforten
Und dort im Schmuck des ersten Maiengrüns
Erscheint — wie seltsam doch — voll Herrlichkeit
Ein grünes Tal, ein wahres Paradies,
Voll Zauber, hell und reich im Frühlingsschmuck.

Sie landen, von Gestalten laut empfangen,
Nur Schatten zwar, wie Nebelbilder hohl,
Doch immerhin erkennbar wie zuvor,

Wie sie im Erdenleben einst gewesen,
Und alles drängt voll Ungeduld zum Boot,
Das aber niemand eh verlassen darf
Bevor er nicht dem stummen, grausen Mann
Das Fahrgeld hingereicht, das er begehrt.

Indeß erschien ein Bote, groß und stumm,
Ein schwarzer Mantel hüllte die Gestalt,
Das Antlitz unerkant und tief verschleiert,
Nahm still des neuen Gastes Hand und führt'
Ihn fort auf weite lichte Bergeshöh,
Um vor des Höchsten Thron ihn gleich zu bringen.
Von ihm geführt und seiner Freunde Schar,
Betrat er zag den letzten Schicksalsweg.
Es war ein seltsam banges Wehgefühl,
Das ihn auf diesem Wege jäh erfaßt,
Wie etwas, das er nie zuvor gefühlt,
Das ihm das Restchen Seele, das noch war,
Zu grauer Asche zu zermalmen drohte.
Der Bote schien es jenem nachzufühlen;
Er sah ihn an mit halberlosch'nem Blick,
Dann drückt er tröstend ihm die kühle Hand,
Als wollt' er sagen: „Mut, verzage nicht!
Die Götter sind barmherzig, wenn auch streng!“

Mit einem Male stand vor gold'nem Thron
Der neue Gast geblendet, wortlos starr!
Was er erblickt, das läßt sich nicht beschreiben,
Hiezu reicht keines Erdenmenschen Kraft,
Und wär' ihm selbst die Phantasie verlieh'n,
Aus der der Dichter sich Gestalten formt.
Der Glanz um ihn beraubt ihn seiner Sinne,

Er steht und fühlt der Gottheit ew'ge Größe,
Er hört das Wort, doch sehen kann er nichts!
Es scheint, daß ihm für solche Herrlichkeit,
Für soviel Glanz und unsagbare Pracht
Sein menschlich Auge nicht beschaffen ist,
Und daß ein einz'ger Strahl von diesem Thron
Für ewig ihn und restlos blenden müßt'!

Doch aus der Tiefe dieser hellen Glut
Ertönt mit einem Mal das Wort von „Ihm“,
Dem Höchsten, Einzigen, Erhabenen,
Dem Urquell alles Werdens und Vergehens,
Den menschlich Auge nie erblicken kann,
Den es nur ahnt mit seiner Seele Schwingen,
Unnahbar, groß, erhaben und gewaltig!
So mächtig klang sein Wort, so tief erschütternd,
Als würde hart ein schwerer Riesenhammer
Im Ohr des Hörers auf den Ambos fallen.

„Was ists mit dir? Sag an! Wer bist du — sprich!
Was hast du dort in deiner Welt getrieben?
Verhehle nichts, denn hier gilt nur die Wahrheit,
Und jeder Trug erscheint hier ungeschminkt.
Nun denn, beeile dich und schnell bekenne!“

„Erhab'ner Du, dess Anblick mir verborgen
Und dessen Stimme ich nur bang vernehme,
Ein Arzt war ich in meinem Erdenwandel,
Ein armer Teufel, selten gern geseh'n,
Von wenigen erwünscht, wie's eben geht.
Doch was ich konnt zu raten und zu helfen,
Das tat ich gern, nach Wissen und nach Kräften.

O Herr! Mein großer Gott! Du weißt es selbst
Wie wenig wir im Grunde doch vermögen.
Die Gottheit gab hierin uns wenig Macht,
Das Wissen karg, das Können — ach — noch karger!
Indess' — versucht ich des Berufes Pflicht
Mit bestem Willen redlich zu erfüllen!“

„Was hast du sonst auf Erden noch getan,
Um dort der Menschheit freudevoll zu dienen?“

„Erhab'ner Du, unendlich groß und hehr!
Ich hab' noch überdies aus inn'rem Drang
In stillen Weihestunden mich versucht,
Was in mir lebte, formend zu gestalten;
Und das, was ich empfand in meiner Brust
In rechtem Ausdruck lyrisch zu umkleiden;
Mit einem Wort — verzeih — ich war ein Dichter;
Ein kleiner zwar, das mag Dich gnädig stimmen,
Doch immerhin, ich war's, o großer Zeus!“

„Was höre ich“ — erklangs wie Donnerrollen —
„Was sagst du da, du warst ein Versefex,
Ein Dichter, wie? Ja lebt denn dieses Volk
Noch immer dort auf eurer Erdenwelt?
Seid ihr noch immer toll aufs Reimgeklingel,
Mit dem erbarmungslos ihr andre quält?
Von Dichterlingen hab ich grad genug!
Und damit kommst du mir vor diesen Thron,
Als Dichter meine Gnade zu erwirken?
Was fällt dir ein? Du glaubst vielleicht am End',
Daß doch im Himmel droben etwas gilt
Womit im Leben du fast nichts erreicht?“

„O Herr, erbarme Dich, nur sagen will ich
Was Dich vielleicht zur Milde stimmen kann;
Ich war . . . ich wollt' . . . ich meine eben nur . . . ,
Ich bin verwirrt und meine Zunge stockt,
Ich stammle kaum und weiß nicht was ich sage . . .

„Genug, sei still, Apollo mag erscheinen —
Und seine Meinung über diesen Dichter
Will ich vor der Entscheidung noch vernehmen!“

Apollo kam, voll Glanz die Lichtgestalt,
Erschien er mächtig vor dem gold'nen Thron,
Verbeugte sich und sprach: „Was wünschest Du,
Du Herrlichster, daß ich vor Dir berichte?“
Und Antwort tönt vom unsichtbaren Mund:
„Sieh dir dies Zwerglein an, das vor dir steht!
Ihn hat der Todesengel hergeführt,
Um hier von mir das Urteil zu empfangen;
Ein Arzt war er auf Erden, nicht genug,
Er war auch Dichter, sagt er, zwar nur klein,
Doch immerhin, er wars, behauptet er,
Weißt etwas du von ihm, und spricht er wahr,
So magst du's hier getrost vor mir bekunden;
Was Schönheit, Kunst und Poesie betreffen
Bist mächtig Du, bestimmend und allwissend!“

Da nahm Apoll den Armen bei der Hand,
Und sah ihm tief ins kaum erlosch'ne Auge —
Dann lächelt er ganz zart und flüchtig nur,
Als wenn ein Sonnenstrahl vorüberhuscht
Und sprach: „Ja, Herr, den kenne ich so weit,
Nun ja —, ein Dichter mag er füglich sein,

Doch war er harmlos, klein, ein Träumer nur!
Mit seinem Schaffen hat, das ist gewiß,
Die Welt er nicht erschüttert, keinen Zoll!
Doch mag dem Kleinen zum Verdienst gereichen,
Den Freundeskreis, dem treu er angehört,
Hat er in manchen Stunden, dann und wann,
Nach seiner Kraft erfreut mit Lied und Wort' —
Zudem — verzeih' was ich bisher vergaß —
Er ist Schlaraffe, Geist von meinem Geist,
Und Dichter sind sie alle, durch die Bank,
Wenn nicht im Wort, so sicher im Gefühl,
Schlaraffe sein, heißt fühlen und heißt schaffen!
Und wenn der Kleine da zum Dichter ward,
Was kann der Arme schließlich denn dafür?
Ein großer? Nein! Die Schwingen reichten nicht,
Um ihn auf Parnas Höhe hoch zu bringen.
Doch wer trägt Schuld, wenn es ihm nicht gelang?
Weshalb gabst Du die rechte Kraft ihm nicht,
Damit er größer wurde als er war?

Drum meine ich —, verzeihe, daß ich's wage,
Es hier vor Deinem Throne auszusprechen —
Sei gnädig ihm und richte nicht zu streng,
Er konnt' nichts andres als Schlaraffe tun
Als träumen, dichten, in Phantomen leben!
Die Luft auf Erden im Schlaraffenreich
Erscheint mit solchen Dingen ganz geschwängert,
Da wird so mancher dieser Lockung Opfer,
Besteigt ganz keck den lahmen Pegasus
Und dichtet dann drauf los nach seiner Kraft!
Soweit die Ansicht Deines treuen Dieners!“

Und Zeus — sich kurz besinnend — sprach sodann:
„...So — so — S c h l a r a f f e war er auch? Nun denn:
Ich sehe gerne diese Bläßgesichter!
Sie stehen doch dem Herzen näher mir
Als viele andre von dem Erdgelichter.

Nur dir zu lieb, Apollo, teurer Sohn,
Der du Beschützer dieser Gilde bist,
Will ich dem Dichter denn auch gnädig sein:
Will sippen er in der Schlaraffen Kreis,
So mag er's tun, so oft es ihm beliebt;
Reizt ihn jedoch zu sehr Poetenlust,
Die ihm die Gottheit etwas karg bemessen,
Dann darf er hoch hinauf zu jenen dort,
Die einst der Götter Rat erlesen hat;
Den wirklich Großen im Gebiet der Kunst,
Um sich am Anblick wahrer Geisteshelden
Bewundernd und in Demut zu erfreuen.

Nur merke, nicht zu nah'! Mehr bei der Tür
Und höchstens nur im Schatten der Titanen!
So ist mein Urteilspruch! Apollo, du,
Geliebter Sohn, nimm ihn in deinen Schutz
— Da dir Schlaraffen ja so nahe stehen' —
Und führe ihn zum Orte der Bestimmung!“

So dröhnt' die Stimme aus der Lichterglut;
Es nähert sich Apoll, nimmt ihn beim Arm,
Und führt den Dichter liebeich mit sich fort;
Dann spricht er mild belehrend: „Hör' mein Sohn,
Das Urteil hast du nun von Zeus vernommen,
Ich füge noch hinzu und mein' es gut:

Unsterblich? nein! als Dichter wirst du nicht!
So hoch zu greifen bleibt dir stets versagt,
Zu schwach und matt war dir hiezu dein Flug.
Jedoch vielleicht im Lied, das du geschaffen?
Es hat selbst mir, so oft ich's hört', gefallen!
Jetzt still, hörst du? Von unten tönen Stimmen,
Ganz zart und dünn, doch deinem Ohr vernehmbar,
Es ist ein Lied und dir nicht unbekannt,
Wahrscheinlich sind's Studenten wo im Krug,
Die sich an frohen Liedern hell begeistern.

Vernehme denn: So lange noch die Jugend lebt
Und heiß in ihrer Brust Studentenherzen schlagen,
So lang am deutschen Rhein die gold'ne Rebe wächst
Und fröhlich jauchzt das Volk beim jungen Maienwein,
So lang am Donaustrand ein frohes Lied ertönt,
Am Neckar und am Main der echte Frohsinn lebt,
So lange noch die Jugend schwärmt und hofft und liebt
— So lang lebt auch dein Burschenlied und du in ihm!
Dann klingt im deutschen Land es hell in Saus und
Braus:

Sing — Sang, Kling — Klang,
Es zoge ein Bursch hinaus!

INHALT

GEDICHTE

Der Blinde	11
Ein Traum	13
Am Fliederbaum	16
Vision am See	17
An der Weggscheid'	19
Wiegenlied	21
Scheiden	22
Schwanengesang	23
Einsicht	24
Doinen	25
Frühlingserwachen	30
Zu spät!	31
Übers Jahr	33
Umweg	34
Sehnsucht	35
Frühlingswehen	37
Ein altes Lied	38
Jahreswende	39
Waldesrauschen	40
Flucht vor dem Leide	41
Frühlingsende	42
Nachtgeflüster	43
Mon Repos	44
Glücksgefühl	45
Wie das Meer	46
Frühlingszauber	48
Der acherontische See	50

Besuch	52
Das Glück	53
Herbstblüten	54
Rückblick	57
Die Blumennymphe	58
Am Grabe Lenaus	59
Das Meer	62
Die Zeit	64
Herbststahung	66
Im Kreislauf des Lebens	67
Waldesflüstern	68
Der Toten Erdentag	70
Der Waldsee	73
Die Nacht am Meere	76
Wer weiß?	78
Trugbild	80
Trost	82
Im ewigen Kreislauf	84
Allerseelentag	85
Der Liebe wahrstes Bild	86
Ein morscher Baum	87
Das Schiff	88
Reflexion	90
Nacht am Weiher	92
Blätterfall	97
Abenddämmerung	99
Meeres-Stimmung	101
Lebensspruch	102
Herzenseinsamkeit	103
Träumerei	105
Dunkle Frage	107
Sonnenuntergang	109

Gereifte Jahre	111
Zu Allerseelen	114
Sommerabend	117
Nachts, wenn alle Stimmen schweigen	119
Meditation	121
Vergänglichkeit	122
Einsame Betrachtung	123
Am schwarzen Strom	125
Der Sinn des Lebens	127
Ein Traumbild	130

BALLADEN UND LEGENDEN

Barmherzigkeit	135
Baba Dochia	138
Die Wallfahrt	143
Der Ruf der Sehnsucht	150
Die Heldenmutter	170
Eine Vision	180
Zwischen zwei Welten	192

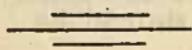
ROMANTISCHES EPOS

Fata Morgana	
1. Grigori	207
2. Anicutza	227
3. Assad	252

SONETTE, GEDICHTE, BALLADEN

Freundschaft	287
Sehnsucht	288
Du bist der Lenz	289
Mahnung	290
Zueignung	291

Schattenbild	292
Verzicht	293
Wo du nicht bist	294
Ergebung	295
Resignation	296
An die Muse	297
Am Klippenstrand	299
Trug	300
Die Flucht	301
Erkenntnis	304
Franz Schubert (1828—1928)	305
Gruß an die Vergangenheit	308
Der arme Scholar	309
Ein einfach Lied	311
Erlösung	312
Abwehr	315
Einst und Jetzt	316
Wiedersehen	318
Nixenzauber	320
An einen Dichter	325
Erfüllung	327
Winterbild	328
Im Seminar	330
An einen Freund (Gedenkblatt)	334
Prolog (L. v. Beethovens 150. Geburtstag)	337
Weihegruß (zur Enthüllung des Goethe-Denk- males am 17. Mai 1932)	341
Liebe und Freundschaft	345
Des Weisen Spruch	355
Der dunkle Ritt	362



Sudetendeutsche Tageszeitung (15. Dezember 1933). Nur wenige von denen, die es gesungen haben und singen, wissen, daß ein Lied dieses Dichters in fast aller deutschen Studenten-Mund ist. Das Lied „Ein treues Herz voll Liebeslust, an Liedern reich und Sangeslust...“. Es gilt für ein altes Prager Lied, aber es entstand in froher Frühlings-Weinstimmung zu Grinzing beim Heurigen, und seine Dichter waren der Prager Austrianer Srnka und der Wiener Saxone Kalinczuk. Das war in seliger Jugendzeit. Nun ist der Herbst des Lebens da, aber die alte Dichterkraft regt sich noch in unablässigem Drängen, das Leben zu deuten und das Empfinden zu gestalten. Freilich nicht mehr im nur halb wehmütig gestimmten Studentenlied. Die Wehmut ist ernster und schwerer geworden, das melancholische Rieseln des Herbstregens und das Rascheln des Blätterfalles geben die Grundmelodie, dunkle Schatten der Sehnsucht liegen breit neben spärlichem Licht froher Augenblicke. Unerfüllbarkeit des niemals endenden Glückverlangens senkt Bitterkeit in die Seele. Diese Sammlung reifer und besinnlicher Verse ist fast durchaus auf Moll gestimmt. Was ist das Glück? Eine erzählende Dichtung: „Der Ruf der Sehnsucht“, vielleicht die bedeutendste des Bandes, schließt der Dichter:

„Durch alles geht, was einst ein Gott erschuf
Ein einz'ger Trieb, ein einz'ger Sehnsuchtsruf:
Bricht auch das Aug', sein letzter müder Blick,
Er fällt auf's Glück!“

„Traumland“ heißt Kalinczuks Buch. Traumland, das ist das Leben selbst, durch dessen Vielfältigkeit wir wandern, von Traumnächten geführt. Neue Töne wird man darin vergebens suchen, aber Kalinczuks Dichtungen sind von einer reinen edlen Haltung, von einer vornehmen, gütigen Geistigkeit, Gedankendichtungen zumeist, Auseinandersetzungen mit Urfragen des Schicksals und des Daseins. Auch Erzählendes und Balladisches ist dem stattlichen Strauß beigefügt. Und hier leuchten Farben des Orients und von Kalinczuks rumänischer Heimat. Denn Kalinczuk ist Rumäne von Geburt, aber durch Studium und Lebensweg und Wahl des Geistes in deutscher Kulturwelt so verwurzelt, daß er in ihrer Sprache dichten konnte, daß er uns dieses reife, liebevolle, sehnsüchtige und noch immer jugendlich glückverlangende Altersbuch schenken konnte, das wir nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand legen können und das einen leise verschwebenden Klang von Wehmut in uns zurückläßt. Karl Hans Strobl.

Neue Freie Presse vom 14. Juni 1934. Jonél Kalinczuk: „Traumland.“ (Krystall-Verlag, Wien). In dem Buch spricht aus seiner, dem Zeitlichen, Vergänglichen völlig abgewendeten Geisteswelt ein Neuer, bisher nur in den engsten Kreisen seiner rumänischen Heimat durch seine Dichtung „Die Glocken von Boruti“ (C. Frommes Verlag, Wien), durch sein fast in der ganzen Studentenwelt gesungenes Lied „Ein treues Herz voll Liebeslust, Sing-Sang, Kling-Klang“ und seine in den rumänischen literarischen Zeitschriften erschienenen „Schattenbilder“ bekannt, seine eigene poetische Sprache. Vielleicht ist das „Traumland“ des Dichters Jonél Kalinczuk der Wegbereiter auf der neuen Bahn echten dichterischen Schaffens. Der Inhalt seines Buches (Gedichte, Balladen, ein romantisches Epos) ist ungemein reichhaltig und wird jenem, der in der Abkehr von den Tagessorgen eine wirklich geistige Erholung und Erbauung erstrebt, all das bieten, was er unbewußt mit seiner Seele sucht.

R. S.

Süddeutsches Tagblatt, Dezember 1933. Hier liegen poetische Gaben vor, welche die sonst oft zu Unrecht gebrauchte Bezeichnung „Dichtungen“ wirklich verdienen. Eine reiche, stark fühlende Seele spricht aus diesen Versen. Die schmerzvolle Melancholie des Alters, das vergebens nach entschwendener Jugend zurückblickt, liegt in den meisten Gedichten, ergreifend heißes Sehnen nach fernem Glück zwingt mitzufühlen, Gedankenreichtum und starker Stimmungsgehalt in all den bunten Bildern zeichnen die Gedichte aus. In edler Klangfülle fließen die Rhythmen, vorbildlich für viele, die heute schaffen. Ungemein plastisch erstehen die Erlebnisse auch in Balladen und Legenden sowie in romantischen Epen. In vielen Gedichten ist rumänische Stimmung, rumänisches Volkstum in packender Lebendigkeit wachgerufen. Schon deshalb sind diese Gedichte lesenswert, da sie uns wenig Bekanntes meisterhaft nahebringen. Aus der allgemein wehmütigen Grundstimmung des Buches steigen da und dort fröhlich lebensfrische Töne empor, doppelt wirksam und zündend in der schwermütigen Nachbarschaft. Zuweilen wird der Dichter in seinem Ausdruck so wunderzart, daß die Verse klingen wie in einem süßen halbverwehten Volkslied. Es liegt ein eigener schmerzlich schöner Zauber über diesem Buch, dem sich niemand, der mit Gefühl zu lesen weiß, wird entziehen können. Der Verlag hat mit der Herausgabe dieses Werkes eine beachtenswerte Tat vollbracht.

St.

Neues Wr. Tagblatt. 13. IV. 1934. Die neuere deutsche Lyrik ist von den schöpferischen Zuflüssen der großen lyrischen

Gewalten einer noch in den Zauberkreis Goethes gebannten Kunstübung gespeist, zehrt aber auch von den unmittelbarer einstürzenden Wogen der Nietzsche-Dehmel-Zeit mit ihren neuen Impulsen, die alte Formen sprengten. „Traumland“ von Jonél Kalinczuk ist ausschließlich der schlichten Weise und Strophe verpflichtet, wie sie noch Lenau gestaltete. Auch von seiner sanften und doch herben Melancholie überweht ist es, nicht so sehr unter seinem Einfluß, als wegen einer verwandten Sphäre, die dem stärkeren Ingenium erlage, hätte sie ihm nicht auch eigene Grundelemente lyrischen Weltgefühls entgegenzusetzen. Lenaus Welt aber ist es, die sich hier der eigenen Welt eines Dichters vermählt und ihr Schwung und Kraft von ihrem eigenen Wesen verleiht. Es ist die gleiche Wehmut, die sich an den Herbst und den Blätterfall, an das Waldrauschen und die dunklen Gefühle der Herzeinsamkeit hingibt, an Meditationen der Vergänglichkeit, an den Zauber von schwarzem Moor, an Schilf und Farn und die Geister eines ruhenden Weihers, und doch ist es mehr als ein Tönen, das wie geisterhaftes Spiel der Meistergeige schwingt, auf der sich eine neue Hand versucht. Es ist dankbare Liebe, die sich zu dem Meister bekennt und eigene Blüten als Strauß auf sein Grab legt.

Max Fleischer.

Deutsche Corpszeitung, Frankfurt (Februar 1934). Von dem bekannten und hochgeschätzten Marienbader Arzt Jonél Kalinczuk ist im Wiener Krystallverlag ein Versbuch „Traumland“ erschienen, das jedem Leser Vieles und Neues zu sagen hat. Kalinczuk schrieb ein großes romantisches Epos: „Die Glocken von Boruti“, das allein ihn unter die beachtenswerten Dichter gereiht hätte. Mit seinem Namen ist aber auch das unsterbliche Studentenlied: „Ein treues Herz voll Liebeslust“ verwoben. Man erzählt von dem Dichter Richard Dehmel, daß er als Knabe stundenlang still zuhorchte, wenn der Wald um sein Elternhaus rauschte, und daß dieses Waldesrauschen lebenslang seine Poesie beeinflusste. So mag es wohl auch Kalinczuk gegangen sein, auch in seinen Gedichten rauschen Wälder und klingen die Heiden, doch sind es nicht die Eichen Dehmels, es sind die Wälder Rumäniens. Braunlockige Mädchen lachen, es klagt die Doina, das rumänische Sehnsuchtslied und Kobzакlänge begleiten den Horareigen, zu dem sich die Liebesleute die Hand reichen. Trotz dieses Grundtones, der wie leise dunkle Musik seine Verse untermalt, ist Kalinczuk ein deutscher Dichter, der Sprache und den Gedanken nach. Die ewige Frage des grübelnden Deutschen klingt immer wieder auf:

„Jedoch das Leben, magst du mir erklären,
Wozu besteht es und zu welchem Ziel?“ usw.
In dem schönsten Gedicht der Sammlung „Nachts, wenn alle
Stimmen schweigen“ erkennt der Dichter seine Mission. Da
ist immer eine Stimme, die flüstert und fragt, ob ihm wohl
nichts entging, denn er muß alles sehen, alles hören, alles
fühlen — um es dann in Worte umschmelzen zu können —
ewige Qual und ewiges Glück des echten Poeten.

Dr. Viktor Mikka.

Glerner Nachrichten, Dezember 1933. Der geschätzte und
vielbeschäftigte Arzt, Dr. med. Kalinczuk in Marienbad, hat
eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte aus früherer und
jetziger Zeit herausgegeben, die zum Reifsten und Schönsten
gehören, was die letzten Jahre an Poesie hervorgebracht
haben. Seine Lieder sind ein Dank an den Schöpfer, der
uns mit empfänglichen Sinnen mitten in sein All gestellt
hat, ein Dank aber auch an seine Mutter, die ihm das Leben
gegeben und die Jugend in Liebe betreute. Neben frohester
Lebensbejahung steigt leise ein Nebel herauf, der den
gereiften Menschen trennt von der Fülle des Erlebens und
und ihn in stiller Wehmut erkennen läßt, daß alles ver-
gänglich ist, Jugend und Kraft, Schönheit und Licht. Und
er sucht nach Erkenntnis — und ringt um Antwort darauf,
was werden wird, wenn der letzte Erdentag für ihn sich
vollendet. Tiefgründige Zwiesprache mit der Stimme der
Nacht wird ihm offenbar, daß alles Wissen vergeblich, daß
nur der Glaube die Zweifel besiegt und uns den Weg nach
vorwärts und aufwärts zu weisen vermag. A. T.

Wiener Neueste Nachrichten. Der Reinertrag dieses im Ton-
fall Ienauscher Schwermut gedichteten Versbuches ist den
armen Blinden gewidmet und „Der Blinde“ heißt auch das
ergreifende Eingangsgedicht. Die weltenschmerzliche Stimmung
des mit viel Liebe zusammengestellten Buches, die
Traumbilder und Reflexionen, die einsamen Waldseen und
Trauerweiden, die Nixen und Nymphen im blassen Monden-
schein, die Dämmerstunden unerfüllter Sehnsüchte werden
hauptsächlich für Menschen Interesse haben, die in Erin-
nerungen leben. Die Stoffe der traditionell gestalteten Bal-
laden sind der rumänischen Geschichte entnommen.

Neues Wiener Journal, 6. Februar 1934. Der rumänische Lyriker
Jonél Kalinczuk, der seine Dichtungen in deutscher Sprache
erscheinen läßt, hat im Krystall-Verlag, Wien, eine Sammlung
von Gedichten, Balladen, Romanzen, Legenden und Epen
herausgegeben, die er bezeichnenderweise „Traumland“ nennt.

Die Gedichte selbst sind von tiefer Naturbewunderung erfüllt und werden dem Frühling ebenso gerecht wie dem Herbst, der Sehnsucht der Jugend ebenso wie dem Scheiden im Alter. Auch in der Reihe dieser Gedichte findet man lyrische Blüten, die dem rumänischen Volkscharakter Rechnung tragen, und zwar in einer Serie von sechs Gedichten, die er „Doinen“ (Rumänische Klage- und Sehnsuchtslieder) nennt, besonders bezeichnend für das Empfinden dieses Volkes. Wie bei allen modernen Lyrikern spricht viel Resignation aus den Zeilen, so wenn er z. B. feststellt: „Auf dem Weg von Dir zu mir, irgendwo da sitzt das Nein“ ... Von tiefer Poesie erfüllt sind die Strophen „Herbstblüten“ und in dem langen Poem „Nacht am Weiher“ erhält man durch die dichterische Vermittlung des Autors starke Impressionen. Sehr poetisch sind „Sonnenuntergang“ und „Nachts, wenn alle Stimmen schweigen“. Wenn von der „Baba Dochia“, dem Frühlingssturm erzählt wird, hört man den Spielmann auf seiner uralten Kobza ein sehnsuchtsschweres Lied singen. ... Ein romantisches Epos „Fata morgana“ in drei Gesängen schließt diesen inhaltsreichen Band, bei dessen Lektüre man den Hauch innerer Erlebens spürt.

F. F.

Freie Stimmen, Klagenfurt 1933. Von ganz anderer Art sind die Dichtungen des Rumänen Jonél Kalinczuk, die, gesammelt in einem umfangreichen Band, mit dem Titel „Traumland“ (Krystall-Verlag, Wien) vorliegen. Rumänische Balladen und Legenden, außerordentlich dramatisch gestaltet, und ein „romantisches Epos“ verraten die Vorliebe des Dichters für große Formen. Aber auch kleineren Formen ist sorgfältige Pflege gewidmet, zarten, melancholischen Gesängen in der Art Lenaus, über denen viel kostbare Stimmung und die leise Wehmut des Ostländers liegen. Thematisch ungemein vielseitig wirken diese Lieder durch ihren männlichen Ernst.

Herbert Strutz.

Freie Stimmen (Klagenfurt). Dickbäuchige Gedichtbände erwecken meist Mißtrauen. Es geht ihnen wie den überfüllten Rosenhecken. Knospen und Ueberreifes, Müdes, schon im Fallen Befindliches hängt krank im Gezweige, vom Schimmer der Fehlerlosen zehrend...! Bei diesem Band ist es allerdings anders. Alles ist vasenreif! Gedichte, die sich im Suchen und Sagen voll dem Farbenrausch des Wortes geben, sich in Melodien der Heimat und des Orients wiegen. In beiden tief und schön! Ein Buch, das imstande ist, auch den grauesten Alltagshimmel mit blauseidenen Traumtapeten auszuschnücken.

Marienbader Zeitung, September 1933. Es ist die Gabe eines feinsinnigen, empfindsamen Dichters, der nicht in die Saiten griff, um die Hochflut poetischer Erzeugnisse überflüssigerweise zu vermehren, nein, Kalinczuk hat seiner Lesergemeinde wirklich vieles und neues in schönster Form zu sagen. — Schon als junger, lebenslustiger und flotter Korpsstudent in der schönen Donaustadt wußte er Töne anzuschlagen, wie sie das unter dem Burschenbunde pulsende junge Herz seiner Kommilitonen und aller deutschen Studenten höher schlagen ließen... Welcher Akademiker, welcher Sangesfrohe überhaupt kennt nicht und sang nicht sein unvergleichlich schönes, in seiner einfachen volkstümlichen Schlichtheit ans Herz sprechende, von Wehmut durchhauchte Lied „Sing Sang, Kling Klang, es zog ein Bursch hinaus“. Dieses Lied allein, hätte der Dichter weiter nichts geschrieben, hätte ihm ein stetes Treugedenken der akademischen Jugend, ja der deutschen Jugend überhaupt, mit Recht gesichert. — Sehr begrüßenswert ist der vorliegende reichhaltige und übrigens vom Verleger sehr geschmackvoll ausgestattete Versband: Durchwegs gute, sättigende, manchmal schwere Geisteskost, keine wesenslose gedankenseichte Goldschnittlyrik, wie sie uns heute unkrautgleich überwuchert. Gutes, gediegenes Gedankengold, oft aphoristische Perlen und farbensprühender Schliff, philosophische Vertiefung, holzschnittartige Wucht der Gestalten. Das ganze Menschenleben in seinen Höhen und Tiefen, in all seinen Wundern und Grauen, mit allen Ahnungen, Rätseln und Widersprüchen, schaut der Dichterseher mit prophetischem Sinn und Aug. Durch das geschliffene Prisma der Poesie betrachtet er das kurze Erdendasein mit allem Licht und allem Schatten und unter dem Aspekte der Ewigkeit, der Unendlichkeit. Das Gesagte mit Zitaten aus seinem schönen Buche zu belegen ist hier leider nicht möglich. Man nehme sein Buch, lese es und überzeuge sich selbst. So sehr ist Kalinczuk Lyriker, daß auch in den sieben längeren Dichtungen die in der zweiten Abteilung des Buches unter dem Titel „Balladen und Legenden“ zusammengefaßt sind, das lyrische Moment beiweitem überwiegt. Das Stoffliche, die Fabel, ist ihm auch da nur Mittel zum Zwecke, zum heiligen Zwecke, nämlich auch wieder Dolmetsch zu sein den Gefühlen, Ahnungen und Rätseln der Menschenseele. Die Mutterliebe, eines der Lieblingsthemen des Dichters, wird in verschiedenen Variationen besungen und verherrlicht. Hat ja doch das ganze Buch der Dichter seiner verewigten Mutter gewidmet.

Dr. Anton Garkisch.

Egerer Zeitung vom 6. Juni 1934. „Traumland“. Dichtungen von Jonél Kalinczuk. (Krystall-Verlag, Wien). Wer vermag in dem Verfasser des Werkes „Traumland“ den allzu bescheiden und abseits vom Weltgetriebe im Verborgenen Schaffenden, den Dichter des berühmten Studentenliedes „Ein treues Herz voll Liebeslust, an Liedern reich und Sangeslust“, mit dem Refrain: „Sing, sang und kling, klang, es zog ein Bursch hinaus“, zu vermuten? Von ihm entstand das „Traumland“, das im Gegensatz zu dem unvergänglichen, jauchzenden „Sing-Sang“-Lied, mit schweren Moll-Akkorden durchdrungen ist. Unter dem Titel „Traumland“ erschien ein sehr bemerkenswertes poetisches Werk, das volle Aufmerksamkeit verdient. Lyrik steht man heutzutage ziemlich skeptisch gegenüber; doch beim Lesen dieses Werkes wird man vollständig bekehrt von der wunderbaren Sprache des Dichters, die aus jeder Zeile hervortritt. Die Tiefe der Gedanken, verbunden mit allen Feinheiten des Ausdrucks, verleihen diesem Buch ganz besonders nachhaltige Wirkungen. Die Liebe zur Natur, zum Waldes- und Meeresrauschen, die Schilderung des Lebens in allen Licht- und Schattengestalten, offenbart sich in gediegenster Weise. In allen Balladen und Legenden, denen rumänische Motive zugrunde liegen, sowie in dem Epos „Fata Morgana“ wird der Leser ebenso ergriffen, wie von deren prächtigen Darstellung entzückt. Der Verfasser ist in der Literatur nicht unbekannt und erfreut sich eines hervorragenden Rufes, den seine Dichtungen, u. a. auch „Die Glocken von Boruti“ (C. Frommes Verlag, Wien, 2. Auflage) errungen haben. In der Reihe der Gedichte dieses umfassenden Bandes findet man lyrische Blüten voll Wehmut und schwer verhaltener Sehnsucht. Es ist die Welt Lenaus, die sich hier mit der eigenen Welt eines neuen Dichters vermählt: voll Schwung und Kraft. Inmitten unserer durch Sachlichkeiten übersättigten Welt ist ein Werk von solch tiefer lyrischer Metaphysik in der Tat eine Einzelerscheinung. Erstaunliche Schlichtheit und formvollendeter Ausdruck verbinden sich hier in glücklicher Harmonie mit innigstem Empfinden. Jedenfalls gehören diese Gedichte zu den reifsten und schönsten ihrer Art, die in den letzten Jahren erschienen sind. r. s.

Salzburger Volksblatt vom 25. Oktober 1933. Traumland. Gedichte von Jonél Kalinczuk (Krystall-Verlag, Wien). Glückliche, wer so große Distanz zu den Gärungen und dem peitschenden Drang unserer Gegenwart zu wahren vermag, wie dieser germanisierte Rumäne. Deutsch in der Sprache und in der Meditation, ist der Dichter in seinem Hang zum Balladesken und Epischen offensichtlich rumänischem Geist und Blute dienstbar. Er liebt es, zu erzählen, romantisch und breit ausgesponnen, auch dort, wo er sich mit Sinn oder Unsinn des Lebens auseinandersetzt. Ein friedlicher, ein guter Mensch — er widmet den Erlös der ersten Auflage seines Traumlandes den österreichischen Blinden — redet sich von der Seele, was ihn bewegt, begeistert, betrübt. Er bäumt sich nicht auf, sondern schaut das Leben zuweilen an und wendet sich wieder seiner Einsamkeit und längstvergangenen Zeiten zu. Er strebt zu Lenau hin.

A—r.

Aussiger Tagblatt, Jänner 1934. Ein ansehnlicher Band Gedichte, die durchwegs Zeugnisse einer starken, tiefinnerlichen Empfindungswelt sind, in denen sich ein sicheres Formtalent in ansprechender Art äußert. Ein beachtenswertes Gestaltungsvermögen offenbart sich in den Balladen und Romanzen, weiterhin aber besonders in dem romantischen Epos „Fata morgana“, das den schönen Abschluß des in allen seinen Teilen wohlabgerundeten und lesenswerten Bandes bildet, das auch drucktechnisch sich sehr vorteilhaft darstellt.

Berner Tagblatt vom 6. Juni 1934. „Traumland“ von Jonél Kalinczuk. (Krystall-Verlag, Wien). In unserer technischen, positiv eingestellten Zeit, sind nicht viele Dichter der Romantik aufzuzählen. Wir meinen die echte, zarte Romantik, welche feine Saiten erklingen läßt, in deren Grund das Märchenhafte liegt, wo das Heldenhafte noch eine Rolle spielt. Und man freut sich, daß trotz dem rauhen, rücksichtslosen Vorwärtsstürmen der heutigen Menschheit noch ein wahrer, seelenvoller Dichter aufgestanden ist und dem Publikum den Schatz seiner in wundervoller Ausdrucksweise geprägten reichen Gedanken geschenkt hat. Jonél Kalinczuk ist uns in der Schweiz unbekannt, aber in seiner rumänischen Heimat und in Oesterreich wird seine reingeistige Kunst geschätzt und hoch angesehen. Und wenn man hinzufügt, daß der Dichter ein erfahrener, langjähriger Arzt ist, welcher der Realität offen ins Auge sieht, so staunt man, wie trotzdem seine Gedichte den zarten, melancholischen Hauch bewahren

konnten, welcher uns so lebhaft an die großen Klassiker mahnt. Die Balladen und Legenden sind von einfacher Größe, bauen sich interessant auf, in wohlklingenden Versen gemeistert. Durch die Gedichte webt ein Zauber, der dem Leser unwillkürlich seine stille Melancholie und Entsagung mitteilt, der aber in seiner lieblichen Form entzückt. Wir hoffen, daß auch bei uns Jonél Kalinczuk die verständnisvollen Leser und Liebhaber wirklich guter Dichtung für sich gewinnen wird, und möchten seinem Buche recht guten Erfolg wünschen, auch über die Grenzen seines Landes hinaus, als eine Bereicherung deutscher Literatur.

S. v. M.

Wir fügen hier zur Probe eines der charakteristischsten Gedichte des Buches hinzu.

Einsicht.

So lange dir des Lebens Mai erblüht,
Pflückst du die Blumen ohne Wahl und Zahl,
Du freust dich ihrer einen Augenblick
Und läßt sie achtlos dann zu Boden fallen,
Wo sie im Staub verwelken und verdorren.
Was sind dir Blumen, die im Maien blüh'n?
Ein Spiel der Laune, wie der Tag es zeugt.
Doch dann, wenn einst des Lebens Herbst erscheint,
Wenn er die Blätter fahl und bräunlich färbt,
Wenn sich im Walde graue Nebel senken,
Dann sehnt das Herz sich nach dem Frühling wieder
Und nach den Blumen in des Maien Pracht.
Doch ach — die Zeit des Blühens ist vorüber!
Was einst du achtlos auf den Weg gestreut,
Das lebt im alten Herzen nie mehr auf.
Nur einmal gibt der Lenz mit vollen Armen
Die schönen Gaben her, die er erzeugt.
Dann kommt der Herbst und kühler Morgenfrost,
Und alles, was gewesen, wird zum Traum!

Deutsche Allgemeine Czernowitzer Zeitung, September 1933.
.... Das Farbenspiel der Reime fließt so rein und duftig,
wie zu einem prachtvollen Blumenstrauß sich Blume an
Blume anreihet. Von der erotischen Machtspähre (sexappeal)
der Blumenwelt selbst ergriffen, hat Kalinczuks Seelenstim-
mung den feinsinnigsten Lebenszauber erträumt: Aus den
erdachten Freuden und Leiden der Blumen quillt der sub-
tile Elan zur offenbarenden Läuterung, daß Blumen die
Brennpunkte allen Liebeslebens sind. Es gibt überhaupt kein
Altern, insolange das Menschenherz sich über das Entfalten
einer Blume freut und an ihrem Sterben so viel Anteil
nimmt. Ohne zu übertreiben, muß ich noch feststellen, daß
Kalinczuks „Traumland“ für die heute versachlichte Jugend
die beste Schule ist, um wieder zur wahren Lyrik und
Romantik zurückzukehren. Ein Wiener Kritiker schreibt:
„seit Lenau ist eine derartig gedanklich tiefe Lyrik in deutschen
Landen noch nicht geschrieben worden; der Autor bezwingt
und erschüttert jene, die seinen Spuren folgen; aber werden
es viele sein?“ — ... Inmitten unserer durch Krisenstürme
verärgerten Lebenssachlichkeiten sind wir vom heiteren Licht-
schein einer lyrischen Metaphysik überrascht worden, die
uns förmlich in ein „überweltliches“ (Kalinczuks Ausdruck)
Dasein von Lust und Liebe hinausführt. Mitträumend werden
wir darin von einer unendlichen Seelentiefe ergriffen.

Nicolai Turcan.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

- Seite 21, 5. Strophe, 1. Zeile:
statt Gespinnst — Gespinst;
- „ 26, III., 2. Zeile:
statt In Zagen — Im Zagen;
- „ 26, III., 2. Zeile:
statt In Bangen — Im Bangen;
- „ 28, V., 5. Zeile:
statt zerbrochenem — zerbrochenen;
- „ 42, 5. Zeile:
statt spätem H. — späten H.;
- „ 66, 6. Zeile:
statt meerdurchfugtem — meerdurch-
fugten Z.;
- „ 71, 3. Strophe, 4. Zeile:
statt Leiden — leiden;
- „ 78, 3. Zeile:
statt langem Schl. — langen Schl.;
- „ 146, 3. Strophe, 4. Zeile:
statt eilt herbei — eilet her;
- „ 177, 9. Zeile:
statt Weltruf — Weheruf;
- „ 204, vorletzte Zeile:
statt Mitte — Mitten;
- „ 254, 6. und 7. Zeile:
sollen getauscht werden.

Von demselben Verfasser erschien
im Verlag C. Fromme Wien—Leipzig
die romantische Dichtung
„DIE GLOCKEN VON BORUTI“
2. Auflage

und die rumänische Ausgabe derselben
(Übersetzer: Jancu G. Tomoiaga) im Ver-
lage „Rumänisch literarisch-culturelle So-
cietät“ in der Bucovina.
(Derzeit beide vergriffen.)



VERIFICATION
OF THE
ORIGINAL
TEXT
OF THE
WORK
BY
THE
PUBLISHERS
AND
THE
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

Krystall-Verlag Ges m. b. H., Wien I.

Druck: Friedrich Pustet, Wien VII, Andreasgasse 6.

LIBRARY
OF THE
PUBLISHERS
AND
THE
LIBRARY

VERIFICAT
1987

VERIFICAT
2007

VERIFICAT
2017